

NEUE ORDNUNG

Nr.: 617

TAG: Juni 1984

## Die Psyche der Völker des Habsburgerreiches

von Helwig ADOLPH-AUFFENBERG

Am 28. Juli 1914 wurde Österreich-Ungarns Wehrmacht generalmobil gemacht. Sie trat an, um die Donaumonarchie zu verteidigen, dieses so oft lebensmüde scheinende Reich war wahrlich des Schutzes wert, denn obgleich es schon mächtig im Gebälk knisterte, bot der Doppelstaat seinen Völkern immer noch die Segnungen einer übernationalen mitteleuropäischen Großmacht. Der Schock des Fürstenmordes von Sarajewo riß die „Völkerfamilie“ aus Zank und Schlaf, anstelle der Zentrifugalbestrebungen der einzelnen Nationalismen trat das Einheitsgefühl, daß dieses von verschiedenen Chauvinisten so oft verlästerte Österreich-Ungarn doch das Vaterland aller seiner völkisch so verschiedenen Bürger sei. Zu großen Erstaunen Serbiens, Rußlands, Frankreichs, Großbritanniens und wohl auch Italiens, das damals noch der „Verbündete“ der Mittelmächte war, trat das ein, was Bismarck einmal prophezeit hatte: „Lasset Kaiser Franz Joseph in den Sattel steigen und ihr werdet sehen, wie ihm seine Völker folgen!“ Summarisch gesehen hat die bewaffnete Macht, dieser durch den Fahneid geschmiedete „Schmelztiegel“ aller Nationalitäten, auch bis zum bitteren Ende durchgehalten. Dieses Durchhalten, woran das deutschösterreichische Element ein gerüttelt Maß an Verdienst hat, ist umso höher zu bewerten, da die Mehrheit des völk-

schen Konglomerates, aus dem sich die Bewohnerschaft der Doppelmonarchie zusammensetzte, in den Feinden der Mittelmächte ihre „Brüder“ oder zumindest wohlwollende Freunde sah, in welchem Sinne auch die iridentischen Agitationen arbeiteten.

Es überstiege natürlich bei weitem den Rahmen einer historischen Rückschau, würde man die Psyche jeder einzelnen der unter dem Doppeladler vereint gewesenen Nationalitäten unter der Lupe betrachten. Stellvertretend für alle seien daher drei der charakteristischsten aus diesem Kranz der Völkerschaften hervorgehoben. Die Deutschen, die Magyaren und die Tschechen. Die prominentesten Repräsentanten der letzteren waren ins Ausland emigriert, gemeint sind vor allem Masaryk, Benesch usw., sie meinten ihrer Nation etwas Gutes zu tun, indem sie auf den Untergang des Habsburgerreiches hinarbeiteten. Vergessen wir nicht, daß der römisch-deutsche Kaiser Franz II. im August 1804, allerdings unter dem Druck Napoleons, seine Erblande zum selbständigen Kaisertum Österreich erklärte. Zwei Jahre lang führte dieser Habsburger zwei Imperatorentitel, den als römisch-deutscher Kaiser Franz II. und jenen als Kaiser Franz I. von Österreich. Im August 1806 legte er die römisch-deutsche Kaiserkrone nieder.

Dieses Erbkaisertum Österreich wurde von den Deutschen getragen. Über die durch den für das Habsburgerreich negativ verlaufenen Bruderkrieg von 1866 heraufbeschworene Entwicklung geben meines Großvaters unveröffentlichte Notizen Auskunft: „Österreich war aus Deutschland hinausgedrängt worden, wodurch die Deutschösterreicher schier über Nacht im eigenen Vaterland zur Minorität geworden, weil eben der Rückhalt gebende Deutsche Bund nicht mehr existierte!“ So mußte es 1867 zum Ausgleich mit Ungarn kommen, ein Sieg des magyarischen Nationalismus, dem es gelang, das bisherige Erbkaisertum Österreich zu beseitigen und an seine Stelle die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn zu setzen. Nun sei wieder Auffenberg zitiert: „Gewiß waren, zumindest was die österreichische Reichshälfte anlangte, die Deutschösterreicher nach außen hin weiter tonangebend, aber praktisch mußte die Regierung immer laviieren und Kompromisse schließen, oft um sich behaupten zu können eine Nationalität gegen die andere ausspielen. So entstand der spezielle österreichische Regierungstitel, der unter der Markenbezeichnung ‚Fortwursteln‘ in die Geschichte eingegangen ist“. Dies hat die Position des Deutschtums im Habsburgerreich schleichend geschwächt, weil sich die anderen Nationalitäten kraft ihrer zahlenmäßigen Überlegenheit immer selbstbewußter und fordernder benahmen. Aus den zahlreichen Städten der einstigen Donaumonarchie, die bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts eine überwiegend deutsche Bewohnerschaft hatten, sei Prag, Brünn, Olmütz, Laibach usw. genannt. Von Generation zu Generation war aber das deutsche Element immer mehr in die Verteidigung gedrängt. Bis zum Ausbruch der französischen Revolution erwachsen dem Habsburgerreich aus seiner Vielfalt keinerlei Schwierigkeiten, denn erst durch diese Revolution entstand der Nationalismus. Er wurde mit seinen Auswirkungen auf die Donaumonarchie immer stärker, besonders wie schon erwähnt, seit dem Bruderkrieg 1866.

Hier springt einem besonders die magyarische Eigensucht ins Auge, die sich nach dem „67er Ausgleich“ zunehmend als Belastungsfaktor bemerkbar machte. Hierzu darf ich wieder meinen Großvater zitieren: „Die Ungarn bzw. ihre Führung bewies großes Geschick für die kleinen Ziele der Politik, die sie fast ausnahmslos zum Schaden der Gesamtinteressen des Reiches erreichten. Aber das Machtstreben des Magyarentums stand im Widerspruch zu seinen Möglichkeiten, daher die Flucht in den Radikalchauvinismus, also alle Völker, die sich im Machtbereich der Stephanskronen befanden, zu magyarisieren“.

Dies erboste speziell unter den südsl-

1984 Juni 1984

TAG

2/17

...nahm... besuch... wurden. Vor kurzer Zeit...  
...nahm... besuch... wurden. Vor kurzer Zeit...  
...nahm... besuch... wurden. Vor kurzer Zeit...

...nahm... besuch... wurden. Vor kurzer Zeit...  
...nahm... besuch... wurden. Vor kurzer Zeit...  
...nahm... besuch... wurden. Vor kurzer Zeit...

...nahm... besuch... wurden. Vor kurzer Zeit...  
...nahm... besuch... wurden. Vor kurzer Zeit...  
...nahm... besuch... wurden. Vor kurzer Zeit...



...nahm... besuch... wurden. Vor kurzer Zeit...  
...nahm... besuch... wurden. Vor kurzer Zeit...  
...nahm... besuch... wurden. Vor kurzer Zeit...

wischen Völkern die Kroaten. Sie und die Deutschen des Habsburgerreiches fühlten sich am engsten und treuesten der Dynastie verbunden. Auffenberg stellt in seinen Notizen wörtlich fest: „Gewiß haben die Ungarn namentlich am Anfang des Weltkrieges 1914-1918 große Opfer gebracht, aber der Wert des Einsatzes, den sie für die gemeinsame Sache gebracht, wurde durch ihren nationalen Egoismus gemindert. Diese Eigensucht ließ den agrarischen Reichtum Ungarns nicht vollkommen zum Wohl der Reichsgesamtheit zu. Als die österreichische Reichshälfte schon längst hungerte, herrschten in Ungarn dank seiner landwirtschaftlichen Potenz noch nahezu friedensmäßige Ernährungsverhältnisse!“

Die Tschechen sind begabt und vielseitig verwendbar, aber auch sie waren sich der Segnungen nicht bewußt, einer übernationalen Großmacht anzugehören. Trotz aller Mängel, die nun einmal jedem Menschenwerk eigen sind, war die Donaumonarchie ein taugliches Modell, wie die Verwirklichung der Paneuropa-Idee mit einiger Aussicht auf Erfolg anzupacken sei, denn hier wurde peinlich auf die Wahrung der Eigenart jeder einzelnen Nationalität Bedacht genommen. Dies hat das Deutschösterreichertum mit einer Korrektheit getan, die oft hart an die Grenzen der Selbstverleugnung ging und ist doch, weil es staatstragend war, von seinen Feinden als „Germanisierender Kerkermeister“ verunglimpft worden.

...nahm... besuch... wurden. Vor kurzer Zeit...  
...nahm... besuch... wurden. Vor kurzer Zeit...  
...nahm... besuch... wurden. Vor kurzer Zeit...

...nahm... besuch... wurden. Vor kurzer Zeit...  
...nahm... besuch... wurden. Vor kurzer Zeit...  
...nahm... besuch... wurden. Vor kurzer Zeit...

...nahm... besuch... wurden. Vor kurzer Zeit...  
...nahm... besuch... wurden. Vor kurzer Zeit...  
...nahm... besuch... wurden. Vor kurzer Zeit...

...nahm... besuch... wurden. Vor kurzer Zeit...  
...nahm... besuch... wurden. Vor kurzer Zeit...  
...nahm... besuch... wurden. Vor kurzer Zeit...

NEUE ORDNUNG

Nr.: 617 TAG: Juni / Juli 1984

28. JUNI 1914 – SARAJEVO

## Vor 70 Jahren begann die Zerstörung Europas

Am 28. Juni 1914 wurde in der Hauptstadt Bosniens, in Sarajewo, der österreichische Thronfolger, Erzherzog Ferdinand und seine Gemahlin Sophie, geborene Gräfin Chotek, auf offener Straße ermordet. Diesem Fürstenmord wird die auslösende Wirkung zum ersten Weltkrieg zugesprochen. Das Attentat verübten Männer des serbisch-panslawistischen Geheimbundes „Schwarze Hand“. Die Oberleitung der Planung, Vorbereitung und Durchführung lag in den Händen des Obersten im serbischen Generalstab, Dimitrowitsch. Daß er Mitglied der Belgrader Freimaurerloge war, dürfte kein Zufall gewesen sein, denn die Fäden wurden in der Pariser Großloge „Grand Orient“ gesponnen. Von hier liefen sie entsprechend der gegebenen Interessensverflechtung zu den Großlogen Englands, Rußlands, der USA und dort hin, wo Einfluß auf die Politik der Staaten, die gegen die

Mittelmächte gerichtet war, ausgeübt werden konnte.

### Die Zerschlagung Altösterreichs

Als es um die Zerschlagung der Doppelmonarchie und die Entmachtung Deutschlands ging, waren nicht zuletzt freimaurerische Kräfte am Werk. Beide Großmächte stellten als Ordnungsmächte in Europa einen wertvollen, die Lage stabilisierenden Faktor dar. Das schloß notwendige innere Reformen nicht aus, zumals durch die Industrialisierung ein gesellschaftlicher Strukturwandel im Fortschreiten war.

Franz Ferdinand war ein im katholischen Sinne erzogener gläubiger Christ. So stand er den Freimaurern ablehnend gegenüber, aber nicht nur deshalb, er wußte um den Einfluß der Pariser Loge in Petersburg und auch vom Urteil, das in diesen Kreisen gegen ihn gefällt worden

war. Eigene Aussprüche und Aussagen des unter Kaiser Karl gewesenen Außenministers Graf Czernin, bestätigen dies. An Warnungen fehlte es sicher nicht. Seine politischen Ziele waren kein Geheimnis gewesen. Ihm ging es vornehmlich darum, die vielen erkannten Schwachpunkte dieses Vielvölkerstaates zu beseitigen. Dazu hätte es durchgreifender Reformen bedurft. Die nichtdeutschen Völker, mündig geworden, wie die Tschechen, Ungarn, Polen, auch die Slawen im Südosten des Reiches, strebten nach weitgehender Selbständigkeit. Dem wollte der Thronfolger als Kaiser Rechnung tragen, um den Panlawisten, die von Rußland gelenkt wurden, den Wind aus den Segeln zu nehmen. Das wollte er auch dort, wo destruktive Kräfte der Internationale Wirkung zeigten. Sein ureigendstes Gebiet war das Heer. In Rüstung und Ausrüstung mangelte es, die freigegebenen Budget-



Anlaß zur bosnischen Reise des Erzherzog-Thronfolgers waren die Manöver der Truppen des 15. und 16. Korps der österreichisch-ungarischen Armee gewesen. Politisch sah man in der Präsenz eines Mitgliedes des Kaiserhauses in diesem etwas unruhigen Land nur Gutes. Der Kaiser selbst war das letzte Mal im Frühjahr 1910 hier gewesen.

mittel waren unzureichend, die Flotte hatte es etwas besser, blieb aber ein Torso. In vielem glich dieser Staat einem Geschichtsmuseum, war zwar sehr traditionsbewußt, aber als Macht glich er eher einem Papiertiger. Das wußten auch seine Gegner. Besonders gefährlich mußte diesen die beabsichtigte Dreiteilung in eine Föderation von Deutschen, Ungarn und Slawen erscheinen, bei der dem Königreich Ungarn Kroatien weggenommen werden sollte. In der Außenpolitik sollte der Friede mit Rußland weitgehendst gesichert werden, wenn erforderlich unter Verzicht auf Teile Galiziens. Das Bündnis mit Deutschland sollte noch mehr gefestigt werden, um den Großdeutschen keine propagandistische Handhabe zu lassen, die von einer Slawisierung Österreichs sprachen.

### Die Einkreisung

Für die Gegner deutscher Macht war Deutschland Feind Nr. 1. Darum fand ein Einkreisungsspiel statt, das 1914 so gut wie abgeschlossen war. Am Krisenherd Balkan, mit Serbien als Hauptunruhestifter, bot sich an Betracht der herrschenden Bündnisverträge die Initialzündung zu einem Großkrieg an, genauso wie 1939 in Polen. Die diversen Unzufriedenen in den Staaten der Mittelmächte wußte die Gegenseite mit ins Spiel zu bringen.

Die Aussicht auf das „Große Geschäft“, wenn es in Europa zu einem Großkrieg käme, war für Kreise, unter Einfluß der Wallstreet stehend, Anlaß, eine Haß- und Greuelpropaganda frühzeitig zu finanzieren, die sich gegen Preußen, Deutschland und den Kaiser im besonderen und das deutsche Volk im allgemeinen richtete, wobei die Themen über deutsche monarchiefeindliche Hetzblätter und Kabarets frei Haus geliefert wurden. Die zentrale Leitung zu dieser Verleumdungskampagne lag damals noch in London, später in New York.

Serbien war ein kleiner Bauernstaat, 500 Jahre Fremdherrschaft unter den Türken forderte, um überleben zu können, einen überspitzten Patriotismus. So fühlten sich die Serben als die Preußen des Balkans, was zu einer Maßlosigkeit und Selbstüberschätzung führte. Mit dem Wohlwollen der Weltfreimaurerei, der Großloge „Grand Orient“ und dem Hilfsversprechen Rußlands, fühlten sie sich stark. Sie träumten von einem Großserbien, dem späteren Jugoslawien. Das konnte nur mit der Zerschlagung der k. u. k. Monarchie verwirklicht werden.

Österreich reagierte auf den Thronfolgermord mit großer Schärfe und Kriegsandrohung. Durch die serbische Zurückweisung war Österreich gezwungen, zu handeln. Damit war die gewünschte Kettenreaktion ausgelöst worden, die zum ersten Weltkrieg führte. Wie es weiter ging, wissen wir, was weniger bekannt ist und von den Historikern bewußt übersehen wird, das sind die Akteure hinter den Ku-

lissen der Geschichte. Die schamlose Vergewaltigung unseres Volkes, seine wirtschaftliche Ausplünderung als Folge der Entmachtung, die Brandmarkung als allein Schuldiger am Zustandekommen dieses Krieges, der in der vierjährigen Phase 10 Millionen Tote forderte, sollte und mußte zu einer Abwehrreaktion des ganzen deutschen Volkes führen. 20 Jahre nach Versailles und St. Germain wußten die gleichen Gegner aus einem „Fall Danzig“, dieser unter polnischem Druck gestandenen rein deutschen Stadt, einen zweiten Weltkrieg einzuleiten. Nun mußten 55 Millionen Menschen das Leben lassen.

Wie von Graf Leon de Poncin, Paris 1936, in einem Buch kundgetan, wurde am 28. Juni 1917 ein internationales Freimaurertreffen in Paris zu dem Zwecke gemacht, um unter Vorsitz des Großorientes Beschlüsse über Ziel und Grundlagen der Friedensregelung nach Kriegsende zu fassen. Hier wurde auch der Völkerbund aus der Taufe gehoben, dem die Aufgabe zugedacht war, ein friedenssicherndes Organ im Sinne dieser Regelung zu sein. Das war kurz nach der amerikanischen Kriegserklärung an Deutschland. In einer vom FM-Kongreß an Präsident Woodrow Wilson gerichteten Ergebnisadresse wurde u. a. die völlige Übereinstimmung seiner Politik mit den „Ewigen Prinzipien der Freimaurerei“ sowie der „Verteidigung der Zivilisation und Freiheit der Völker“ mit Dankbarkeit bestätigt. Wilson gehörte wie später Franklin D. Roosevelt dem 33. Freimaurergrad an.

So soll auch F. D. Roosevelt das Schlußwort haben: „In der Politik geschieht nichts zufällig. Wenn etwas geschieht, kann man sicher sein, daß es auch auf diese Weise geplant war“.

e. st.

DIE WELTWOCH

Nr.: 25

TAG: 21.6.1984

Schwache Monarchen, schwache Politiker und die Bluttat eines Fanatikers:  
Über Sarajevo in die Katastrophe

# Sie liebten den Frieden - und machten den Krieg

## Reiners: «In Europa gehen die Lichter aus»

«In Europa gehen die Lichter aus», sagte bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges der britische Außenminister Sir Edward Grey. Und düster fügte er hinzu, seine Generation werde den Tag nicht mehr erleben, an dem diese Lichter wieder zu leuchten begännen.

«In Europa gehen die Lichter aus»: So heisst das Meisterwerk des frühverstorbenen bedeutenden Münchner Historikers Ludwig Reiners, das vor rund 30 Jahren im Verlag C. H. Beck, München, erschienen und heute im Buchhandel nicht mehr erhältlich ist. Es ist eine der fundamentalen geschichtlichen Darstellungen des Kriegsausbruches von 1914 und zeigt mit erschreckender Deutlichkeit die furchtbaren Konsequenzen eines politischen Handelns auf, das nicht von Willensstärke und Machtbewusstsein, sondern von geradezu beklemmender Unentschlossenheit und Inferiorität geprägt war.

Zum Anlass des 70. Jahrestages des Attentates von Sarajevo (28. Juni 1914) veröffentlichen wir aus Reiners' Buch das Kapitel, das die Vorgeschichte der tödlichen Schüsse auf den österreichischen Thronfolger erzählt.

Als der Erste Weltkrieg über die Menschheit hereinbrach, wurde Europa von Pazifisten regiert. Keiner der Staatsmänner jener Tage war eine Eroberernatur; fast alle waren schwache, ängstliche Geister, die eine sanfte Stunde unter den Weiden eines Forellnbaches oder einen besinnlichen Leseabend am Kaminfeuer dem Ruhm eines Weltensiegers aus tiefem Herzen vorzogen. Sie alle hätten ausrufen können, was der englische Außenminister Sir Edward Grey bei Ausbruch des Krieges ausgerufen hat, als man ihm zu der Abstimmung des Unterhauses gratulierte: «Ich hasse den Krieg!»

Da waren die drei Kaiser. Jeder von ihnen hätte einige Jahre seines Lebens hingeben, wenn er diesen Krieg hätte vermeiden können, und das aus dem einfachen Grunde, weil sie alle drei mit einer Niederlage rechneten, ja Thron und Leben zu verlieren fürchteten. Völlig verzweifelt schrieb Wilhelm, als er den Krieg hereinbrechen

sah, auf einen Bericht seines Petersburger Botschafters, Deutschland werde an diesem Krieg verbluten und er werde zugrunde gehen; aber wenigstens solle England dann Indien verlieren. Etwas gemessener erklärte Franz Joseph, wenn die Monarchie schon untergehen müsse, so möge sie wenigstens anständig untergehen. Dem Zaren vollends konnten seine Berater die Unterzeichnung des Mobilmachungsbefehls nur abringen, indem sie ihm versicherten, er gefährde sein Leben, wenn er sich weigerte.

Und nicht nur den Monarchen zitterten die Hände, wenn sie in jenen Tagen die verhängnisvollen Dokumentenmappen öffneten. Auch ihre Minister hatten - wie Jagow gestand - das Herz «nicht nur in den Hosen, sondern in den Stiefelspitzen». Bethmann-Hollweg, ein Mann kantischer Pflichterfüllung, ein Professor, immer mit der Kreide in der Hand, rührend bemüht, die Vorschriften seines Gewissens in Einklang zu bringen mit dem, was er für Politik hielt, schwankte nur zwischen zwei Angstzuständen hin und her: der Angst vor dem Krieg und der Angst, die Mobilmachung zu spät anzuordnen. Er hat noch im Tode nicht verstanden, wie aus der sanften Schale seines Gemütes so viel blutrotes Unheil hat emporschiessen können.

## Furcht vor der allslawischen Presse

Der russische Außenminister Sazonow war ein kränklicher, weicher, feminin-slawischer Mensch und eine religiöse Natur - er hatte in seiner Jugend Mönch werden wollen und hätte sicher einen guten Kirchenfürsten abgegeben, zumal ihm die Verschlagenheit des Schwachen nicht abging. Wie alle Schwachen war er empfindlich. Er war Iswolskis Gehilfe gewesen, als der Außenminister wegen der diplomatischen Niederlage im Bosnienstreit entlassen wurde, und seine Lippen zitterten noch nach Jahren, wenn er davon sprach. Er war entschlossen, sich als starker Mann zu erweisen. Aus Furcht vor der allslawischen Presse hatte er sich allmählich mit der Überzeugung erfüllt, dass Russland eine Weltmission habe. Zum Außenminister war er ungeeignet; sein Mangel an menschlicher Substanz, seine Abneigung gegen scharfes Denken, seine persönliche Empfindlich-

keit und seine Vorliebe für moralische Erwägungen - die im Bereich der Politik natürlich für jede Lösung einen Vorwand boten - machten ihn zur leichten Beute kräftigerer, skrupelloser Naturen, denen er weder Instinkt noch Willen entgegenzusetzen konnte. Er war geschaffen, das Werkzeug einer ausgreifenden und hinterhältigen Politik zu werden. Mit Bethmann sprach er - Enkel einer Deutschen - deutsch. Seine geistigen Fähigkeiten hätten, nach dem Urteil Wittes, nur zum Konsul in Amsterdam gereicht.

Auch der britische Außenminister Grey galt vielen als ein Mann von begrenztem Horizont. Die Liberalen - so sagte man in London - hätten Grey gegen seinen Willen zum Außenminister gemacht, weil sie selbst von Weltpolitik nichts verstanden und Grey so dreinschauen könne, als sei ihm alles darüber bekannt. Sicher war, dass er die Stimmen der Singvögel besser verstand als die Sprache der Menschen. In seinen Erinnerungen erzählt er einmal: «Es gibt da Tage zu Anfang des Monats Mai, wo die Buchen in ihrem jungen Laub der englischen Landschaft eine lichte, zarte Schönheit verleihen, die wohl bekannt, aber unbeschreiblich ist. Nur wenige Tage dauert dieser Zauber; sehr bald werden die Blätter dunkler und steifer, sie sind dann noch schön, aber die traumhafte Pracht ist dahin.» Alljährlich an diesem «Buchen-tag» pflegte Sir Edward mit dem Fahrrad einen Buchenhain zu besuchen, der in der Nähe seines Landhauses lag. Zu den Füßen eines bestimmten Baumes nahm er seinen Lunch ein. «Hoch über meinem Haupte», erzählt er, «griff das Geäst, einen Baldachin bildend, ineinander; hie und da leuchtete der blaue Himmel durch; die Sonne stahl sich durch das zarte, hellgrüne Blattwerk, das sich manchmal - ganz leise - im Winde bewegte: das war es, was ich Jahr für Jahr zu sehen gewohnt war und was mich wie eine Vision in den Räumen des Foreign Office überkam, wenn die zweite Maienwoche herannahte. Ich dachte daran, sehnte es herbei, zählte darauf.» Während des Balkankrieges wurde ihm aber dieser «Buchentag» einmal durch ein Ultimatum an die Türkei durchkreuzt. «Dieses Ultimatum war notwendig, war aber der Abschluss eines langwährenden Streites gewesen, so dass man es nicht nötig gehabt hätte, eine bestimmte Woche.

geschweige denn just einen Sonntag für den Ablauf der Frist zu bestimmen. So musste ich denn weitere zwölf Monate warten, um den grossen Buchenwald in seiner mir vertrauten vollen Schönheit wiederzusehen.»

Der Aussenminister Österreichs, Graf Berchtold, war ein von Grund auf anderer Mensch als Bethmann, Sasonow oder Grey, aber auch er war keine kriegerische Persönlichkeit. Jedermann wusste, dass er reich, unselbständig und furchtsam war. Berchtold besass Charme und Eleganz; in seinem Vorzimmer hingen vier Überzieher, vier Hüte, vier Paar Handschuhe und vier Stöcke, damit er im Laufe des Tages nach Laune wechseln könne. Soweit ihm seine vielfältigen gesellschaftlichen und geschäftlichen Interessen und seine vorzüglichen Beziehungen zu den Wiener Modistinnen Zeit liessen, widmete er sich seinem Amt mit Eifer und schrieb eine gewandte Feder; aber er war – wie Kiderlen einmal ärgerlich schrieb – nicht mehr als ein «Kovalier»; der Schwabe hatte prophetisch hinzugefügt, wenn Berlin die Leitung Wien überlasse, «könnte uns das eines Tages viel kosten». Berchtold war trotz deutschen Namens ungarischer Staatsbürger, ohne freilich ungarisch zu sprechen; so gebärdete er sich magyarischer als die Magyaren. Als er Aussenminister wurde, hatte man das zunächst als schlechten Scherz angesehen; auch Berchtold selbst erklärte, für ihn gebe es als Aussenminister nur zwei angenehme Augenblicke: den Augenblick, in dem er als Nachfolger Metternichs die Glückwünsche der Standesgenossen entgegennehmen könne, und jenen Tag, an dem er zu Jagd und Rennstall zurückkehren dürfe. (Erst ein halbes Jahr nach Kriegsausbruch ging der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza zu Kaiser Franz Joseph – oder vielmehr wie Tisza als Ungar sagte: «zum König» –, um Berchtolds Entlassung zu verlangen. Im Vorzimmer traf er den Aussenminister und erklärte ihm offen, er werde seine Entlassung beantragen, denn Berchtold sei dem Posten nicht gewachsen. Sofort erwiderte der Graf mit seiner üblichen Bon-enfant-Manier im schönsten Wienerisch: «Aber bittä, sog es nur dem König; ich sog' es ihm schon lang, aber mir glaubt er es nicht!» Wenige Minuten darauf war Berchtold entlassen, aber es war um ein halbes Jahr zu spät.)

So sahen die Männer aus, die in den vier wichtigsten Staaten in jenen verhängnisvollen Tagen die Zepter der Macht in Händen hatten. Harmlose Köpfe werden vielleicht erstaunt sein, dass solch friedliebende und schwache Naturen Europa in den Weltkrieg gestürzt haben. Aber wenn wir die Ereignisse jenes Unheilsmonats erzählen, so wird sich zeigen: Der Weltkrieg ist nicht ausgebrochen, obwohl diese Männer sanft und friedlich waren, sondern gerade weil ihre zaghafte Unsicherheit sie hinderte, mit fester Hand den Weg aus dem Labyrinth zu bahnen. Dass Beschränktheit und Charakterschwäche für ein Volk ebenso

verhängnisvoll sind wie ein napoleoni-scher Ehrgeiz: das ist die Lehre der Julitage von 1914.

«Der einzige Daseinszweck Serbiens besteht darin, die südslawischen Provinzen von Österreich-Ungarn loszureissen.» Das war das Glaubensbekenntnis des serbischen Ministerpräsidenten Pasitsch. Er hatte eine Denkschrift verfasst, wie man die österreich-ungarische Verwaltung in Bosnien «diskreditieren und die Unzufriedenheit der Bevölkerung systematisch nähren» könne. Frieden und gute Nachbarschaft könne es zwischen Österreich-Ungarn und Serbien nur geben, wenn Österreich darauf verzichte, eine Grossmacht zu sein.

Um die südslawischen Provinzen von Österreich-Ungarn loszulösen, hatten die Serben zwei Vereine gegründet: die «Nationale Verteidigung» und die «Schwarze Hand». Der «Nationalen Verteidigung», an deren Spitze die führenden Minister standen, oblag die kulturelle Propaganda: Sie veranstaltete Vortragsreisen und Alphabetenkurse, sie unterhielt Heime mit revolutionären Büchereien, organisierte den Spionagedienst und bildete Freischärler im Schiessen, Bombenwerfen und im Sprengen von Eisenbahnbrücken aus. Die «Schwarze Hand» – ihr amtlicher Titel war «Vereinigung oder Tod» – war weniger harmlos. Die Satzung dieses Geheimbundes sagte in Artikel 2: «Die Vereinigung zieht terroristische Taten geistiger Propaganda vor.» Auf ihrem Urkundenstempel prangten gekreuzte Knochen, ein Totenschädel, ein Dolch, eine Bombe und eine Giftflasche. Wer in den Bund eintrat, musste «seine Person verpfänden». Vereinsvorsitzer war der Generalstabsobers Dragutin Dimitrijewitsch, genannt Apis, seine rechte Hand ein Major Tankositsch. Auf dem Gebiete politischer Morde war Apis der erste europäische Fachmann. Er hatte 1903 die Ermordung König Alexanders vorbildlich organisiert. In den folgenden Jahren hatte er keine so glückliche Hand gehabt: Komplotte gegen Franz Joseph, Nikita von Montenegro und Ferdinand von Bulgarien gelangten nicht zur Ausführung. Gegen die Statthalter von Kroatien und Bosnien veranstaltete er fünf Mordanschläge, aber den

## Sie liebten den Frieden – und machten den Krieg

Attentaten fielen nur einige untere Beamte zum Opfer; die Statthalter selbst blieben unverletzt. Mit der Durchführung pflegte die «Schwarze Hand» junge, in Belgrad lebende Bosnier zu betrauen. Die Attentäter, die sich teils selbst töteten, teils zu Kerkerstrafen verurteilt wurden, feierte man in Belgrad als Helden. Ausserdem hatte Serbien sogenannte «Grenzoffiziere» geschaffen, denen nicht nur Spionage, sondern vor allem die Vorbereitung von Aufstän-

den für den Kriegsfall oblag.

In Wien und Budapest war man unruhig. Noch lehnte die Mehrheit in den südslawischen Provinzen es ab, sich von serbischen Beamten beherrschen zu lassen, denn die Slowenen und Kroaten empfanden die Serben als arm und ungebildet. Aber die Jugend der ärmeren Schichten, in deren Köpfen nationalistische, sozialistische und anarchistische Gedanken durcheinandergingen, begann den Versprechungen zu lauschen. Generalstabschef Conrad empfahl, das Verschwörernest in Belgrad auszubrengen. Aber es gab einen Mann in der Monarchie, der das Törichte dieses Vorschlages klar erkannte. Dieser Mann war der Neffe des Kaisers, Erzherzog Franz Ferdinand.

## Den treulosen Kreaturen die Macht zeigen

Nach dem Selbstmord des Kronprinzen Rudolf war Franz Ferdinand Thronfolger geworden. Um ihn scharten sich die Speichellecker des Reiches. Aber es stellte sich heraus, dass er von seiner Mutter ein Lungenleiden geerbt hatte; er musste dem Thron wieder entsagen, und niemand kümmerte sich mehr um ihn. Menschenverachtung erfüllte den Kranken und zugleich der glühende Wunsch, diesen treulosen Kreaturen seine Macht zu zeigen: Sein Hass verlieh ihm die Stärke, sich mit eiserner Zucht gesund zu kurieren. Von neuem wurde er Thronfolger; von neuem umgab ihn die Schar der Bewunderer. Aber er enttäuschte sie abermals. Nach dem Willen des Kaisers sollte er eine Verwandte, die Erzherzogin Marie Christine, heiraten. Regelmässig erschien er in ihrer Familie, schon sahen die Eltern die Kaiserkrone auf dem Haupt der Tochter. Aber eines Tages liess Franz Ferdinand beim Tennisspiel eine Uhr liegen; Christines Mutter revidierte sie ein wenig, und statt des Bildnisses ihrer Tochter fand sie darin ein Bild einer ihrer Hofdamen, der Gräfin Sophie Chotek. Die Person musste das Haus am gleichen Abend verlassen, aber damit war das Problem nicht gelöst: Der Thronfolger erklärte, er werde die böhmische Gräfin heiraten. Franz Joseph verstand die Welt nicht mehr: Konnten nicht aus einer solchen unebenbürtigen Ehe Thronstreitigkeiten entstehen, konnten sie nicht zu einer Trennung von Österreich und Ungarn führen, in denen verschiedene Hausgesetze galten? War es denkbar, dass ein Mensch nur um einer blossen Liebe willen so seine Pflicht vergass? Aber der Erzherzog gab nicht nach; er erklärte dem Ministerpräsidenten, wenn er Sophie nicht heiraten dürfe, werde er sich erschiessen oder «ein Narr werden». Nur ein Mensch stand ihm bei, Kaiserin Elisabeth: «Heirate die Frau, die du liebst, Franz. Sonst bekommst du hässliche Kinder.» Schliesslich unterzeichnete Franz Ferdinand eine Urkunde, in der er für seine Kinder auf die Thronfolge ver-

zichtete; dann heiratete er Sophie in einer Ehe zur linken Hand, und der Kaiser machte die Gräfin zur Herzogin von Hohenburg. Aber sogleich begannen neue Quellen der Demütigung zu sprudeln: Bei allen Feierlichkeiten sass Sophie unter der jüngsten Erzherzogin; bisweilen hatte sie, wenn man zu Tische ging, keinen Herrn. Franz Ferdinand bangte um die Zukunft seiner Kinder und verfiel in schmutzigen Geiz. Die Menschenverachtung stand ihm bis an den Hals; er halte jeden Menschen für einen Schweinehund, bis er ihm das Gegenteil bewiesen habe. Er sah das Reich zerfallen und schrie seinen Oheim an: «Ich habe hier nicht mehr Einfluss als der letzte Hausknecht.» «Solang ich lebe, hat sich niemand in die Regierung zu mischen», antwortete der alte Kaiser. «Aber ich bin es, der für deine Fehler wird bezahlen müssen», antwortete der Thronfolger.

Franz Ferdinand war ein wirklicher Staatsmann. Er sah den einen Punkt, an dem man ansetzen musste: keinen törichteren Vorbeugungskrieg, sondern nach aussen Frieden – selbst unter Opfern –, nach innen Reform. Als während des Balkankrieges ein Konflikt mit Serbien drohte, warf er sein Gewicht für den Frieden in die Waagschale. «Nicht ein Schaf, nicht einen Zwetschgenbaum» wolle er von Serbien haben. Etwas ganz anderes brauche die Monarchie: Neubau im Innern. Man müsse Österreich-Ungarn in einen Bundesstaat verwandeln, in dem jedes der zehn oder zwölf Völker seine Heimstätte habe. Er liess sich Gutachten über einen Umbau erstatten und von dem Staatsrechtler der Columbia-Universität New York Vorträge über die amerikanische Bundesverfassung halten. «Die Vereinigten Staaten von Gross-Österreich» nannten seine Ratgeber diesen Plan. In diesem Rahmen wollte Franz Ferdinand auch die Südslawen-Frage lösen. Wenn die Kroaten, Bosnier und Dalmatiner erst ihren eigenen Staat «Illyrien» hatten – nur durch den gemeinsamen Monarchen, die gemeinsame Aussenpolitik und Armee mit den anderen Reichsteilen verbunden –, dann konnte Belgrad auf sie keine Anziehungskraft mehr ausüben. Im Gegenteil: Wenn dieser Südslawenstaat fünf Millionen Südslawen vereinigte, war es denkbar, dass das arme Ländchen Serbien dieser Anziehungskraft erlag. Freilich bedeutete dieser Plan auch die Teilung Ungarns, und der ungarische Adel dachte in seinem Globus-Standpunkt nicht daran, auch nur einen Quadratmeter von dem Gebiet der heiligen Stephanskronen abzugeben. Nun: Franz Ferdinand war genau der Mann, notfalls mit der Spitze des Schwertes die Neuordnung in Budapest zu erzwingen. Der ungarische Adel ahnte, dass in den Schubladen des Erzherzogs ein Aufruf lag, er werde den ungarischen Königseid erst nach der Neuordnung des Reiches leisten.

Finster und einsam stand der Erzherzog da. Der Hofadel hasste ihn wegen seiner Heirat, die Bürger wegen seiner Menschenverachtung und die Ungarn wegen seiner Pläne. Am meisten aber hassten ihn die Serben in Belgrad; denn er und nur er drohte alle ihre Hoffnungen zu zerstören. Der gescheiteste serbische Diplomat, Spaljakowitsch, erklärte 1912 geradeheraus, Serbien müsse die südslawischen Provinzen Österreichs erhalten, ehe Franz Ferdinand zur Regierung komme; nachher sei es zu spät.

Aber wie sollte man diese Aufgabe lösen? Gewiss, der Zar und Sasonow hatten den Serben immer wieder diese Provinzen versprochen. Aber sie hatten nachdrücklich hinzugefügt, vor 1917 könne Russland nicht fechten. Wie leicht konnte der 84-jährige Franz Joseph vorher sterben. Dann reformierte Franz Ferdinand das Reich, und die ganze serbische Einigungsbewegung war gescheitert. Es gab nur einen Ausweg.

Anfang 1914 entschloss sich Oberst Dimitrijewitsch, den Erzherzog-Thronfolger umbringen zu lassen; nach Kriegsausbruch pflegte er sich offen zu rühmen, dass er der «Organisator des Mordes» gewesen sei. Die Ausführung übernahmen drei in Belgrad lebende junge Bosnier, alle zwischen 18 und 20. Zwei von ihnen, Princip und Grabez, waren auf bosnischen Schulen gestrandet und besuchten jetzt das Gymnasium in Belgrad; der dritte, Gabrinovic, war Schriftsetzer. Sie waren alle schwächliche, unterernährte, wahrscheinlich tuberkulöse Jünglinge, mit ihren Familien zerfallen. Der ehrgeizigste war Princip, weil er im Türkenkrieg als zu schwächlich nach Hause geschickt worden war. Die drei Jünglinge wurden von dem bewährten Tankowsitsch und einem serbischen Eisenbahnbeamten namens Ciganowitsch mit Waffen aus serbischen Heeresbeständen versehen, im Bombenwerfen und Pistolenschiessen sorgfältig ausgebildet und genau instruiert. In unerbetener Fürsorge gab ihnen Tankowsitsch Zyankali mit, das sie gleich nach dem Attentat nehmen sollten; die «Schwarze Hand» wünschte keine unnötigen Plaudereien. Sodann sandte man die jungen Leute, drei Wochen bevor der Erzherzog zu einem Manöver nach Sarajevo, der Hauptstadt Bosniens, kam, durch einen sogenannten «Tunnel» nach Sarajevo; als Tunnel bezeichneten die Verschwörer die Schmugglerwege, auf denen sie mit Hilfe der «Grenzoffiziere» Menschen, Waffen und Flugschriften nach Bosnien schafften. Ein ehemaliger bosnischer Lehrer versprach, in Sarajevo noch einige junge Leute zur Unterstützung bereitzustellen. Nach dem Kriege haben Mitglieder der «Schwarzen Hand» behauptet, auch der russische Militärattaché Artamanow und der russische Gesandte Hartwig seien in den Mordplan eingeweiht gewesen und hätten ihn finanzieren helfen, sie hätten so-

gar vorher in Petersburg zurückgefragt. Aber diese Behauptung ist unbewiesen; Artamanow hat sie bestritten.

### Kollegiale Abneigung gegen Fürstenmorde

Selbstverständlich hatte Ministerpräsident Pasitsch in der «Schwarzen Hand» seine Vertrauensleute. Ein glücklicher Zufall fügte es, dass einer dieser «Konfidenten» Milan Ciganowitsch war. So erfuhr Pasitsch schon Ende Mai von den Plänen der Verschwörer. Die Sache war ihm unbehaglich. Seit langen Jahren war er Ministerpräsident und – wie auf dem Balkan üblich – war hierbei der reichste Mann Belgrads geworden; die französischen Rüstungsfirmen bezahlten angemessene Provisionen. Er war im Grunde eine konziliante, verantwortungsbewusste Natur und hielt sich nicht für berechtigt, allein über die Ermordung des österreichischen Thronfolgers zu entscheiden. Er befragte seine Kollegen. Das Kabinett war dagegen. Die Minister standen schlecht mit der «Schwarzen Hand», weil die Offiziere seit dem Balkankriege die Zivilbeamten überspielen wollten. Auch kam bei einem österreichisch-serbischen Konflikt alles darauf an, die versprochene Hilfe Russlands zu erhalten, und gegen Fürstenmorde hatte Zar Nikolaus eine kollegiale Abneigung. Der Innenminister verbot daher den Grenzbeamten, die Mörder über die Grenze zu lassen. Aber diese Geste war sinnlos. Die Grenzbeamten gehörten selbst zur «Schwarzen Hand». Sie meldeten, die Herren hätten die Grenze schon passiert. Von neuem berieten die Minister und empfahlen Pasitsch, die österreichische Regierung zu warnen. Aber auch dies war nur eine Geste. Wenn Pasitsch die österreichische Regierung ganz allgemein vor einem Attentat warnte, so musste Wien dies als einen Appell an die Furcht empfinden und unbeachtet lassen. Wenn aber Pasitsch den «Schwabas» – wie die Serben alle Deutschen nannten – klipp und klar sagte, dass die und die Leute zur Ermordung des Thronfolgers aufgebrochen seien, so starb er 24 Stunden später in seinen Stiefeln; die «Schwarze Hand» fackelte nicht lange. Schliesslich war ihm sein eigener Kopf noch lieber als der des Erzherzogs. Pasitsch warnte nicht.

Aber Pasitsch hätte etwas anderes tun können. Er konnte sich den Chef der «Schwarzen Hand», seinen Obersten Dimitrijewitsch, kommen lassen und ihm durch den Kriegsminister den gemessenen Befehl erteilen, sofort durch einen Beauftragten die Attentäter zurückzuholen; alle Vereinsmitglieder mussten blind gehorchen. Es ist schwer zu verstehen, warum Pasitsch nicht diesen Ausweg gewählt hat. Gewiss: Die Geschichte hat ihm recht gege-

ben. Das Attentat führte zum Krieg, der Krieg zur Einigung der Südslawen. Aber das konnte er damals nicht voraussehen. Vielleicht war es eine parlamentarische Erwägung, die ihn von durchgreifenden Schritten fernhielt. Er stand gerade am Beginn eines schweren Wahlkampfes zum serbischen Landtag, der ihn Mehrheit und Herrschaft kosten konnte. Sollte er diesen Wahlkampf mit solch kläglichem Rückzug belasten? Umgekehrt war der Wahlkampf gewonnen, wenn das Attentat stattfand und wenn es nicht zum Kriege, sondern nur zu österreichischen Drohungen führte, denn unter dem Druck des Erbfeindes würde sich alles um die Regierung scharen. Die Schwabas hatten schon oft gedroht und nie geschossen. Humanitäre Regungen lagen Pasitsch fern. Schliesslich war er bereit, für die Einigung das Leben von Hunderttausenden von Serben zu opfern; sollte man da vor einem österreichischen Erzherzog-Feldmarschall haltmachen? Und dass einst, als er, Pasitsch, zum Tode verurteilt war, nur der österreichische Gesandte ihn von König Milan losgebeten hatte, das konnte nicht ins Gewicht fallen, wenn so grosse Dinge auf dem Spiel standen.

Unabhängig von Pasitsch hat der serbische Gesandte zu einem österreichischen Minister gesagt, bei den Manövern in Bosnien könne leicht ein Gewehr eines bosnischen Soldaten losgehen; der Minister hat diese allgemeine Bemerkung mit Recht nicht weitergegeben.

Schon zwei Tage vor dem offiziellen Besuch kommt Franz Ferdinand auf einige Stunden nach Sarajevo und bummelt in seiner Feldmarschalluniform durch die Läden. Da das bosnische Volk an diesem Tage noch nicht weiss, dass es das Joch des Unterdrückers abschütteln will, begrüsst es ihn mit Hochrufen. Als er dagegen am Sonntag drauf zur festgesetzten Stunde in die Stadt einfährt, sind sechs Attentäter auf seinem Wege postiert. Die erste Bombe fällt von dem zurückgeschlagenen Dach

des offenen Autos nach hinten herunter und verletzt zwei Offiziere des folgenden Wagens schwer. Der Erzherzog lässt sofort halten und untersucht den Vorfall; die Verletzten werden ins Krankenhaus geschafft. Franz Ferdinand fährt weiter zum Rathaus; als sein Fahrer schneller vorwärts will, befiehlt er, langsam zu fahren, damit das Volk ihn sehen könne. Im Rathaus beginnt der Bürgermeister die vorbereitete Rede: «Das Volk von Sarajevo ist begeistert, Eure Kaiserliche und Königliche Hoheit zu empfangen.» «Mit Bomben», ruft der Erzherzog dazwischen, lässt aber den zitternden Mann fortfahren und verliest die vorbereitete Dankrede. Sie hat in dem Waffenrock eines der verwundeten Offiziere gesteckt und ist mit Blut befleckt. Als man dem Thronfolger meldet, die Bombenwerfer seien verhaftet, erklärt er, vermutlich würden sie nach österreichischer Art das Verdienstkreuz bekommen. Nachdem der Empfang beendet ist, lehnt er alle Vorschläge auf Verkürzung der Fahrt ab und erklärt, zunächst ins Krankenhaus zu den Verwundeten fahren zu wollen. Mit einem freundlichen «Mir scheint, ich werd' heute noch ein paar Kugeln bekommen» steigt er in den Wagen. Jetzt entscheidet ein Zufall über das Schicksal von Millionen. Alle Attentäter sind geflohen ausser Princip. Aber genau an der Stelle, wo Princip steht, hält der Wagen, weil er in eine Strasse falsch eingebogen ist. So kann der 18jährige Gymnasiast aus nächster Nähe zwei Schüsse abfeuern; der Thronfolger und seine Gattin verschwinden in wenigen Minuten. Princip wird verhaftet; er ruft sofort, er sei noch nicht zwanzig und könne daher nicht zum Tode verurteilt werden. Seine Spiessgesellen telegraphieren nach Belgrad: «Beide Pferde gut verkauft.»

### Ein Gewitter mit fürchterlichem Donnerschlag

Als Franz Joseph die Ermordung gemeldet wird, ruft er: «Entsetzlich! Der Allmächtige lässt sich nicht herausfordern!... Eine höhere Gewalt hat wieder jene Ordnung hergestellt, die ich leider nicht zu erhalten vermochte...» Seine ersten Gedanken gelten den Erbfolgeschwierigkeiten, die die Heirat des Thronfolgers heraufbeschworen hat. Franz Ferdinands Gegner strahlen - ein Mann von Rang und Art des Erzherzogs hatte wenig Freunde. In Budapest sagt der Ministerpräsident Tisza: «Was der liebe Herrgott schickt, muss man dankbar hinnehmen.» In Petersburg ist man erleichtert. In Wien will Berchtold alle Fürsten Europas zur Teilnahme an der Beisetzung einladen; er hofft, bei dieser Gelegenheit werde der alte Kaiser, an das Gemeinschaftsgefühl der Monarchen appellierend, erreichen, dass Österreich von Serbien Genugtuung erhalte. Aber der Oberhofmeister Fürst Montenuovo, selbst einer illegitimen Familie entsprungen - der Ehe der Witwe Napoleons, Marie Luise, mit dem Grafen Neipperg, dessen italienisierten Namen er trug -, der Oberhofmeister hasst den Thronfolger und seine Gattin; er erklärt, man müsse Franz Ferdinand in aller Stille beisetzen, um die Gesundheit des alten Kaisers zu schonen; er ahnt nicht, welchen Belastungen die Gesundheit Franz Josephs - gerade auch dank diesem schäbigen Schachzug - ausgesetzt sein wird. In Wien erzählt man, er habe gesagt, für Franz Ferdinand und die Chotek genüge «eine Beerdigung dritter Klasse Nicht-raucher».

So wird der Thronfolger «in aller Stille» beerdigt, aber wie man die Särge auf einer Fähre bei der Nibelungenstadt Pöchlarn über die Donau setzt, bricht ein Gewitter mit fürchterlichen Donnerschlägen aus, die Pferde des Leichenwagens bäumen sich hoch auf, ein Rad schwebt schon über dem Wasser, und nur die Entschlossenheit des Kutschers verhindert, dass die Särge in die Donau gleiten. Es war ein Vorspiel zu dem Trauersalut, der vier Jahre währen sollte. □

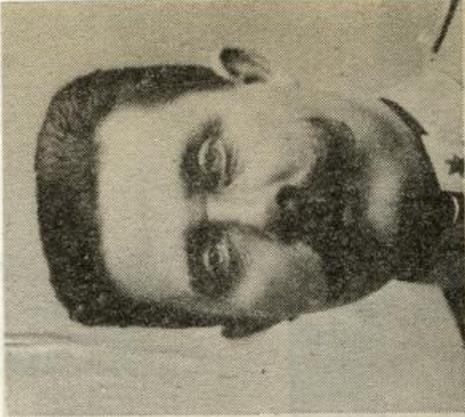
WELTWOCHEN

Nr.:

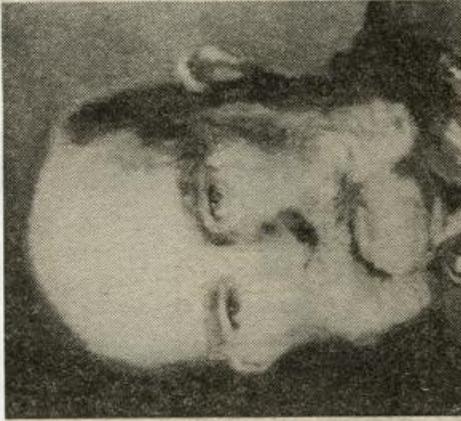
25

TAG:

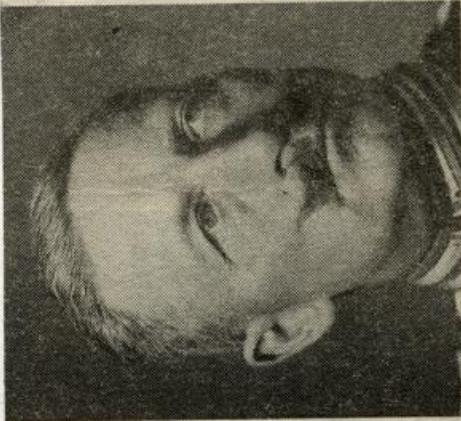
24.8.1984



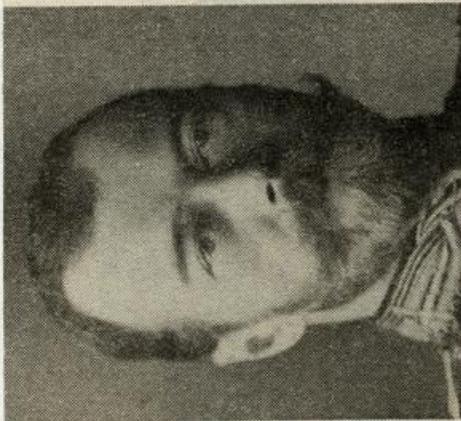
*Erzherzog Franz Ferdinand*



*Kaiser Franz Joseph I. von Österreich*



*Wilhelm II., deutscher Kaiser*



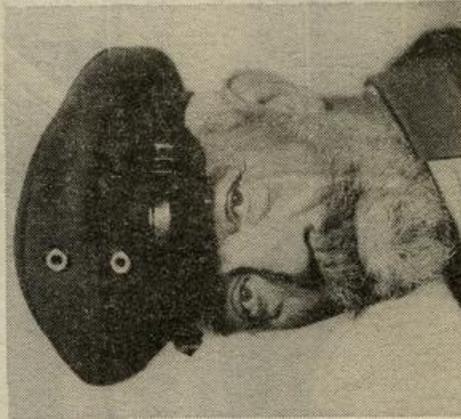
*Zar Nikolaus II. von Russland*



*Grey, englischer Aussenminister*



*v. Berchtold, österr. Aussenminister*



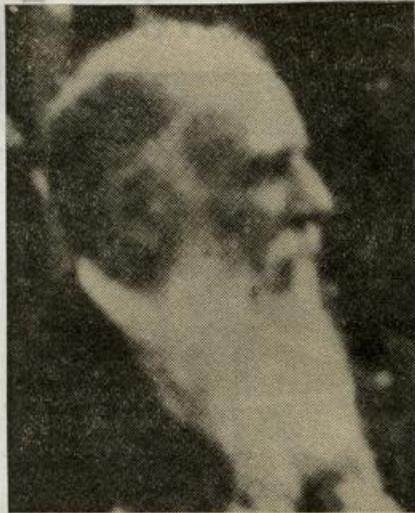
*Reichskanzler Bethmann-Hollweg*



*Sazonow, russischer Aussenminister*

Fotos: Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz





*Pasitsch, serbischer Ministerpräsident*



*Attentäter Gavrilo Princip*

PRÄSENT

Nr.: 25

TAG: 21. 6. 1984

Vor 70 Jahren wurde der Thronfolger ermordet

# Das Verhängnis von Sarajevo

Karl Kraus nannte das Begräbnis eine „Operette des Grauens“

**Wer war der Mann, dessen Ermordung als ein Signal zum „Losschlagen“ – damals, vor 70 Jahren – empfunden werden konnte? Die Schüsse trafen den Repräsentanten einer europäischen Großmacht, und zwar in einem Gebiet, das schon durch seine geologische Lage als äußerst krisenhaft galt.**

**H**eute verbinden viele mit dem Namen „Sarajevo“ allenfalls das sportliche Großereignis der Olympischen Winterspiele. Das Bild des österreichischen Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand und seiner Gattin Sophie, die dort am 28. Juni 1914 durch einen nationalistischen Fanatiker ums Leben kamen, ist seltsam verblaßt. Doch das Vergessen und ein Nicht-wahrhaben-Wollen hatten schon zu Lebzeiten des von vielen ungeliebten Paares begonnen.

Historiker sprechen gelegentlich die Vermutung aus, nicht erst dem letzten Kaiser, Karl I. (gestorben 1922), sei der Untergang von Monarchie und Reich in seiner bisherigen Gestalt zur bitteren Gewißheit geworden; schon Franz Joseph, Kaiser seit Menschengedenken (1848–1916), soll gewußt haben, daß nach ihm eigentlich nichts mehr kommt.

Aber hatte nicht gerade dieser Mann menschliche Tragödien, wie eben auch die Franz Ferdinands, auf dem Gewissen? War er nicht „der Totengräber Österreichs“ (Erwin Ringel)? Der Weitblickende mußte in Zorn geraten über ein Wesen in seinem Nicht-Begreifen des Wesentlichen. „Trug ein Gesicht er oder einen Bart“, fragt Karl Kraus bitter und einem klischeehaften Kaiserkult zum Trotz.

## Höfisches Unverständnis der Situation

Als eine „Flucht nach vorne“ kann die Inbesitznahme von Bosnien und der Herzegowina (1908) gedeutet werden, Auswirkung eines völligen Sensibilitätsmangels. Nationalismen, wie sie in Ungarn und Böhmen seit je niedergehalten wurden, entzündeten sich nun am Elend im südslawischen Raum. Vor allem die Serben mußten die Anexion der beiden Nachbarprovinzen als Herausforderung empfinden. Und bereits am Eröffnungstag des bosnischen Landtages (1910) war es zu einem Attentatsversuch gekommen.

Seit den Tagen eines Prinz Eugen gestaltete sich die Beziehung zwischen Wien und Belgrad konfliktvoll. Nun sollte Serbien Kristallisationspunkt für eine Zerstörungskraft nicht nur am Balkan werden. „Über dieser weltpolitischen Vulkanlandschaft lag alte slawische Kultur, aber nur eine dünne Schicht mitteleuropäischer Zivilisation“ (Hellmut Andics). Wie zerbrechlich diese Schicht war, offenbarte sich, als der Abkömmling des Habsburgergeschlechts, Franz Ferdinand, zu Manövern in Bosnien erschien.

Grotesk mußten die ehrerbietigen Begrüßungsworte des Bürgermeisters klingen, nachdem der Wagen des hohen Paares kurz vor Eintreffen im Rathaus von Sarajevo durch eine Handgranate attackiert worden war. Die weiteren Ereignisse ähneln dem Unentrinnbaren der antiken Tragödie. Daß Sophie ihrem Gatten in der Gefahr nahe sein wollte, kann für uns das Dunkel durchbrechen. Damals aber war man blind.

Die Geschichte gibt uns Aufschluß über die Hintergründe der revolutionären Bestrebung, die vor allem von Jugendlichen, den Hoffnungslosen, getragen war. Ein we-

nig erinnert dies an Utopien Ende der sechziger Jahre, die schließlich im Terrorismus endeten. Seit Jahrhunderten hatten die Südslawen hart um ihre Identität zu ringen. Es darf uns nicht wundern, daß man damals, da der Zeitpunkt gekommen schien, Türken und einen annexionsfreudigen Habsburgerstaat blindlings gleichsetzte.

Als ganz gezielte Demütigung mußte dazu noch das Datum des hohen Besuches aufgefaßt werden. Die Legende des St.-Veit-Tages, es war der 28. Juni, spielt zweifellos eine besondere Rolle; sie enthält sozusagen das Kindheitstrauma eines ganzen Volkes. Am 28. Juni 1389 hatten die Türken das serbische Herr vernichtend geschlagen. Die Schlacht auf dem Amsfeld wurde zum Symbol der Unterdrückung. In gewohnter Ahnungslosigkeit dürfte Wien bei der Besuchsplanung über dieses Datum hinweggesehen haben.

War er ein Tyrann, der schnurrbärtige Erzherzog mit den hellblauen, kalten Augen, den der Kaiser ins Feuer schickte? Und wer war jener Gavrilo Princip, der von der Macht des Tötens sich hatte blenden lassen, vom Hunger geplagt, fanatisiert? „David und Goliath“, so läßt Milo Dor in seinem Bericht den fingierten Vernehmungsbeamten Dr. Pfeffer vor sich hinsinnieren.

Vollends aus dem Rahmen mußte die weißgekleidete Dame fallen, die dem Wahnsinn des Mörders als erste erlag. Dieser erwies sich damit am Ende noch als „gehorsamster Diener“ und konsequenter Vollstrecker höfischer Gehässigkeit.

Geboren war Franz Ferdinand am 18. Dezember 1863 in Graz, und zwar als ältestes Kind aus der zweiten Ehe von Karl Ludwig, dem Bruder seiner Majestät, mit Maria Annunciata von Sizilien, einer Bourbonin. Trotz dieser Ab-

kunft von den zwei ältesten Dynastien Europas sprach zunächst nichts für eine besondere Karriere.

In Wien wuchs zu dieser Zeit ein um fünf Jahre Älterer heran, frühreif, skeptisch, voller stolzer Pläne, unsterblich: Erzherzog Rudolf, der Thronfolger. Ihm war das Unglück zuteil geworden, daß seine Erzieher vor lauter Pflichteifer ihn seelisch verkrüppelten. Rudolfs Vater aber war und blieb der Kaiser, auch im Familienkreis, wo Langeweile jede persönliche Regung ersticke.

Nur von fern lockte ein Glanz. Nachdem Karl Ludwig und die Seinen in Graz einige geruhige Jahre verbracht hatten, wußte Maria Annunziata die Übersiedlung nach Wien durchzusetzen. Nach der Geburt ihres vierten Kindes starb sie. Aber nicht der Tod der Mutter, die ihm fremd geblieben war, sondern deren Lungenkrankheit, die er geerbt hatte, sollte für Franz Ferdinand eine schwere Last werden. Man nannte ihn ein launenhaftes Kind, dessen Bildung nur zäh voranging.

Ein späteres Urteil (Moritz von Auffenberg-Komarow) wird ihm Verstand und Willenskraft „weit über das Mittelmaß“ bescheinigen. In dieser Hinsicht, so heißt es noch, „reicht kein Mitglied der Dynastie auch nur annähernd an ihn heran“.

## Mayerling und die Folgen

Die eigentliche Wandlung sollte erst einer Frau gelingen, Sophie, die ihm auch im Sterben nahe blieb. Vorerst aber vermochte mit guter Einfühlung die Stiefmutter, Maria Theresia von Portugal, dem Zehnjährigen Wärme zu geben. Sie wird auch einst Fürsprecherin beim Kaiser sein, wenn es darum geht, menschliche Neigung über dynastische Prinzipien zu stellen.

Das Jahr 1895 ließ bei Franz Ferdinand die Tuberkulose voll zum Ausbruch kommen. Hektik ergriff ihn; die einen nannten es Zügellosigkeit, die anderen Tatendrang. Lange Genesungsaufenthalte verstärkten zunächst das Ohnmachtsgefühl.

Aber auch als eiserner Wille die Krankheit bezwungen hatte, blieben Spuren im Charakter. Das Sammeln von Antiquitäten, mehr noch die Jagdleidenschaft gewannen ein geradezu krankhaftes Ausmaß.

Nach dem Tod seines Vaters (1896) rückte Franz Ferdinand zum Ersten nach dem Kaiser auf. Doch dieser Umstand ist durch ein Ereignis verursacht, dessen Tragik nur noch durch die Schüsse am Balkan übertroffen wird.

## „Gegenregierung“ ohne Einfluß

Denn am 30. Jänner 1889 schied Kronprinz Rudolf im Jagdschloß Mayerling zusammen mit seiner Geliebten, Baronessa Mary Vetsera, freiwillig aus dem Leben; genauer gesagt, er hatte das romantische Fräulein zuerst erschossen. Viel ist über den Grund des Doppelselbstmordes gerätselt worden. Historischer oder psychologischer Scharfsinn dürfte nicht hinreichen, eine Erklärung zu liefern. Worunter Franz Ferdinand in seiner neuen Funktion am meisten zu leiden hatte, daß man ihn von jeder Regierungsverantwortung ausschloß, mag auch schon den Kaisersohn zermürbt haben.

Dessen zügellosen Lebenswandel seiner Gattin, der gedemütigten Stephanie von Belgien, anzulasten, hieß, sich einer Simplifikation schuldig machen. Mit viel größerer Berechtigung könnte davon gesprochen werden, daß die exaltierte Kaiserin ihrem einzigen Sohn stets gleichgültig und ohne Zuneigung gegenübergestanden war.

Der alte Herr in Schönbrunn, dem nach eigenen Worten „nichts erspart“ blieb, sah sich offenbar auch in familiären Angelegenheiten außerstande, aus Fehlern zu lernen. Je mehr er um Distanz zum ungeliebten Neffen bemüht war, desto leidenschaftlicher drängte dieser auf eine Neuordnung der in mehrfacher Hinsicht unhaltbar gewordenen Zustände in der Donaumonarchie. Eine Art Gegenregierung hatte sich im Schloß Belvedere, dem Sitz des Thronfolgers, etabliert, deren Konzepte freilich ohne Einfluß blieben.

Ob Franz Ferdinand als Kaiser, dem man seit je ein sehr gespanntes Verhältnis zur ungarischen Reichshälfte nachsagte, einem Trialismus (im Gegensatz zum österreichisch-ungarischen Dualismus), und zwar zugunsten der Tschechen, zugeeignet hätte, bleibt mehr als fraglich. Fest steht, daß sein Mißtrauen sämtlichen partikularistischen Umtrieben galt und er sich dabei äußerst autoritär und jeglicher Anpassung abhold zeigte. Die Kroatenfreundlichkeit des künftigen Herrschers wurzelte in deren Treue zur Dynastie, ebenso zum römischen Katholizismus. Ein Liberaler, wie Rudolf, war Franz Ferdinand nicht.

## Der Verzicht für die Nachkommen

In der Familie Hohenberg bemüht man sich heute zu versichern, der Großvater habe Franz Joseph nicht gehaßt. Dabei muß es sich nicht unbedingt um eine Beschönigung handeln. Dennoch vermochten Pflicht- und Standesbewußtsein einer Freiheit keinen Abbruch zu tun, die dem unbeugsamen Kaiser

hart abzurufen war.

Das hohe Amt, das Franz Ferdinand durch die Schüsse von Mayerling zufiel, sollte auch auf dessen Ehe einen Schatten werfen. Zum Entsetzen der ehrgeizigen Erzherzogin Isabella stellte sich heraus, daß die häufigen Besuche des begehren Jungesellen nicht ihrer älteren Tochter, sondern einer Hofdame, der Gräfin Sophie Chotek, galten. Mit großer Hartnäckigkeit wußte dann der Thronfolger die „nichtstandesgemäße“ (morganatische) Eheschließung beim Monarchen durchzusetzen.

Fast auf die Stunde genau vierzehn Jahre vor dem Attentat ging in der Geheimen Ratsstube der Hofburg – man schrieb den 28. Juni 1900 – eine makabre Veranstaltung in Szene: Der künftige Kaiser hatte den „Renunziations-Eid“ zu leisten. Sowohl seine Gattin, der man schließlich den Titel einer Herzogin von Hohenberg zuerkannte, als auch alle dieser Ehe entstammenden Nachkommen sollten vom Recht der Nachfolge ausgeschlossen bleiben.

Das Verhältnis zum Monarchen erfuhr durch die unerwünschte Wahl eine weitere Abkühlung. Franz Ferdinand seinerseits litt unter all den Demütigungen und Zurücksetzungen, die man seiner Gattin bei Hof beizubringen wußte. Der Ehe, die überaus glücklich verlief, entstammten drei Kinder: Max, Ernst und Sophie. Fernab von Wien, im Schloß Konopischt in Böhmen, erfreute sich das Paar häuslichen Friedens.

Die letzten Worte, die der Sterbende seiner ebenfalls tödlich getroffenen Gattin zuflüsterte, sollen gelautet haben: „Sopherl, stirb nicht, bleib für unsere Kinder.“ Dem Kaiser kam als Beileidsbekundung gegenüber den Kindern nichts anderes in den Sinn, als sich nach den Prüfungserfolgen der Buben zu erkundigen.

Wohl wissend, daß der Standesunterschied eine Bestattung von Sophie in der Kapuzinergruft unmöglich machen würde, hatte der Thronfolger schon zu Lebzeiten im Schloß Artstetten nördlich von Pöchlarn eine Gruftkapelle errichten lassen. Über dem Schicksalsstrom Europas, an der Donau, fanden die beiden ihre irdische Ruhe. Doch eine andere Stätte scheint viel mehr in die Zukunft zu weisen:

## Eine andere Nibelungenfahrt

Weißgekleidete Nonnen wechseln einander im Gebet vor dem Allerheiligsten ab. Das von einer Habsburgerin, Magdalena von Österreich, in der alten Salinenstadt Hall in Tirol 1567 errichtete Da-

Nr.:

TAG:

menstift, das seit der Aufhebung durch Josef II. profanen Zwecken gedient hatte, erhielt durch Franz Ferdinand und dessen Gattin eine neue Bestimmung. Ein Telefongespräch mit der jetzigen Oberin der Herz-Jesu-Schwestern von Hall zeugt dafür, daß das Andenken an die ersten Toten des Ersten Weltkrieges lebendig geblieben ist. Die gesprenkelte Marmorplatte des Altars erinnere an den blutbefleckten Waffenrock. Und noch etwas verrät die Frau Oberin: Vier Wochen vor der geplanten Neuweihe der Basilika sei der Mord geschehen. So wurde der 30. Juli 1914 zu einem trauervollen Kirchweihstag.

An das grausame Geschick jenes sagenumwobenen Volkes erinnert mehr als nur ein Ereignis; es trug sich in Pöchlarn, der niederösterreichischen Kleinstadt zu, wo Rüdigers Burg gestanden sein soll. Im Epos wird von der todbringenden Brautfahrt Kriemhilds an Etzels Hof berichtet, und darüber, daß Rüdiger durch sein eigenes Schwert umgekommen sei; er hatte dieses zuvor Gernot als Freundschaftsgabe überreicht.

Es fällt nicht schwer, eine Parallele zu ziehen zwischen der Dichtung, die letztlich von der Sinnlosigkeit allen Kämpfens kündigt, und der Fahrt zweier Särge, zuerst auf dem Schlachtschiff „Viribus unitis“ bis Triest, dann von Wien über die Donau nach Artstetten, ehe ein Heer von Kriegstoten, namenlos, den Ermordeten von Sarajevo nachfolgen sollte.

Die Szene von Pöchlarn indessen ist klein und schäbig – wie alles, was man zuvor in der Kaiserstadt den beiden angetan hatte. Ein Obersthofmeister, Fürst Montenuovo, wurde, durch Handschreiben befugt, zum Vollstrecker kaiserlicher Unerbittlichkeit über den Tod hinaus. Die Särge hatte man zu nächstlicher Stunde, ehe sie über die Donau gebracht werden sollten, pietätlos im Kassenraum des Pöchlarners Bahnhofs abgestellt. Gaffer mit Zigarren im Mund, und Leute, die sich bei Würstl und Bier zu amüsieren wußten, umdrängten die Toten.

Schon in Wien war bewußt verabsäumt worden, auch nur einen Vertreter ausländischer Fürstnhäuser

zur Trauerfeier einzuladen. Der Sarg der Herzogin fand übrigens 35 cm tiefer Aufstellung als jener des Thronfolgers.

Franz Joseph ging zur Tagesordnung über; er wußte sich lediglich dahingehend zu äußern, daß ein Gesetz (gemeint war das unmenschliche Heiratsverbot) halt nicht ungestraft übertreten würde. „Eine höhere Gewalt hat jene Ordnung wiederhergestellt, die ich leider nicht zu erhalten vermochte.“ Die Anwesenheit des Hochadels beim Trauzug, mit Karl, dem künftigen Kaiser, an der Spitze, war nicht vorgesehen gewesen. Der Herrscher zeigte sich darüber „verstimmt“.

### „Ungestümer Bote aus Altösterreich“

Karl Kraus urteilt beißend: „Diese Operette des Grauens verrät mit jener Offenheit, deren nur die ehrliche Feigheit fähig ist, für wie stark sie den gehalten hat, dessen Atem eine Gefahr war für ihr Lebenslicht.“ Zur Erklärung für mangelnde Beliebtheit Franz Ferdinands führt Kraus an: „Er war kein Grüßer. Nichts hatte er von jener gewinnenden Art, die ein Volk von Zuschauern über die Verluste beruhigt. Auf jene unerforschliche Gegend, die der Wiener sein Herz nennt, hatte er es nicht abgesehen.“ Wenn man bedenkt, was dem Wiener die „schöne Leich“ wert ist, ermißt man die Rache.

Franz Ferdinand bleibt ein Mensch im Zwiespalt, der nicht nur unberechtigte Kritik auf sich zog. Zumindest warnt er uns nachdrücklich vor dem Glauben an die einfache Lösung in der Politik. Aber auch nostalgischen Träumereien sollte uns sein Geschick entreißen.

Die Grenzen von damals existieren schon lange nicht mehr, auch nicht der Konvention (sind alle beide enger geworden?). Niemand weiß, ob ein Kaiser, wessen Namen auch immer, das herandrängende Unheil abzuwehren vermocht hätte. Wachsamkeit und Hoffnung sind jedenfalls keine Gegensätze. Dies wiederum will Karl Kraus sagen, wenn er Franz Ferdinand einen „ungestümen Boten aus Altösterreich“ nennt: „Er wollte eine kranke Zeit wecken, daß sie nicht ihren Tod verschlafe, nun verschläft sie den seinen.“

Viele meinen allerdings mit Recht, zum Verschlafen sei auch das Jahr 1984 nicht geeignet.

DDr. GERHARD BRANDL



OBEN: Das Thronfolgerpaar im Fond des Automobils, kurz vor der Abfahrt in den Tod. Wenige Minuten später, um 10.50 Uhr des strahlenden Sonntags, 28. Juni 1914, traf es am Appel-Kai die tödlichen Schüsse, nachdem es noch keine Stunde zuvor einem Handgranatentatent entgangen war. Im Wagen vor dem hohen Paar der Landeschef von Bosnien, Feldzeugmeister Oskar Potiorek (ebenfalls in Paradeuniform mit Federhut); er starb 80jährig 1933. – LINKS: Der 17jährige schmachtige Mittelschüler Gavrilo Princip, der das Attentat ausführte und „ungevollt“ auch die Herzogin tötete, und die übrigen Mitglieder der bosnisch-serbischen Verschwörergruppe, konnten noch am Tatort überwältigt oder im Lauf der nächsten Tage festgenommen werden. Drei von ihnen wurden im Prozeß zum Tod verurteilt und gehängt, der noch minderjährige Princip erhielt 20 Jahre Kerker, starb aber – wie ein weiterer Mitverschwörer – noch während des Ersten Weltkrieges an Lungentuberkulose. Der ebenfalls noch nicht volljährig gewesene Vasa Cubrilovic verbüßte einen Teil seiner Strafe, ging dann frei und lebt heute 87jährig als angesehener Historiker in Belgrad; unter Tito war er mehrere Jahre lang Minister. Über das Attentat von Sarajevo bewahrte er zeitlebens strengstes Stillschweigen.



Nr.: 25

TAG:



Trotz aller Widrigkeiten bei Hofe wegen der nicht standesgemäßen Heirat blieben der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Frau Sophie, geborene Gräfin Chotek, ein glückliches, mit drei Kindern gesegnetes Paar. Sophie wurde vom Kaiser zwar in den Rang einer Herzogin von Hohenberg erhoben, die Kinder jedoch waren von der erzherzoglichen Erbfolge ausgeschlossen. Franz Ferdinand galt übrigens allgemein als Freund der Slawen.

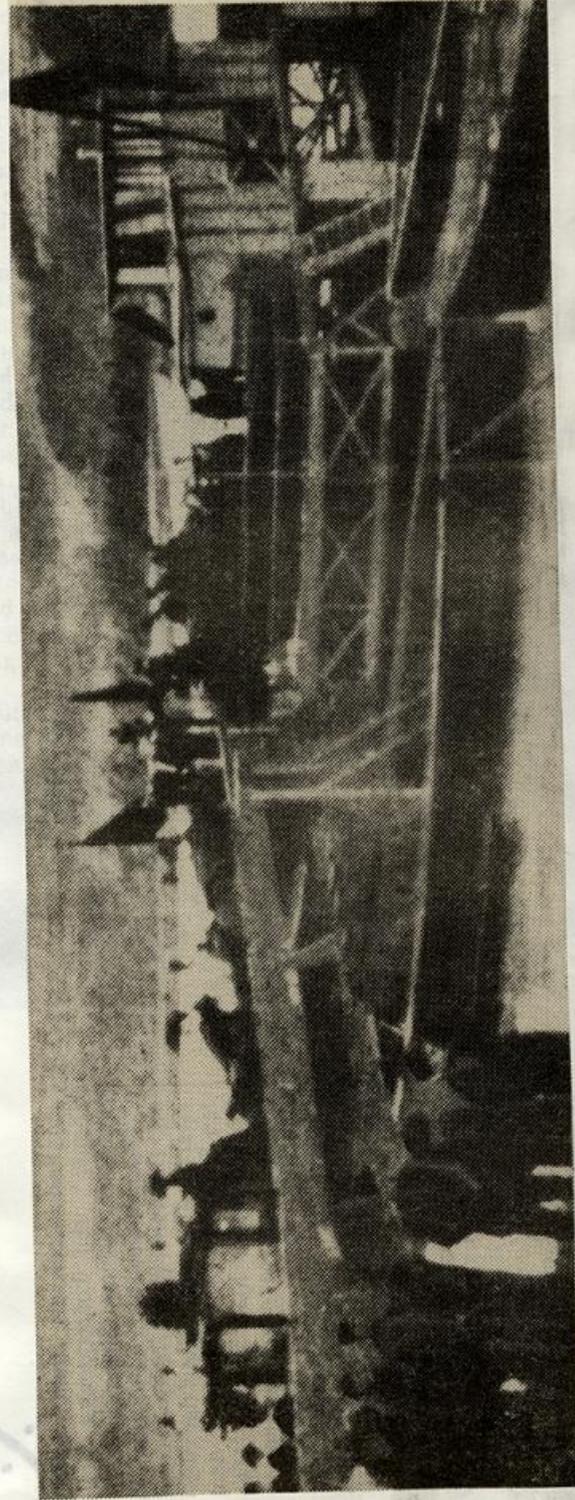


Zeichnung: Gerhard Brandl

Erzherzog Franz Ferdinand, Neffe des Kaisers, wurde nach dem Tod des Kronprinzen Rudolf Thronfolger. Seine Ermordung mit 51 Jahren in Sarajevo führte zum Ultimatum Wiens an Serbien und, als dieses nicht angenommen wurde, am 28. Juli 1914 zur Kriegserklärung. Der furchtbare Erste Weltkrieg begann. Aus den Manövern in Bosnien, deretwegen Franz Ferdinand nach Sarajevo gekommen war, wurde blutiger Ernst.



Es war ein gespenstischer Anblick, als nach einer Nacht voll Unwetter der Leichenzug mit den Särgen des ermordeten Thronfolgerpaars bei Pöchlarn die Donau überseetzte, zur Beisetzung in der Gruft des Schlosses Artstetten.



...wichtig haben ... nicht ... dem Lager ...

Als in Europa die Lichter ausgingen (I):

## Der Mord am Thronfolger

Vor den Schüssen von Sarajevo am 28. Juni 1914 – Ein Reich beginnt zu schwanken

LADISLAUS SINGER

In seinem mit dem Literaturnobelpreis ausgezeichneten Buch: „The World Crisis“ schreibt Winston Churchill unter anderem: „Wie viele andere, rufe ich mir den Eindruck dieser Junitage oft ins Gedächtnis zurück. Die unmittelbar vor ihrer Katastrophe stehende Welt war strahlend schön. Überall standen, inmitten der angehäuften Schätze der langen Friedenszeit, Nationen und Reiche majestätisch da, gekrönt von Fürsten und Potentaten. Alle waren, wie es schien, fest und solid, in einen riesigen gemeinsamen Rahmen gespannt.“

Die Vision Sir Winstons über die alte Welt erwies sich als ein Trugbild. Diese alte Welt war weder schön noch ruhig. Der Balkankrieg der Serben und Bulgaren gegen die Türkei im Jahre 1912, der auf Anzettelung Rußlands geführt wurde, endete mit der Zerschlagung und Aufteilung der europäischen Türkei. Der Friedensvertrag von Bukarest besiegelte das Schicksal der Türkei.



Abschied vom Jugendheim

Private Aufnahme vom 26. Juni 1914

Diese Ereignisse waren schon Vorläufer des Ersten Weltkrieges. Die Serben betrachteten den Sieg über die Reste des Ottomanischen Reiches als den ersten Schritt zur Vereinigung aller Südslawen in der Donaumonarchie. Durch diese Vereinigung sollte das Habsburgerreich vernichtet werden.

Im Frühsommer 1914, also vor 70 Jahren, herrschte in ganz Europa

äußere Ruhe. Sie erwies sich sehr schnell als trügerisch.

Kaiser Wilhelm II., der Enkel der Königin Victoria, eröffnete am 27. Juni die „Kieler Woche“. Zum erstenmal seit mehreren Jahren lagen dort einige der schönsten Schiffe der britischen und deutschen Flotte Seite an Seite. Offiziere und Mannschaften fraternisierten Arm in Arm schlenderten sie durch die gastfreundliche Stadt, gemeinsam speisten sie in ihren Messen. Also ein ruhiger, friedlicher, ereignisloser Sommer.

Kaiser Franz Joseph fuhr an eben diesem Samstag zum Westbahnhof, um den Hofzug nach Ischl zu besteigen. Wien bereitete dem greisen Monarchen noch einen herzlichen Abschied und damit war die politische Saison in Österreich beendet, galt doch schon seit Jahren die stille Vereinbarung, die Sommerwochen in Ischl durch keine politischen Komplikationen zu stören. Der alte Herr hatte die Ruhe seiner Ferien ehrlich verdient.

Erschöpft blickt der 84jährige, seit fast sieben Jahrzehnten regierende Monarch, aus dem Salonwagen auf sein schönes Land Österreich. In Wirklichkeit aber schweift sein Blick in weite Ferne, nach Bosnien, wo sein Neffe, der Thronfolger Franz Ferdinand, die Manöver abhält.

Nach der Tragödie von Mayerling – da der Kaiser, als sich Thronfolger Rudolf das Leben nahm, seinen einzigen Sohn verlor – wurde Franz Ferdinand Anwärter auf den Thron der Habsburger. Mit diesem Neffen hatte Franz Joseph viel Ärger und Sorge. Ein intimer Freund Franz Ferdinands, der spätere Außenminister der Donaumonarchie, Ottokar Graf Czernin, charakterisiert ihn so:

„Franz Ferdinand konnte nur lieben oder hassen, und leider war die Zahl derer, welche in die zweite Kategorie gehörten, die bedeutend größere. Für alle jene, die ihn weniger kannten, war die Härte seines Charakters das Markanteste an ihm, und die große Unpopularität, deren er sich erfreute, geht zweifellos auf diesen Charakterzug zurück.“

Doch Czernin entdeckte bei seinem Freund auch hervorragende Eigenschaften. So bezeichnete er ihn als einen idealen Gatten, besten Vater und treuen Freund seiner Freunde, der sich durch Servilität nicht betören ließ: Wie oft habe ich von ihm vernommen: „Mit dem ist es nichts, der ist ein Kriecher.“

Auch sein Magyarenhaß hat dem Thronfolger viel geschadet. Eigenartig war sein Mangel an Sprachtalent. Mit der Erlernung der ungarischen Sprache quälte er sich durch Jahre mit eiserner Energie bis zu seinem Lebensende ab. Er litt fortgesetzt unter dem Gefühl, diese Sprache nie erlernen zu können und übertrug die Mühen, die ihm die Lektionen bereiteten, auf das ungarische Volk. „Schon wegen ihrer Sprache sind sie mir antipathisch“, lautete ein Ausspruch, der öfter von ihm zu hören war. Wie ein roter Faden zieht sich durch den politischen Ideengang des Erzherzogs seine Abneigung gegen Ungarn.

Kaiser Franz Joseph sieht die Zukunft düster. Vor allem wegen seines Neffen. Denn dieser Thronerbe fragt sich nicht, ob die morschen Grundlagen des Habsburgerreiches mit seinen vielen Nationalitäten tragfähig genug sind, um eine Belastungsprobe zu überdauern, wie er sie sich vorstellt. Erzherzog Ferdinand fragt überhaupt nicht viel. Seine Befehle sollen ausgeführt und nicht diskutiert werden, wenn er einmal Kaiser sein wird.

Die Geschichte kennt eine Thronfolgerkrankheit, einen abnormalen Seelenzustand, dem auch der Anwärter auf den Thron der Habsburger Monarchie verfallen ist. Seit einem Vierteljahrhundert muß Franz Ferdinand warten, immer nur warten mit dem drückenden Gefühl, daß während dieser endlos langen Wartezeit seine besten Jahre in Tatenlosigkeit verstreichen. Er sieht nur Schwierigkeiten, die ihm die Möglichkeit jedes selbständigen Handelns verwehren.

Der Weg zum Verständnis seines Neffen bleibt dem alten Kaiser verschlossen. Er selbst hatte nicht an der Thronfolgerkrankheit gelitten, denn er wurde als 18jähriger plötzlich Herrscher.

Kaiser Franz Joseph hält die inneren und äußeren Probleme seines Reiches mit dem ungarischen Ausgleich von 1867 und dem Bündnis mit dem Deutschen Reich für endgültig gelöst. Das Verharren auf diesen so ausgebauten Grundlagen ist sein Ziel. Die Festigung der Freundschaft mit dem Deutschen Reich und das Vermeiden neuer Konflikte mit den Magyaren scheinen ihm die einzige Möglichkeit, die Zukunft der Donaumonarchie zu sichern. Ein neuer Krieg, das fühlt er, würde das Ende der Monarchie bedeuten. Aus diesem

Grunde weicht er auch jeder einschneidenden Neuerung aus. Sein Neffe hingegen will anscheinend diese ganze Lebensarbeit zunichte machen. Der unbändige Wille des Thronfolgers ist beängstigend und kennt keine Grenzen. Er hat sogar bei dem sonst streng traditionstreuen Kaiser das Unglaubliche erreicht: die Einwilligung zu seiner morganatischen Ehe mit der Gräfin Chotek. Doch diese Ehe kann ihm Franz Joseph nicht verzeihen.

Der Hofzug nähert sich Ischl, dem Lieblingsaufenthalt Franz Josephs. Hier, in der Villa Felicitas, ist Katharina Schratt ihrem kaiserlichen Freund noch näher als in Schönbrunn, wo erst ein großes Stück Park zu durchqueren ist, bevor man durch eine Seitenpforte die Nr. 9 in der Gloriettegasse – wo die Schratt wohnt – erreicht.

Katharina Schratt ist jetzt schon über sechzig. Die Freundschaft hat vor drei Jahrzehnten begonnen – von Kaiserin Elisabeth, die sich fast nie in Wien aufhielt, wärmstens gefördert. Die Beziehungen zwischen dem Kaiser und der Schratt wurden nach der Ermordung der Kaiserin im Jahre

darf. Keine Antwort ist mir ein Zeichen, daß Sie mich erwarten... In froher Erwartung des ersehnten Wiedersehens Ihr Sie innigst liebender Franz Joseph.“

Es ist Sonntag, der 28. Juni 1914, als der Kaiser in Ischl den gewohnten Weg zur Villa Felicitas geht. Pünktlich um 7 Uhr früh trifft er dort ein, um seinen Kaffee und die frischen Semmeln in Gesellschaft „der gnädigen Frau“ zu genießen. Katharina Schratt ist ausgeschlafen, frisch, denn schon seit vielen Jahren hält sie sich an die Tageseinteilung des Kaisers. Dieser jedoch, müde, abgepannt, fühlt heute kaum die Freude



#### Verhaftung Ferdo Behrs

Lange galt die Aufnahme als Verhaftung des Bombenwerfers Čabrinović oder Princip's. Erst in den dreißiger Jahren erkannte sich Behr.

des Wiedersehens. Schon nach kurzer Zeit entschuldigt er sich und kehrt in sein Jagdschloß zurück, um ein wenig auszuruhen. Gegen Mittag meldet sich Graf Paar, sein Generaladjutant. Er überreicht dem Kaiser eine Depesche: „Das Thronfolgerpaar ist in Sarajevo ermordet worden.“

Wie vom Schlag gerührt, schließt Franz Joseph für einige Minuten die Augen. Dann sagt er leise:

„Entsetzlich! Die armen Kinder! – Wir fahren morgen nach Wien.“ Durch zwei Schüsse in Sarajevo ist die Zukunft plötzlich Vergangenheit geworden, und das große Fragezeichen Franz Ferdinand wird keine Antwort mehr finden.

Sie lesen nächsten Samstag: Europa trauert – Details vom Anschlag – Der Mordauftrag kam von der „Schwarzen Hand“.



#### Sarajevo: der Appelkai, der Ort des Attentats

Alle Bilder aus: Wladimir Aichelburg: „Sarajevo“ (Verlag Orac)

1898 noch weiter vertieft. Die gefeierte Wiener Schönheit, Bäckerstochter und Künstlerin des Burgtheaters, ist nun, mit silbernen Haaren, „die gnädige Frau“. Die Schratt ist bereits in Ischl, als ihr kaiserlicher Freund dort eintrifft. Franz Joseph schreibt ihr sofort nach seiner Ankunft:

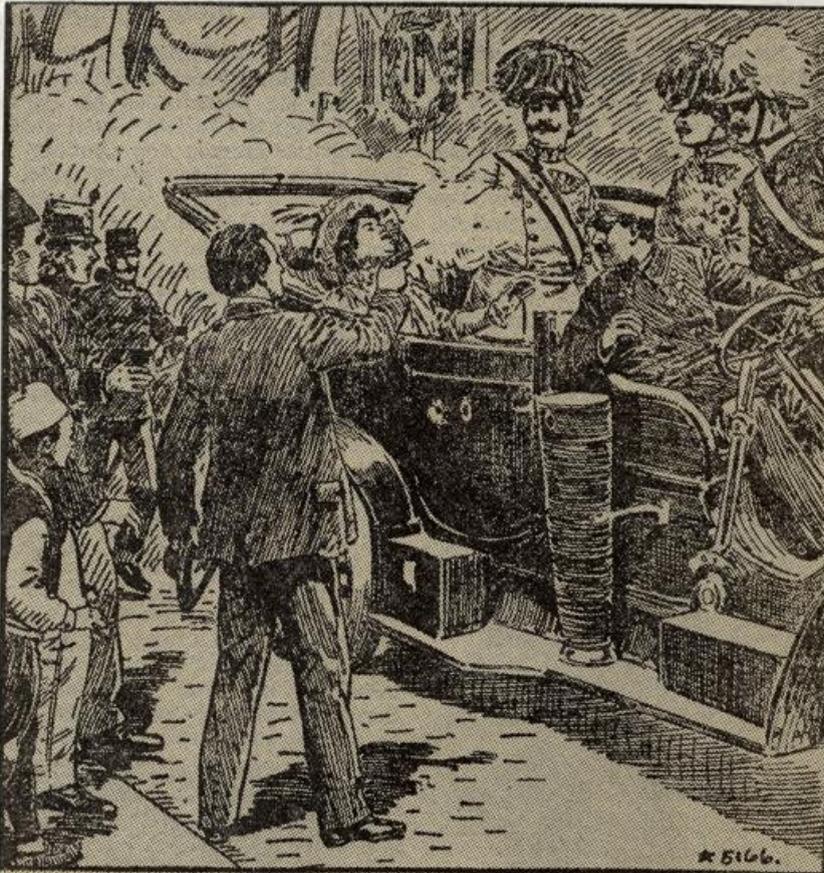
„Theuere Freundin! Nur wenige Zeilen, um Sie bei Ihrem Einzuge in der Felicitas zu begrüßen, um Ihnen von ganzem Herzen zu danken, daß Sie gekommen sind, um mich zu trösten und zu erheitern und mich anzufragen, ob ich morgen in gewohnter Art um 7 Uhr zu Ihnen kommen

Nr.:

TAG:



*Empfang in Mostar, wo die Reise Franz Ferdinands begann*



*Die Ermordung des Thronfolgers und seiner Gattin  
Historisch nicht ganz getreue zeitgenössische Zeitungszeichnung*

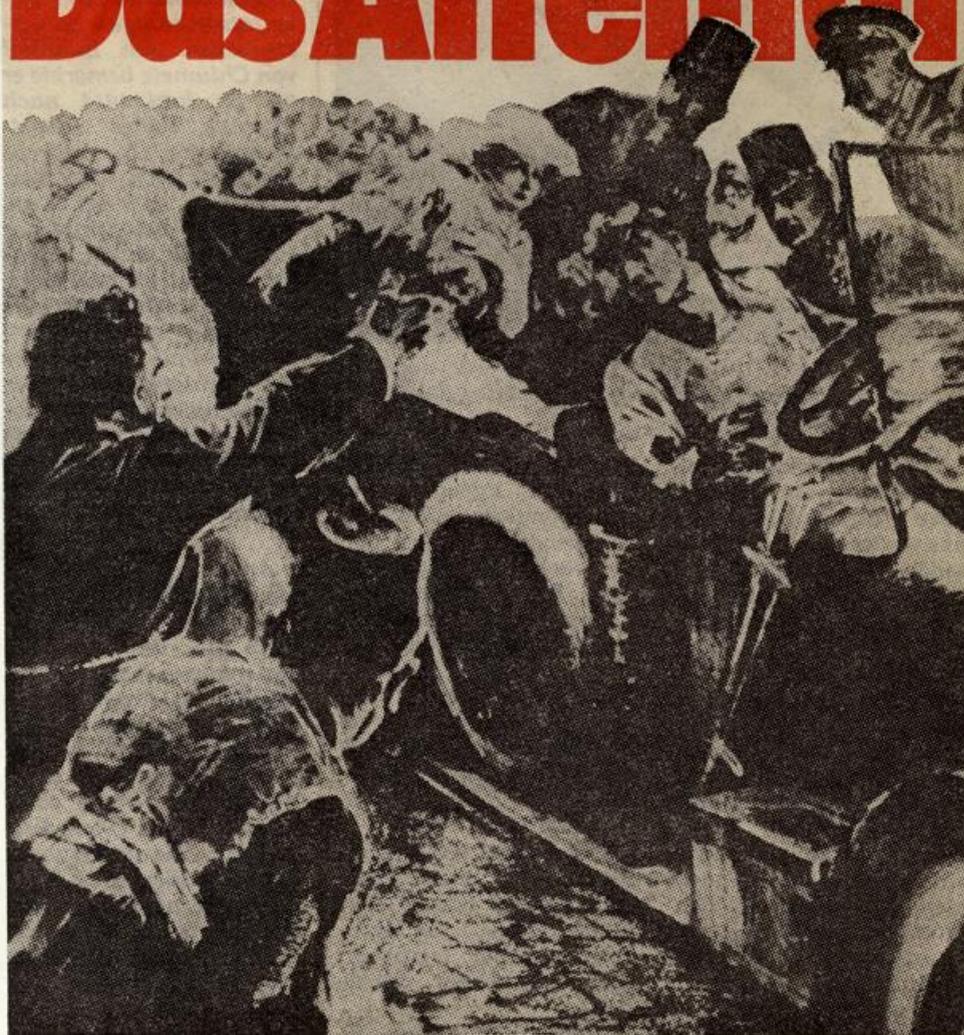
<p><small>Die Dienstliche Eingabe der Telegraphenapparate ausge- gebenen Telegramme bedient: 1. den Namen des Aufgebenden, 2. die Auf- gebenszeit, 3. die Postzeit (entweder in Bruchform, 4. des Monats und 5. die Stunde und Minute der Aufgabe</small></p>	<p>Gattung <b>57</b> 4715 - 79/298  <b>sekretär Nikitsa</b>  <b>wien Koestlgasse =</b></p>	<p><small>Die Telegraphen- hinrichtung des oder Bestimmung Bestimmungen</small></p>
<p><small>Dienstliche Angaben</small></p>	<p>Telegramm aus</p>	<p><small>Aufgenommen am 25 8 auf 14 12 im Uhr N. durch RF-A</small></p>
<p>hof sarajevo 2. 471 26 28 2. - 15 - aufgegeben am 18 im Uhr N.</p> <p>tief erschuettert teile ich ihnen mit dass heute in  sarajevo bei rundfahrt beide hoechsten  heerschaften von ruchloser  moerderhand gefallen sind - tiefgebeugt morsey =</p>		
<p><b>Beileidstelegramm an Franz Ferdinands Kinder</b>  <b>Dr. Andreas Freiherr von Morsey, der die Depesche unterzeichnete, war als</b>  <b>Dienstkammerer dem Erzherzog zugeteilt.</b></p>		

OBERÖSTERREICHISCHE NACHRICHTEN

Nr.:

TAG: 23.6.1984

# Das Attentat



## Vor 70 Jahren leitete der Mord an Thronfolger Franz Ferdinand den 1. Weltkrieg ein

Am Abend des 27. Juni 1914 saßen in Ildize, unweit von Sarajewo, 41 Damen und Herren an der „Höchsten Hoftafel“, um den Abschluß eines Armeemanövers in Bosnien zu feiern, Erzherzog Franz Ferdinand, der Neffe Kaiser Franz Josephs und Thronfolger, bemerkte: „Gottseidank ist diese Bosnienfahrt nun vorbei.“ Worauf sein Obersthofmeister Karl Freiherr von Rumerskirch vorschlug, den für nächsten Tag geplanten Besuch in Sarajewo zu unterlassen und auf dem kürzesten Weg abzureisen. Franz Ferdinand hätte fast zugestimmt, ließ sich aber dann davon über-

zeugen, daß dies einem Affront der Bevölkerung gleichkäme. Einen halben Tag später waren der Thronfolger und seine Gattin Sophie tot. Die Schüsse des Attentäters Gavrilo Princip in Sarajewo führten nach anfänglichen diplomatischen Interventionen einen Monat später, am 28. Juli 1914, zur Kriegserklärung der Donaumonarchie an Serbien. Vier Jahre später war der Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn am Ende.

Von Erich R. Pfeifer

**E**r litt an Asthmaanfällen und befürchtete in der heißen Sommerluft Bosniens unangenehme Beschwerden. Auch seine Gattin, Sophie von Hohenberg, äußerte Bedenken. Erhielt Franz Ferdinand, Neffe und Thronfolger Franz Josephs, in diesem mit schönen und warmen Tagen ausgestatteten Frühling des Jahres 1914 nicht auch Drohbriefe mit Mordankündigungen? Sophie hatte schlechte Träume.

Franz Ferdinand, der in einer im Bundesverlag erschienenen Biographie von Friedrich Weissensteiner als „verhinderter Herrscher“ charakterisiert wird, dessen zu Zornesausbrüchen neigendes vulkanisches Wesen Entspannung inmitten des Gartenparadieses seines in Böhmen gelegenen Schlosses Konopischt finden konnte, wollte erst den 84jährigen Kaiser in Wien fragen, ob er zu den bosnischen Manövern fahren solle oder nicht. Der müde Kaiser sagte dem unbequemen Neffen, den er nicht sonderlich liebte, nur: „Mach es, wie du willst.“

### Die Attentäter kamen per Bahn

Fast zur selben Zeit, als der Thronfolger den Kaiser aufsuchte, am 5. Juni 1914, warnte der serbische Gesandte Jovan Jovanovic den für die Verwaltung Bosniens und der Herzegowina zuständigen k. u. k. Finanzminister Leon von Bilinski am Ballhausplatz vor einem möglichen Attentat serbischer Extremisten. Bilinski informierte Außenminister Graf Berchtold brieflich von dem Gespräch. Aber es gab daraufhin keine Reaktion. Offensichtlich empfand Berchtold das Gespräch zwischen

dem Serben Jovanovic und dem Polen Bilinski, auf den er übrigens nicht gut zu sprechen war, als Einmischung in seine Ressortangelegenheiten.

Tatsache war, daß der 20jährige Handelsschüler Gavrilo Princip, der 19jährige Angestellte der serbischen Staatsdruckerei Nedeljko Cabrinovic und der 18jährige Gymnasiast und Sohn eines Popen, Trivko Grabez, auf Schleichwegen über die bosnische Grenze gesickert waren, bei einem Kinobesitzer in Tuzla Waffen und Bomben deponiert hatten und seelenruhig mit der Bahn am 4. Juni nach Sarajewo reisten. Sie gehörten der Jugendbewegung „Mlada Bosna“ an, die sich die Schaffung eines großserbischen Staates zum Ziel gesetzt hatte. Die „Mlada Bosna“ stand in Verbindung mit der von dem serbischen Generalobersten Dragutin Dimitrijevic geführten Verschwörerorganisation „Crna Ruka“ („Schwarze Hand“).

Von den Mordvorbereitungen in Sarajewo wußte Franz Ferdinand nichts. Aber es gab orakelhafte Anzeichen, daß etwas geschehen würde. Am 23. Juni verabschiedete sich Franz Ferdinand und Gattin Sophie auf ihrem Gut Chlumetz, wo sie ein paar Tage verbracht hatten, von ihren drei Kindern Sophie, Max und Ernst. Seinem treuen Kammerdiener Franz Janacsek schenkte Franz Ferdinand eine goldene Uhr mit der Bitte, die Herzogin und die Kinder nicht zu verlassen, falls ihm, dem Thronfolger, etwas zustoßen sollte.

Die Manöver vom 25. bis 27. Juni mit genau 19.678 Mann gingen ohne Zwischenfälle vorüber. Am 28. Juni 1914, einem herrlichen

Sommermorgen mit strahlend blauem Himmel, dachte, trotz so mancher böser Vorahnungen, in der Umgebung des Thronfolgers niemand ernsthaft an ein Unheil. Später wird man feststellen, daß die Sicherheitsvorkehrungen vollkommen unzulänglich waren, nur ein dünnes Polizeiaufgebot, überwiegend serbischer Nationalität, hielt die Fahrbahn in Sarajewo Straßen frei. Der erste Anschlag auf der Fahrt zum Rathaus, entlang des Appellkais am Ufer der Miljacka, eine gegen das Auto des Thronfolgers von Cabrinovic geworfene serbische Handgranate mit Zeitzündung, wurde von Franz Ferdinand selbst mit einer Armbewegung weggeschleudert, kollerte auf die Fahrbahn und explodierte vor dem nächsten Wagen.

Auf der Rückfahrt vom Rathaus bog die Wagenkolonne, entgegen der nach dem Bombenanschlag geänderten Route, nächst der Lateinerbrücke doch rechts in die Franz-Joseph-Straße ab. Als der Irrtum bemerkt wurde und der Chauffeur stehenblieb, um zu reversieren, feuerte an diesem 28. Juni 1914, zehn Minuten vor elf Uhr, Gavrilo Princip zwei Schüsse ab. Sie trafen Franz Ferdinand und dessen Frau Sophie. Dem Erzherzog wurde die Halsschlagader und die Luftrohre durchschossen, die Herzogin starb an inneren Verblutungen im Unterleib.

Princip und Cabrinovic wurden gefaßt. Weil sie minderjährig waren, erhielten sie 20 Jahre Gefängnisstrafe. Beide Attentäter starben während des ersten Weltkrieges an Tuberkulose.

### Schauprozeß gegen die Drahtzieher

Die Drahtzieher des Attentats wurden am 26. Juni 1917 nach einem Schauprozeß in Saloniki in einem Steinbruch hingerichtet. Dorthin war die serbische Regierung 1915 geflohen. Sie waren allerdings wegen eines angeblich geplanten Militärputsches (Hochverrat) angeklagt worden. 1953 wurde Dimitrijevic bei einem Revisionsprozeß in Belgrad zwar deswegen rehabilitiert, gleichzeitig wurde aber seine Schuld und Rolle am Attentat in Sarajewo bestätigt. Davon hat nämlich, trotz gegenteiliger Beteuerungen, selbst der serbische Regierungschef Nikola Pasic gewußt.

### Todesmeldung in Linz

**E**nde Juni freuten sich meine Schulkameraden und ich auf die in wenigen Tagen beginnenden Ferien. Baden ihm kühlen Wasser der Schwimmschule – heute Parkbad –, Räuber und Gendarm spielen auf der Strasserinsel oder in der Donauau.

So kam der 28. Juni heran. Es war ein Sonntag, wolkenverhangen und schwül. Für den Nachmittag hatte der „Sängerbund Frohsinn“ zu einem Sommerfest im Volksgarten eingeladen.

Ein Festzug, teils zu Fuß, teils in Gruppen auf schweren Pferdefuhrwerken vom

Von  
**ANTON RAVAZZOLLO**

Pfarrplatz über die Landstraße, sollte das Fest einleiten. Beginn 2 Uhr nachmittags.

Nr.:

TAG:

Auf einem dieser Festwagen würde sich Gott Bacchus persönlich dem Volke zeigen. Als Darsteller war ein beliebtes Linzer Original erwählt worden. Es war Mag. Sepp Melichar, Besitzer der Schutzengel-Apotheke auf der Promenade und Gemeinderat. Durch genaueste Erforschung aller Bier- und Weinsorten sowie wegen seines imponierenden Leibesumfangs war er für diese Rolle hervorragend geeignet.

Es versteht sich, daß meine Mutter und ich — 10jähriger Volksschüler — diesen Lebenskünstler in seiner göttlichen Eigenschaft bewundern wollten.

Wir fanden noch ein freies Plätzchen am Gehsteig Ecke Magazingasse. Mit uns wartete eine nach Tausenden zählende, frohgestimmte Menge auf den Festzug. Aber es kam anders.

Es wurde zwei Uhr, dann halb drei Uhr. Die Leute wurden schon ungeduldig. „Was ist los, wann kommen die Sangesbrüder.“ Es wird drei Uhr. Noch immer kein Festzug. Plötzlich, gegen halb vier, eilten Wachleute entlang der wartenden Menschenmauer mit den Worten: „Alles sofort nach Hause gehen — ein großes Unglück ist geschehen.“ Mehr sagten sie nicht, wußten auch vielleicht selbst nicht mehr.

Großes Erstaunen. Was wird geschehen sein, ein Erdbeben irgendwo, ein Schiffsunglück, ein Zugzusammenstoß? Mutter und ich waren sehr enttäuscht. Mit diesem verpatzten Sonntag war nicht mehr viel anzufangen. Später gegen Abend bemerkten wir vor unserem Fenster eine große Unruhe. Die Leute blieben stehen, riefen sich etwas zu, schlugen vor Entsetzen die Hände zusammen und eilten weiter.

Wir wollten Näheres erfahren und gingen ebenfalls auf die Straße. Dort

verbreitete sich die Nachricht wie ein Lauffeuer: „Der Thronfolger ermordet.“

An der Ecke Landstraße/Konrad-Vogel-Straße befand sich eine Anschlagtafel aus Holz. Auf dieser wurden fallweise große Papierbogen mit besonderen Meldungen angeschlagen. Der Rundfunk kam ja erst gut zehn Jahre später.

Die Tafel war von Hunderten umlagert. Schließlich konnten auch wir uns durchdrängen und den Anschlag lesen: „Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin, Herzogin von Hohenberg, heute in Sarajewo meuchlings erschossen. Der Attentäter ein verbrecherischer Serbe usw.“ Der Attentäter hieß Princip — ein leicht zu merkender Name.

Die Mutter nahm mich bei der Hand: „Toni, merk dir diesen Tag gut. Jetzt kommt eine schreckliche Zeit.“ Lange noch standen die Leute auf der Straße und konnten sich nicht beruhigen. Spät abends erst gingen wir nach Hause.



# Die Todesahnungen des Erzherzogs

Franz Ferdinand hatte die Angewohnheit, die Herzogin Sophie, seine Gemahlin, mit allerhand Unglücksmären und Attentatsdrohungen zu verschrecken. Am Bahnhof von Chlumetz bemerkte er am 23. Juni 1914, nach Aussage seines Dienstkämmerers Dr. Andreas Freiherr von Morsey: „Siehst du, so fängt es an, zuerst heißgelaufener Waggon, dann ein Attentat in Sarajewo, und wenn das alles nichts hilft, eine Explosion der „Viribus“. Die „Viribus unitis“ war ein Schlachtschiff der Kriegsmarine, die den toten Erzherzog und seine Gemahlin nach dem Attentat nach Triest gebracht hatte.

An eine wesentlich ernstere Episode im Frühjahr 1914 erinnerte sich Exkaiserin Zita, die Gemahlin des späteren Kaisers Karl, des Neffen Franz Ferdinands: „Ein erschreckend düsteres, tödlich ernstes Bild entstand eines Abends im Verlauf einer Einladung ins Obere Belvedere... Als die Herzogin von Hohenberg die Kinder fortführte, um sie schlafen zu legen, sagte Erzherzog Franz Ferdinand nach kurzem Schweigen: „Ich

muß euch von einer Sache Mitteilung machen... Ich... ich werde demnächst ermordet werden.“

Wir beide blickten Franz Ferdinand entsetzt, ja verstört an, endlich sagte Erzherzog Karl: „Aber Onkel, das ist doch nicht möglich. Und überhaupt: Wer würde denn ein solches Verbrechen begehen?“

In die Sekunden des Schweigens hinein, die nun folgten, sagte der Thronfolger mit klarer, sachlicher Stimme: „Karl... für dich liegen in einem verschlossenen Kuvert bestimmte Papiere. Sie gehören nur für dich. Es sind Pläne, Gedanken, Vorstellungen... vielleicht sind sie dir von Nutzen. Wie ihr wißt, ist in Artstetten alles vorbereitet, die Gruft wartet. Demnächst werde ich dorthin gebracht werden.“ (Erich Feigl: „Kaiserin Zita. Von Österreich nach Österreich.“ Amalthea-Verlag.)

Der Thronfolger und die Herzogin hatten übrigens schon am 25. Juni privat Sarajewo besucht. Im „Orientalischen Teppichhaus Elias B. Kabilio“ hatten sie zwar keine Teppiche, sondern nur drei dalmatinische Münzen für

die Kinder gekauft. Da war noch nichts passiert, obwohl er sich ungeschützt zwischen den Menschenmassen bewegte. Wie man später erfuhr, waren die Waffen an die Attentäter noch nicht ausgegeben worden.

Während des Manövers, am Ivansattel, schmunzelte Franz Ferdinand noch über einen übereifrigen Gendarmerieoffizier, der einen Zivilisten am Kragen packte, weil dieser ein schwarzes Ding in der Hand hielt: „Aber das ist unser Hoffotograf. Laßt ihn, das ist sein Geschäft. Die Leute wollen auch leben“, scherzte der Erzherzog.

Die gute Laune des hohen Besuchers war nach dem Bombenanschlag am 28. Juni im Rathaus von Sarajewo natürlich verflogen: „Da kommt man zum Besuch in diese Stadt und wird mit Bomben empfangen“, beschwerte er sich. Und noch während des Empfanges grantelte er zynisch: „Der Attentäter bekommt bei unseren Verhältnissen sicher noch das Goldene Verdienstkreuz. Ganz bestimmt wird er jedoch Hofrat werden.“

Nr.:

TAG:

Auf einem dieser Festwagen würde sich Gott Bacchus persönlich dem Volke zeigen. Als Darsteller war ein beliebtes Linzer Original erwählt worden. Es war Mag. Sepp Melichar, Besitzer der Schutzengel-Apotheke auf der Promenade und Gemeinderat. Durch genaueste Erforschung aller Bier- und Weinsorten sowie wegen seines imponierenden Leibbesumfanges war er für diese Rolle hervorragend geeignet.

Es versteht sich, daß meine Mutter und ich — 10jähriger Volksschüler — diesen Lebenskünstler in seiner göttlichen Eigenschaft bewundern wollten.

Wir fanden noch ein freies Plätzchen am Gehsteig Ecke Magazingasse. Mit uns wartete eine nach Tausenden zählende, frohgestimmte Menge auf den Festzug. Aber es kam anders.

Es wurde zwei Uhr, dann halb drei Uhr. Die Leute wurden schon ungeduldig. „Was ist los, wann kommen die Sangesbrüder.“ Es wird drei Uhr. Noch immer kein Festzug. Plötzlich, gegen halb vier, eilten Wachleute entlang der wartenden Menschenmauer mit den Worten: „Alles sofort nach Hause gehen — ein großes Unglück ist geschehen.“ Mehr sagten sie nicht, wußten auch vielleicht selbst nicht mehr.

Großes Erstaunen. Was wird geschehen sein, ein Erdbeben irgendwo, ein Schiffsunglück, ein Zugzusammenstoß? Mutter und ich waren sehr enttäuscht. Mit diesem verpatzten Sonntag war nicht mehr viel anzufangen. Später gegen Abend bemerkten wir vor unserem Fenster eine große Unruhe. Die Leute blieben stehen, riefen sich etwas zu, schlugen vor Entsetzen die Hände zusammen und eilten weiter.

Wir wollten Näheres erfahren und gingen ebenfalls auf die Straße. Dort

verbreitete sich die Nachricht wie ein Lauffeuer: „Der Thronfolger ermordet.“

An der Ecke Landstraße/Konrad-Vogel-Straße befand sich eine Anschlagtafel aus Holz. Auf dieser wurden fallweise große Papierbogen mit besonderen Meldungen angeschlagen. Der Rundfunk kam ja erst gut zehn Jahre später.

Die Tafel war von Hunderten umlagert. Schließlich konnten auch wir uns durchdrängen und den Anschlag lesen: „Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin, Herzogin von Hohenberg, heute in Sarajewo meuchlings erschossen. Der Attentäter ein verbrecherischer Serbe usw.“ Der Attentäter hieß Princip — ein leicht zu merkender Name.

Die Mutter nahm mich bei der Hand: „Toni, merk dir diesen Tag gut. Jetzt kommt eine schreckliche Zeit.“ Lange noch standen die Leute auf der Straße und konnten sich nicht beruhigen. Spät abends erst gingen wir nach Hause.

✂

# Als die Donau die Särge verschlingen wollte

Von Walter Höfer

Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este und seine Gemahlin Sophie Herzogin von Hohenberg wurden im familieneigenen Schloß Artstetten bestattet. Franz Ferdinand hatte schon zu Lebzeiten, 1909/10, unter der Kirche eine Gruft bauen lassen. Unmittelbarer Anlaß war die Totgeburt eines Kindes im Jahre 1908. Zudem konnten beide nicht in der Kapuzinergruft bestattet werden, weil der Erzherzog nicht standesgemäß (morganatisch) geheiratet hatte.

Der „Separatzug mit den Höchsten Leichen“ fuhr gegen Mitternacht des 3. Juli 1914 von Wien-Westbahnhof nach Groß-Pöchlarn ab. Obwohl die Ankunft von Hof aus geheimgehalten wurde, hatte sich dort die gesamte Bevölkerung versammelt. Bei der Überfuhr mit der Rollfähre nach Kleinpöchlarn kam es zu dramatischen Ereignissen, die der Eisenhändler Franz Ellegast aus Pöchlarn festhielt:

„Nach Mitternacht zuckten die ersten Blitze auf und Donnerrollen durchbrach die nächtliche Stille. Unter strömendem Regen wurden die Särge ausgeladen und in das Vestibül des Bahnhofs gebracht. Der Stadtpfarrer von Pöchlarn, Mathäus Bauchinger, nahm die Einsegnung vor. Gegen drei Uhr morgens des 4. Juli hatte sich das Gewitter verzogen...“

Die Rollfähre steuerte diesmal der Besitzer derselben, Baron Arthur Tinti. Er



FERDINAND MÜLLNER (83) erlebte in der Schloßkirche von Artstetten das Requiem für den ermordeten Thronfolger und für seine Gattin mit.

Foto: Höfer

war mit dem Thronfolgerpaar befreundet gewesen. Plötzlich zuckte ein einzelner Blitz auf und schlug in die Donau ein. Ein fürchterlicher Donner durchriß die Stille. Die Pferde, die die Leichenwagen zogen, scheuten und machten einen Sprung nach vorne. Ulanen konnten die Zügel ergreifen und die Pferde zurückreißen. Diesem entschlossenen und mutigen Eingreifen war es zu verdanken, daß die Wagen mit den Särgen nicht in die Donau stürzten.“

In Artstetten war damals Ferdinand Müllner gerade 14 Jahre alt. Seine Großmutter war im Schloß geboren worden. Sein Großvater, ein Binder, schleppte mit der Sänfte so manche hohe Herrschaft in den benachbarten Wallfahrtsort

Maria Taferl hinauf. Der Vater, ein Landbriefträger, durfte eine Paradeuniform anziehen, wenn er die Post ins Schloß zuzustellen hatte.

Ferdinand Müllner, heute Post-Regierungsrat in Pension, war an jenem Sonntag, dem 28. Juni 1914, als Kegelbub eingesetzt, da erstarrte die fröhliche Runde, als die Nachricht vom Doppelmord kam.

Bei der Trauermesse in der Schloßkirche hatte Müllner „die beste Aussicht über das Geschehen“. Er war nämlich eingeteilt worden, an der Orgel den Blasbalg zu treten. In jener Kirche, in der ihm die Herzogin Sophie einmal in der Sakristei nach dem Ministrieren „ein Sechserl“ geschenkt und mit ihm ein paar Worte gewechselt hatte.

# ERINNERUNGEN



Die OÖN sprachen  
mit der Tochter

des ermordeten Thronfolgers

**S**ie kam am 24. Juli 1901 auf Schloß Konopischt in Böhmen zur Welt. Ihre Eltern verlor sie am 28. Juli 1914 durch Mord. Ihr Bruder Ernst starb 1954 mit erst 49 Jahren, Bruder Max folgte ihm 1962 im 59. Lebensjahr nach. Zwei Söhne, die „direkt von der Schulbank“ in den zweiten Weltkrieg ziehen mußten, wurden dessen Opfer: Franz fiel als 22-jähriger an der Front, Erwin (28) starb im Jahre 1949, noch in russischer Gefangenschaft. Ehemann Graf Friedrich-Nostiz Rieneck verschied 1973.

Dabei fing alles so wohlbehütet und unbeschwert an. Während im Vielvölkerstaat der Donaumonarchie die Nationalisten am großen Gefüge zu rütteln begannen, erlebte die kleine Sophie zu Hause sozusagen die Idealmonarchie im kleinen. Ob in Konopischt, Chlumetz oder Blühmbach in Böhmen, in Artstetten in Niederösterreich oder erst recht im Belvedere in Wien — die Angestellten- und Dienerschaft lebte multinationale Eintracht vor. Konopischt hatte Vater Franz Ferdinand selbst gekauft, Chlumetz und Artstetten hatte er geerbt, Blühmbach war über sein Betreiben vom Wiener Hof angekauft worden.

## Kinderwelt voller Anekdoten

Die „heile Welt“ der Kinder war voller Anekdoten. Sophie erinnert sich zum Beispiel an den Kammerdiener Doppelmaier aus Peuerbach. Dieser hatte die Angewohnheit, stets mit dem Besenstiel an die Wand zu klopfen, wenn die Kinder im Nebenzimmer waren. „Pom, pom“, klang's da immer — und schon hatte er den Spitznamen „Pompi“ erhalten. Daß der Hausapotheker Prof. Emil Fronz zum „Apothe“ wurde, verstand sich fast von selbst.

Die sogenannten „Untergebenen“ waren für die Kinder oft Ratgeber, Freunde und Spielpartner zugleich. Sophie Nostiz-Rieneck denkt an so manche treue Seele dankbar zurück. An den Haushofmeister und späteren Sekretär Franz Janaczek aus Orth/Donau zum Beispiel, der 67 Jahre im Dienste der Familie gestanden war. Oder an den Johann Kadlec aus Chlumetz, der bis zu seinem Tod 57 Jahre lang der herzoglichen Familie in Artstetten treu geblieben war.

Es ist auch des öfteren vorgekommen, daß gleich zwei Generationen bei der „Herrschaft“ gearbeitet ha-

ben: der Vater als Elektriker, der Sohn als Diener, die Tochter als Küchenhilfe.

## Ein Bilderbuch von damals

Eine wertvolle Erinnerung hat Sophie, die ab dem 11. Lebensjahr sich nicht mehr „Binki“ rufen ließ, an die Hausschneiderin, die Frau Fahrhammer, bewahrt: „Ich habe von ihr einmal einen Hut mit einer Fasanfeder darauf bekommen, von dem ich begeistert war. Ich versprach ihr, von der nächsten Jagd einen Federbuschen mitzubringen, was ich auch tat. Daraufhin revanchierte sich die Schneiderin mit einem Märchenbuch, das sie selbst in Versen niedergeschrieben und illustriert hatte. Auf dem Buchumschlag hatte sie sich auf ‚Varn-Hammen‘ umgetauft.“ Noch heute, 70 Jahre später, blättert Sophie Nostiz-Rieneck gerne darin.

Der Vater ließ den drei Kindern eine strenge Erziehung und Ausbildung angedeihen. Der begeisterte Antiquitätensammler Franz Ferdinand, an Naturwissenschaft, Botanik und Völkerkunde brennend interessiert, verstand es aber auch, die Kinder quasi im Spazierengehen beispielsweise in die Pflanzenkunde

einzuführen.

Trotz zunehmender politischer und gesellschaftlicher Verpflichtungen war er der Familienmensch geblieben. Kaum war er verreist, sandte er auch schon Telegramme nach Hause. „Gott segne Euch, seid brav und lernet fleißig. Umarme Dich, Maxi und Bululu innigst“, kabelte er wenige Tage vor seiner Ermordung aus Bosnien nach Hause. Mit „Bululu“ war übrigens der jüngere Sohn Ernst gemeint.

## Thronfolger im Urwald

1892/93 unternahm Franz Ferdinand mit großem Gefolge eine Weltreise, innerhalb derer er auch die USA besuchte. Die Idee der „Vereinigten Staaten“ wollte er auch auf die Neuordnung der Donaumonarchie übertragen, mußte aber freilich diese wie auch andere seiner Reformpläne in der Schublade lassen, solange Kaiser Franz Joseph I. das Sagen hatte. „Franz Ferdinand ist seiner Majestät getreueste Opposition“, hieß es damals.

Die Kinder gewannen dieser Weltreise freilich ganz andere Aspekte ab. „Papi, wie war die Geschichte“, fragten sie immer wie-

Nr.:

TAG:

der. Und der Papi erzählte dann, wie er allein eine ganze Herde Elefanten verscheucht hatte. Und wie sich sein Führer, ein Eingeborener, im Urwald verirrt hatte und er mit dem letzten Schuß im Gewehr den übrigen Expeditionsteilnehmern die Orientierung anzeigte.

Ja, zu so einem Vater mußte man aufschauen, und es wäre einem auch nie eingefallen, ihm zu widersprechen. Man konnte zwar herumtollen — die Brüder schnappten die Zöpfe von Sophie und spielten Kutscher —, aber wenn Besuch kam, dann hatte eben Ruhe zu herrschen. Manchmal durften die Kinder sogar beim Essen dabei sein, saßen aber dann vielleicht so ungünstig, daß sie erst recht nichts zu plaudern hatten. „Mit dem 70jährigen Graf Wildczek bin ich als zwölfjähriges Mädchen nicht recht ins Gespräch gekommen“, erinnert sich Sophie.

### Denkmalpflege statt Krieg

Um Politik sei es in Konopischt höchst selten gegangen, bekam sie mit. Um so entschiedener tritt sie daher auch noch heute der Behauptung gewisser Kreise entgegen, beim letzten Besuch des deutschen Kaisers Wilhelm seien Kriegsvorbereitungen getroffen worden. „Der Kaiser interessierte sich vielmehr für die Jagd und für die Restaurierungsarbeiten, wie ja überhaupt mein Vater sehr viel für die Denkmalpflege getan hatte.“

Franz Ferdinand war aber auch Bauherr seiner eigenen Grabstätte, als er in den Jahren 1909/10 unter der Kirche in Artstetten eine Familiengruft errichten ließ. Diese für die Kinder sicherlich unbegreifliche Vorsorge lag aber auch darin begründet, daß dem Ehepaar und auch den Kindern die traditionelle Habsburger-Begräbnisstätte in der Kapuzinergruft in Wien wegen der „morganatischen Ehe“ ja verwehrt war. „Was soll ich denn in der Kapuzinergruft tun,

dort fährt mir ja die Elektrische über den Kopf“, erinnert sich die Tochter an einen zynisch-humorvollen Ausspruch des Vaters.

Kaiser Franz Joseph, der Onkel Franz Ferdinands, ließ den Neffen seine geliebte Gräfin Chotek ja erst heiraten, nachdem dieser die „Renunziation“ unterschrieben hatte. Die Ehe war „nicht standesgemäß“, deswegen hatte Franz Ferdinand auf die Thronfolge der „aus dieser Ehe zu erhoffenden Kinder und Nachkommen“ zu verzichten. Die Gattin wurde trotz ihrer Erhebung zur Fürstin von Hohenberg am Hof geschnitten.

### Feuersbrunst in Maria Taferl

Das Volk war da einfühlsamer. So erinnert sich Sophie Nostiz-Rieneck an eine Begebenheit anlässlich des zehnten Hochzeitstages ihrer Eltern am 1. Juli 1910 in der Wallfahrtskirche von Maria Taferl: „Nach der Messe gratulierte als erste eine ältere Frau inbrünstig. Wie sich herausstellte, war sie als kleines Kind von der Mutter ihres Vaters, Erzherzogin Maria Annunziata, während einer Feuersbrunst in Maria Taferl gerettet worden. Maria stand damals beim Löschen in einer Eimerkette und hüllte das aus einem brennenden Hause geholte Kind in ihren nassen Mantel ein.“

Während die Eltern bei den Manövern in Bosnien und Herzegowina weilten, probten die Kinder eifrig an einem kleinen Theaterstück. Schon zum 50. Geburtstag hatten sie dem Vater mit einer solchen Einlage Freude bereitet. Sie saßen am Sonntag, dem 28. Juni 1914, gerade beim Essen, als der Diener den geistlichen Erzieher, Dr. Stanovsky, zum Telefonrief. Der Dienstkammerer Dr. Morsey rufe aus Sarajewo an. Sophie: „Wir haben geglaubt, es gehe Stanovskys erkrankter Mutter schlecht. Tatsächlich kam er kreidebleich herein und tischte uns die Notlüge von der Mutter auf. Am Abend kam überraschend Tante Henriette aus Prag. Wir lie-

fen ihr fröhlich entgegen, aber sie hatte Tränen in den Augen. „Die Eltern sind verwundet worden“, stammelte sie. „Dann besuchen wir sie im Spital“, drängten die Kinder, wurden aber ins Bett geschickt. Erst am nächsten Morgen bat uns Onkel Graf Wuttenau, der aus Karlsbad von der Kur angereist war, in sein Zimmer und sagte uns die furchtbare Wahrheit.“

### Franz Joseph ging nicht zum Begräbnis

Der 84jährige Kaiser Franz Joseph erfuhr die Hiobsbotschaft in Bad Ischl. Nach Augenzeugenberichten zeigte er kaum Rührung. „Entsetzlich, mir bleibt nichts erspart“, bemerkte er. Beim Begräbnis in Artstetten war er nicht dabei, empfing aber die Kinder auf der Rückfahrt nach Konopischt kurz in Wien. Der Hof beeilte sich,

### Das Buch zum Jahrestag

Der Historiker Doktor Wladimir Aichelburg hatte Zugang zum Familienbesitz des ermordeten Erzherzogs Franz Ferdinand. In seinem Buch zum 70. Jahrestag des Attentats von Sarajewo hat er aus diesem bisher der Öffentlichkeit unzugänglichen Material verwendet. Und gerade diese Quellen wie handgeschriebene Telegramme von Ferdinand und Sophie an die Kinder, die Sitzordnungen bei großen Hofafeln oder auch diverse Rechnungen machen das Buch auch zu einem menschlichen Erlebnis. Der Autor ist auch wissenschaftlicher Leiter des Franz-Ferdinand-Gedenkmuseums im Schloß Artstetten unweit von Melk. Die umfangreiche Schau ist bis 1. November täglich von 9 bis 18 Uhr geöffnet. Im Vorjahr wurden 40.000 Besucher gezählt, heuer erwartet man wesentlich mehr, vor allem aus dem Ausland.

Wladimir Aichelburg: Sarajewo 28. Juni 1914. Orac-Verlag (Wien), 112 Seiten, 298 Schilling.

die von ihm dort gestellten und bezahlten Diener abzu ziehen. Und auch Schloß Blühmbach wurde alsbald verkauft... Die Waisen bekamen, anstatt einer Apantage, auf Betreiben des späteren Kaisers Karl ein Gut in Radmer bei Eisenerz zugewiesen.

### Abschied von der Heimat

1919 wurde Konopischt, obwohl nicht in habsburgischem, sondern in Privatbesitz gewesen, vom neuen tschechoslowakischen Staat enteignet. Sophie fand beim Vormund, Fürst Jaroslav Thun, einem Schwager der Mutter, zunächst in Telschen eine Bleibe. 1920 heiratete sie den Grafen Friedrich Nostiz-Rieneck und lebte mit ihm bis 1946 auf dessen Gut in Heinrichsgrün bei Graslitz im böhmischen Bäderdreieck. „Dann mußten wir nicht nur von unserem Besitz, sondern auch von der Heimat Abschied nehmen. Dabei hatten wir Glück, nicht das grausame Schicksal Hunderttausender anderer Vertriebener erleiden zu müssen.“

Als nämlich die Russen ins Gut eindringen wollten, erinnerte sich selbst der kommunistische Bürgermeister des Ortes der stets ausgleichenden und hilfsbereiten Haltung meines Mannes und wies die Eindringlinge zurück. Immerhin waren seine eigenen Gesinnungsfreunde bei uns in Notzeiten mit Armensuppe versorgt worden. Außerdem war ihm bekannt, daß meine Brüder, ebenso wie seine Freunde, in NS-Lagern interniert waren.“

### Bescheidene Pensionistin

Der Fotograf Bruno Dworschak aus Prag hielt die letzten Schritte der Flüchtlinge auf böhmischem Boden fest. Ein Herr von Tröster lenkte den Lastwagentransport nach Artstetten. In Österreich repa-

triiert, erfuhr man noch dazu, daß das Gut in der Steiermark als „deutsches Eigentum“ zunächst beschlagnahmt wurde.

Die Familie arbeitete sich aus dem Nichts wieder empor, nicht zuletzt auch dank der Verwandten und echter Freunde.

„Ich habe alles erlebt“, resümiert Sophie Nostiz-Rieneck versöhnlich und gelassen: „Adelig geboren, Großgrundbesitzerin, Flüchtling – und jetzt bescheidene Pensionistin mit einer Sozialversicherungsnummer.“

Die Räume des von ihr bewohnten Hauses in Salzburg-Aigen gleichen einem Privatmuseum. Aber an Gräfin Sophie Nostiz-Rieneck, der Tochter des ermordeten Thronfolgers Franz Ferdinand von Österreich und seiner Gemahlin, Sophie, haftet keine

Spur von Musealem. Die bald 83jährige Dame, die in ihrem Leben viele Schicksalsschläge hat einstecken müssen, kommt gar nicht dazu, sich trübsinnigen Gedanken hinzugeben. Fast rund ums Jahr hat sie Besuch aus ihrer großen Verwandtschaft.

Sie ist vierfache Mutter, achtfache Groß- und einfache Urgroßmutter. Der „Gnade Gottes“ schreibt sie es zu, daß sie die Stürme der Zeit überstanden und sich eine optimistische Lebenseinstellung bewahrt hat.



**ÖSTERREICH-UNGARN:** Doppelmonarchie von 1869 bis 1918. 676.615 Quadratkilometer, 52,8 Millionen Einwohner (Stand 1914), 12 Völker, darunter 12 Millionen Deutsche und 10 Millionen Magyaren.

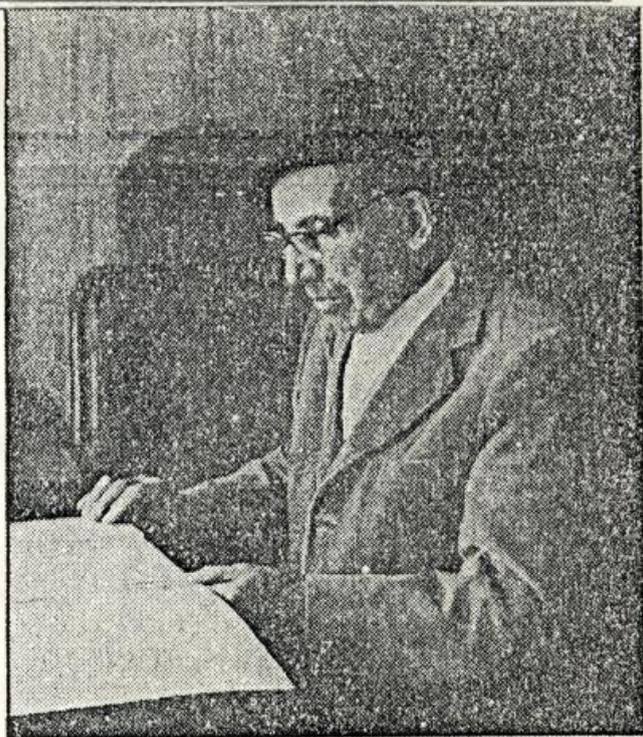
**BOSNIEN UND HERZEGOWINA:** Wurde nach 500jähriger Türkenherrschaft 1878 der Donaumonarchie zur Verwaltung übertragen. Offizieller Staatsoberhaupt blieb aber der Sultan in

Istanbul. Nach der neuen Verfassung der Türkei im Jahre 1908 hätten Bosnien und Herzegowina Abgeordnete an den Bosphorus schicken und dort für sie geltende Gesetze beschließen können. In Wien befürchtete man daraufhin, die Türkei könne die Länder, in denen Österreich-Ungarn 30 Jahre Aufbauarbeit geleistet hatte, wieder zurückfordern – und annektierte sie am 5. Oktober.

**SERBIEN:** Das 1878 von der Türkei unabhängig gewordene Fürstentum wurde 1882 zum Königreich proklamiert. Es war Vorreiter einer auf die Vereinigung aller Südslawen abzielenden Expansionspolitik, die zunehmend eine anti-österreichische Stimmung im Lande erzeugte. Denn Serbien spekulierte mit Einverleibung von Bosnien und Herzegowina. Österreichs Annexion verhinderte auch Serbiens angestrebten Durchbruch ans Meer.

Nr.:

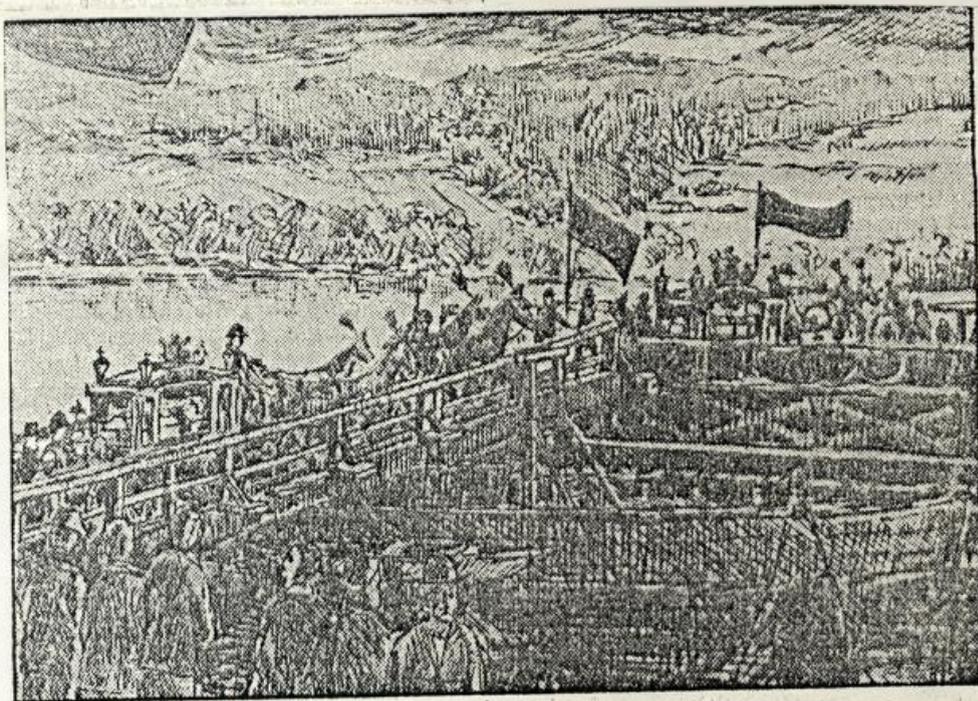
TAG:



ANTON RAVAZZOLLO (Jahrgang 1904) war noch ein kleiner Bub, als er in Linz von der Ermordung des Thronfolgers erfuhr.



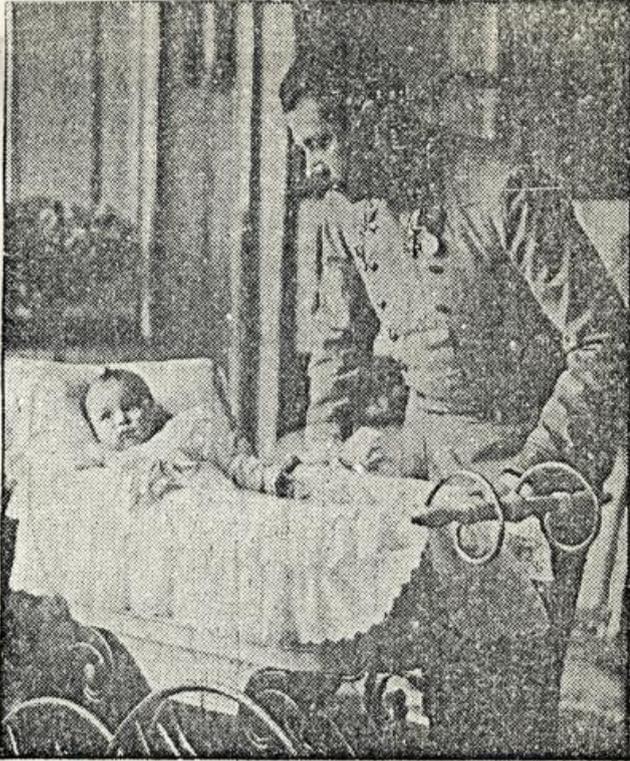
VERSCHWÖRER IM PARK: Todesschütze Gavrilo Princip, Milan Ciganovic, Konfident des serbischen Geheimdienstes und Spitzel des Ministerpräsidenten Niko Pasic, Bombenwerfer Nedeljko Cabrinovic (von links).



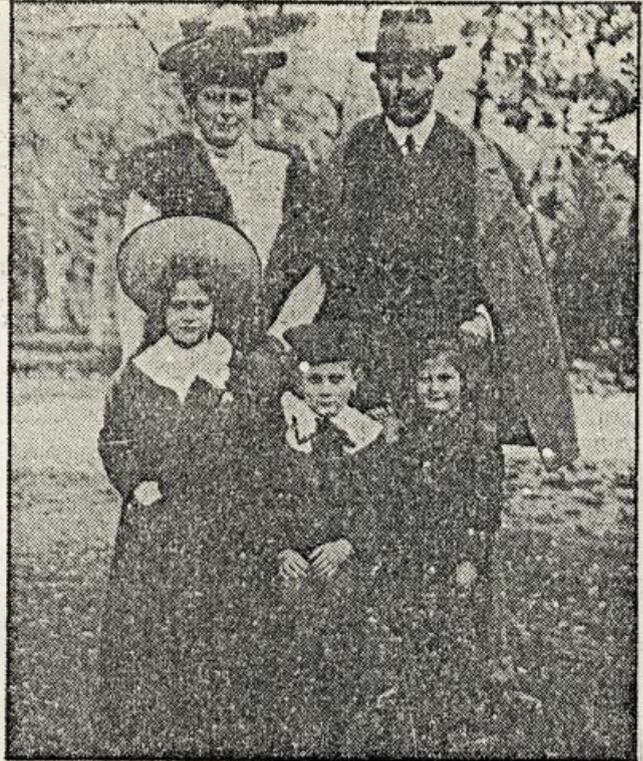
SCHAURIGE STIMMUNG: eine Radierung des Pöchlerner Fährmannes Franz Knapp. Der vielbeschäftigte 70jährige Künstler ließ sich dazu durch das einzig gelungene Foto von der Überfuhr der Särge inspirieren. Der Fotograf Müller hatte damals den natürlichen Blitz zur Belichtung ausgenutzt.

Foto: Höfer

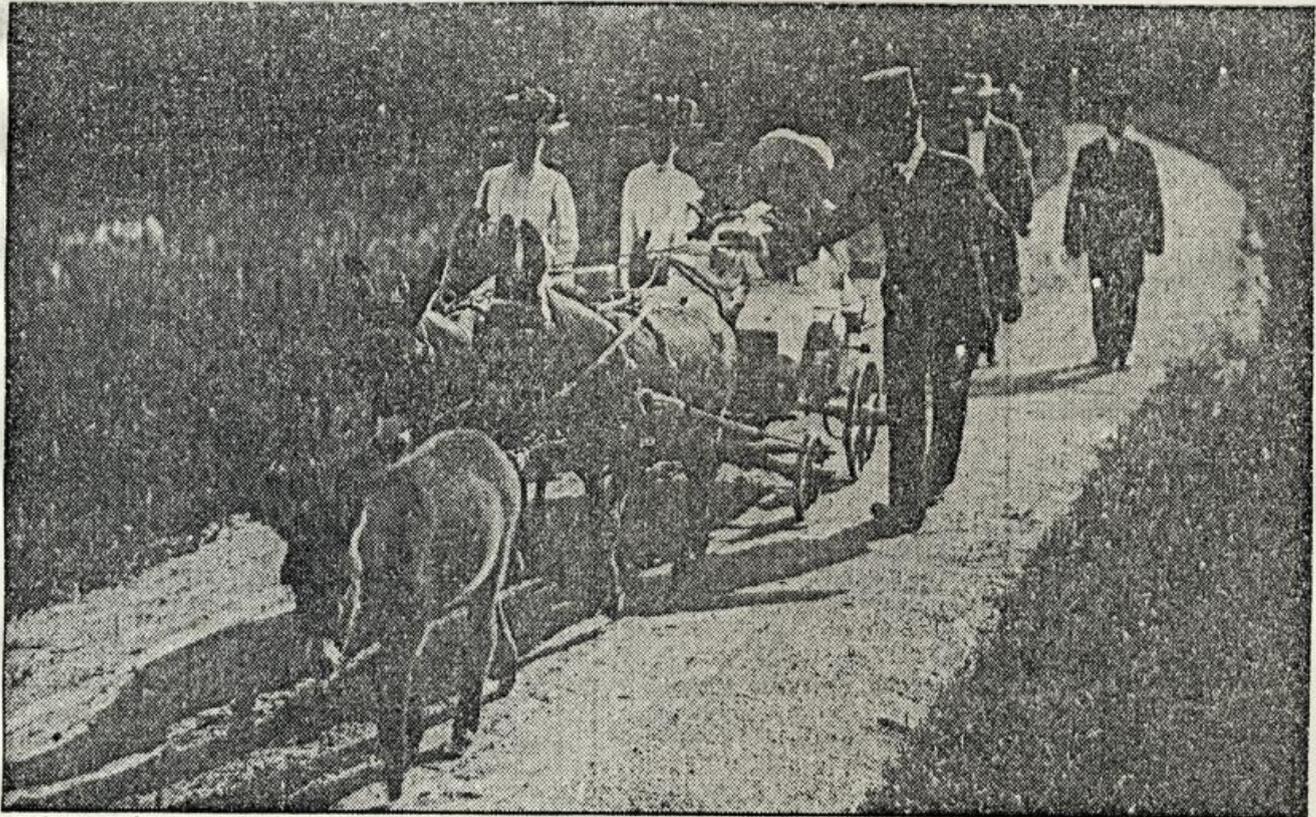
:/



**VATER UND TOCHTER:** Erzherzog Franz Ferdinand wurde mit 38, im zehnten Ehejahr, Vater der kleinen Sophie.



**FAMILIENIDYLL** im Stallhof von Konopischt: Herzogin Sophie, Erzherzog Franz Ferdinand, die Kinder Sophie, Max und Ernst.



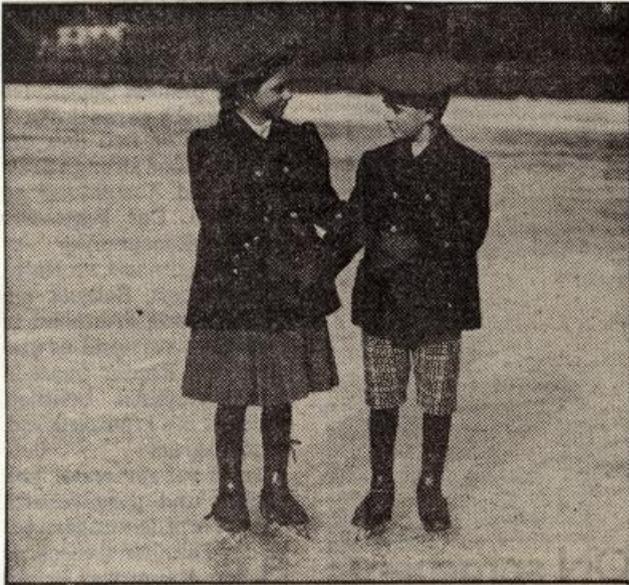
**AUSFAHRT** zum Taubenschießen in Konopischt. Die Kinder des Thronfolgerpaares im von Eseln gezogenen Spazierwagen, rechts daneben, der Kammerdiener Franz Doppelmaier alias „Pompi“ aus Peuerbach.

Fotos: Familienarchiv (6), OÖN/Höfer (3), OÖN/Unger, OÖN/Archiv

Nr.:

TAG:

---



*DAS EISLAUFEN stand auch in der Thronfolger-Familie hoch im Kurs. Von links: die Kinder Sophie und Max sowie der Herr Papa, Erzherzog Franz Ferdinand.*

DIE WELT

Nr.:

TAG: 23.6.1984

# Artstetten – Wallfahrtsort für den Freund der Slawen

**Vor 70 Jahren fielen in Sarajevo die tödlichen Schüsse auf den österreichischen Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gattin. Am Ort des Geschehens ehrt man heute die Attentäter; an die Erschossenen erinnert ein Museum im niederösterreichischen Schloß Artstetten, das fast schon ein Wallfahrtsort geworden ist.**

Von C. G. STRÖHM

Schloß Artstetten liegt abseits der großen Straßen, wenige Kilometer nördlich der Donau, in einer hügeligen Landschaft Niederösterreichs. Wären nicht die Touristenbusse vor dem Gasthaus unterhalb des viertürmigen Baus – und die Personenwagen auf dem Parkplatz (viele mit westdeutschen Kennzeichen): man könnte meinen, die Zeit sei an diesem Punkt der Erdkugel seit jenem Tag vor siebzig Jahren stehen geblieben, als der Tod des Schloßherrn und der Schloßherrin den Ersten Weltkrieg und den Untergang dreier Kaiserreiche auslösten.

Ein junges Mädchen führt uns in die Gruft. Hier ist alles anders als in den Gewölben der Kapuziner zu Wien, wo die meisten Habsburger – bis hin zu Kaiser Franz Joseph – beigesetzt sind. Nach dem strengen Hofzeremoniell blieb dem toten Thronfolger die düstere Kapuzinergruft verschlossen, weil er eine Nicht-Ebenbürtige geheiratet hatte.

Hell und freundlich bricht das Licht eines Sommertages in den Raum, wo die beiden steinernen Sarkophage der Opfer des Attentats von Sarajevo nebeneinanderstehen:

Franz Ferdinand, „Archidux Austriae-Este“ (Erzherzog von Österreich-Este) und „Sophia Ducissa de Hohenberg“ (Herzogin von Hohenberg). Beide Grabinschriften tragen das gleiche Todesdatum: 28. Juni 1914. Ein Relief zeigt zwei Engel, die einen Kranz zwischen den beiden Särgen halten.

„Stirb nicht, Sophie, stirb nicht, bleib doch am Leben für unsere Kinder“, sollen die letzten Worte des tödlich getroffenen Thronfolgers damals in Sarajevo gewesen sein – wenige Minuten, nachdem der serbische Student Gavrilo Princip seine Pistole auf das offene Auto des Erzherzogs abgefeuert hatte. Der Wagen mit den Einschüssen und der blutbefleckte Waffenrock Franz Ferdinands sind heute im Wiener Heeresgeschichtlichen Museum zu sehen.

Im Schloß Artstetten, ist nun ein Museum über das Leben und politische Wirken Franz Ferdinands eingerichtet worden – einer außerordentlichen Persönlichkeit von hoher politischer Begabung. Hätte dieser Mann – wenn es nicht zum Ersten Weltkrieg gekommen wäre und wenn der alte, unbewegliche Kaiser Franz Joseph nicht so lange gelebt hätte – das übernationale Reich der Habsburger, die große österreichisch-ungarische Monarchie, durch eine Reform vor dem Untergang retten können?

„Die Habsburger Krone ist eine Dornenkrone“ – dieser Ausspruch Franz Ferdinands, Jahre vor seiner Ermordung, verrät düstere Ahnungen. Er, der eine Gräfin Chotek – eine tschechische Adelige – geheiratet hatte (seine Frau wurde darauf zwar zur Herzogin von Hohenberg erhoben, am Wiener Hofe aber niemals zugelas-

sen), wußte etwas von den Leidenschaften und Gefahren des Nationalismus, die an den Grundfesten der Monarchie rüttelten.

Er wollte ein moderner, aufgeklärter Herrscher sein. Er unternahm Weltreisen, bis in den Fernen Osten und in die USA, wo er das föderalistische System eines demokratischen Bundesstaates studierte. Er war, schon durch seine tschechische Gemahlin, ein Freund der Slawen und ein scharfer Gegner der ungarischen Aristokraten, die er für viele Probleme der alten Monarchie verantwortlich machte.

Wer durch die Räume des Schlosses Artstetten geht, gewinnt durch viele Erinnerungsstücke, Dokumente und Bilder einen Eindruck von den Plänen und vom Wesen eines designierten Herrschers, der niemals zum Zuge kommen sollte. Da sieht man ihn mit dem deutschen Kaiser Wilhelm beim Manöver oder auf der Jagd – der Hohenzollern-Kaiser und der habsburgische Thronfolger waren miteinander befreundet, obwohl Franz Ferdinand die Meinung vertrat, daß „die expansionistischen Bestrebungen Preußens“ zum Untergang führen müßten. Ein Krieg mit Rußland, so lautete eine andere außenpolitische Maxime des Thronfolgers, „würde zum Sturz der beiden Monarchen führen“. Und weiter: „Italien ist ein unverlässlicher Partner.“ Der Balkan (Südosteuropa) sei eine „Lebensfrage“ für die österreichisch-ungarische Monarchie.

Grausame Ironie des Schicksals: Der Freund der Slawen fiel den Kugeln eines südslawischen Nationalisten zum Opfer. Der Mann, der einen Ausgleich mit Rußland suchen woll-

te, löste durch seinen Tod einen Krieg mit Rußland aus. Der moderne, aufgeklärte künftige Monarch führte das Ende des Kaiserreiches, das er retten wollte, gegen seinen Willen mit herbei.

Franz Ferdinand hatte neben Feinden aber auch viele Freunde – und viele setzten damals ihre Hoffnungen auf ihn. Aurel Popovici, ein rumänischer Politiker aus Siebenbürgen – das damals zur ungarischen Hälfte der Doppelmonarchie gehörte –, schrieb vor dem Ersten Weltkrieg eine Broschüre zum Thema „Die Vereinigten Staaten von Groß-Österreich“ – eine Vision, die auch Franz Ferdinand vorgeschwebt haben mag. Noch Anfang 1914, wenige Monate vor der Katastrophe, huldigten die Kroaten dem Erzherzog: „Dalmatien wird Dir ewig treu bleiben.“

Was Franz Ferdinand für die Erneuerung der Altstadt von Prag, für die Fertigstellung der neuen Wiener Hofburg getan hat, ist in Artstetten ebenso zu sehen, wie Dokumente aus der Arbeit seiner „Militärkanzlei“. Der Thronfolger war der erste (und letzte) Habsburger, der eine aktive Presse- und Informationspolitik betrieb – etwas für die damalige Zeit ganz Ungewöhnliches. Mit seinen eigenen privaten Mitteln finanzierte er Druckschriften, von denen viele das Interesse an jenen Gebieten bezeugen, welche ihm persönlich und auch der Monarchie zum Schicksal werden sollten: „Was soll mit Bosnien werden?“ oder „Wem gehört Dalmatien?“ und schließlich: „Serbien nach dem Balkan-Krieg“.

Am Ende der Ausstellung sind die Kranzschleifen von der Beisetzung im Juli 1914 zu sehen. Sie legen jetzt

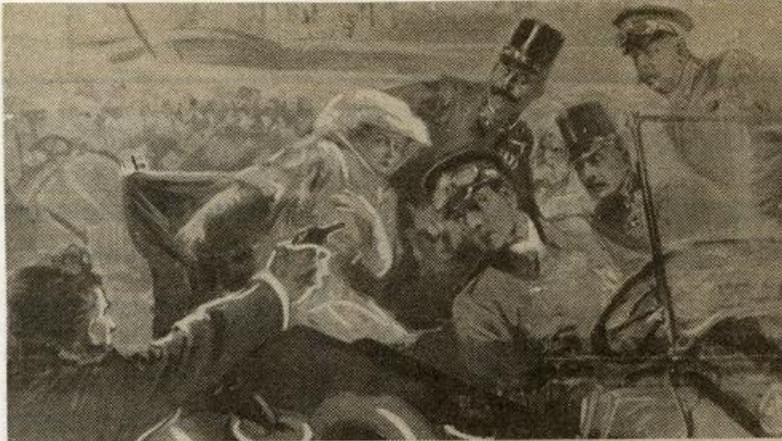
noch Zeugnis ab für das übernationale Reich von europäischer Dimension, das dieses Österreich-Ungarn einmal war. Da trägt eine Kranzschleife in den rumänischen Nationalfarben Rot-Gelb-Blau die Inschrift: „Die Rumänen von Ungarn und Siebenbürgen“, in italienischer Sprache trauert die „Patriotische Jugend von Triest“, auf Kroatisch und in den kroatischen Nationalfarben Rot-Weiß-Blau spricht der „Banus“ (Statthalter) des Königreichs Kroatien-Slawonien und Dalmatien sein Beileid aus.

Aus dem Sterbezimmer in Konak von Sarajevo ist eine dort seinerzeit angebrachte Gedenktafel auf Veranlassung der jugoslawischen Behörden entfernt worden und nun nach Artstetten gelangt. In Sarajevo, am Ort des Geschehens, werden im „Museum des jungen Bosnien“ nicht den Opfern, sondern den Attentätern Ehre und Andenken zuteil. Auch im böhmischen Schloß Konopist bei Prag, das der Erzherzog lange Zeit bewohnte, wird den Besuchern heute ein teils kommunistisches, teils nationalistisches, jedenfalls aber verzerrtes Bild Franz Ferdinands geboten.

Zwei Söhne des Erzherzogs, Max und Ernst von Hohenberg, kamen nach dem Anschluß Österreichs in ein nationalsozialistisches Konzentrationslager. Zwei seiner Enkel sind als Soldaten und Offiziere der großdeutschen Wehrmacht gefallen. Damit erfüllte sich an den Nachkommen auf symbolhafte Weise das Schicksal, dem so viele einfache Menschen in zwei Weltkriegen und in all den Umwälzungen, Vertreibungen und Greueln dieser Zeit zum Opfer gefallen sind.

Nr.:

TAG:



Am 28. Juni 1914 fielen in Sarajevo die tödlichen Schüsse.

FOTO: DIE WELT



Artstetten: Letzte Ruhestätte für den Erzherzog und seine Gemahlin

FOTO: KARL FEHRINGER

# „Eine Lehre, die vielleicht sehr aktuell ist“

Rolf Hochhuth zum Attentat von Sarajevo vor siebzig Jahren



Attentat von Sarajevo (28. 6. 1914): „Beide Pferde gut verkauft“

... Ballin beim Abendessen in der Diskussion unsere Haltung zum englischen Kohlenstreik ... Deutschland könne ja ... etliche Dampferladungen Kohlen zur Unterstützung hinüberschicken, worauf der Kaiser: „Kohlen? – eine Granate schicke ich ihnen hinüber, sonst nichts!“

Weizsäcker, Tagebuch, Kiel am 9. III. 1912

Der serbische Botschafter in Wien war vorstellig geworden am Ballhausplatz mit der Bitte, Seine Kaiserliche Hoheit der Erzherzog-Thronfolger und Ihre Hoheit von Hohenberg (schändlicherweise geboren „nur“ als Gräfin Chotek) möchten gütigst davon Abstand nehmen, ausgerechnet am Vivordan, dem Tag des heiligen Veit, Sarajevo zu besuchen. Ist doch dieser 28. Juni – und er ist das noch heute – der serbische National-Trauertag: Am 28. Juni 1389 hatten die Türken auf dem Amselfeld den endgültigen Sieg über die Serben erkämpft – einen so totalen, daß auch die Ermordung ihres Oberfeldherrn Murad Pascha durch den Serben Miloš Obilić – er schlitze den Türken auf vom Hals bis zum Nabel und entkam – sie nicht mehr retten konnte vor barbarischer Unterdrückung für ein halbes Jahrtausend. (Merke: „Feldherren“ sollten nicht weit hinter der Front allein in ihrem Zelt den Ausgang des Kampfes abwarten.)

Warum trotz der Bitte des Botschafters aus Belgrad Franz Ferdinand von Österreich-Este dennoch an diesem Tag seinen Manöverbesuch in Bosnien machte; warum er abermals durch die Stadt fuhr, obgleich kurz vorher dort auf sei-

nen Wagen eine Bombe geworfen worden war – das ist so unbegreiflich wie die blöde Schikane Wiens, nicht selber die Jugoslawen zu regieren, sondern das den Ungarn zu überlassen.

Denn die Ungarn taten das mit sehr harter Hand, wie sie sonst in diesem alten k.u.k.-Reich keineswegs den Untertanen auflag. Zum Beispiel verhängten sie aus Geschäftsneid ruinöse Ausfuhrbeschränkungen über die bosnischen Landwirte, die ihre Schweine nicht nach Wien zu Markte treiben durften, weil die Ungarn das nur ihren Bauern gestatteten.

Uns interessiert im Jahre 1984 die Vorgeschichte der Katastrophe von 1914, die ja keineswegs aus diesem Doppelmord an einem Fürstenpaar entstanden ist („Beide Pferde gut verkauft“ hieß das Telegramm eines der Verschwörer aus Sarajevo nach Belgrad), sondern dieses Attentat datiert nur ungefähr die Auslösung eines schon seit zehn Jahren angewachsenen Konflikts zwischen den Großmächten, die dann nicht deshalb vier Jahre den bis dahin blutigsten Krieg der Geschichte führten, weil ein Mord einen ohnehin wenig beliebten Kronprinzen beseitigt hatte. Warum interessiert uns heute die Vorgeschichte von 1914?

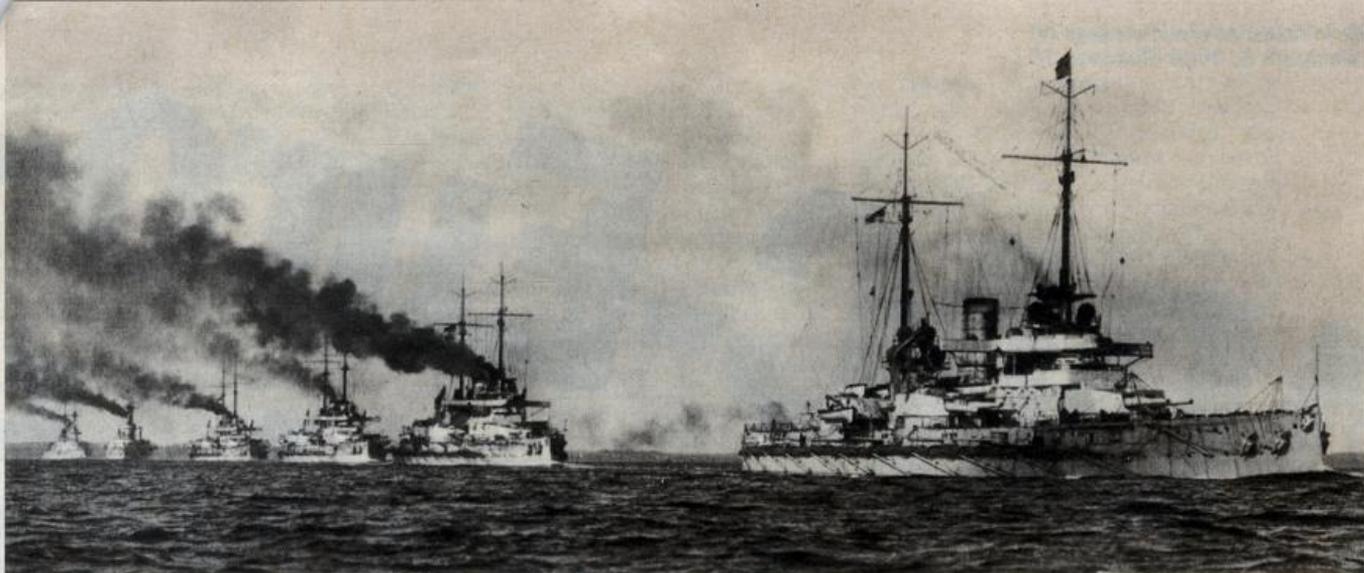
Weil sie – vielleicht – die Lehre enthält, die sehr aktuell ist, daß immer dort, wo nicht *territoriale* Forderungen einen Krieg auslösen – 1939 entfesselte Hitler den Krieg aus Landgier –, daß immer dort Wettrüsten ihn verschuldet. Wettrüsten, das von denen, die es praktizieren,

stets als Defensiv-Maßnahme ihren Untertanen und dem Ausland verkauft wird. Wettrüsten, wie es heute die Verhandlungen zu Genf scheitern ließ, wofür bekanntlich einige der höchsterfahrenen Außenpolitiker der USA, an der Spitze der 92jährige Harriman, aber auch Senator Fulbright und Botschafter George F. Kennan, weniger die Russen haftbar machen als die verblendete Reagan-Administration.

Gewiß gab es vor 1914 in Frankreich Anhänger einer Wiedereroberung Elsaß-Lothringens. Und es gab – wofür Fritz Fischers „Griff nach der Weltmacht“ so groteske wie erschütternde Belege liefert –, unter Alldeutschen, Industriellen, Tirpitzianern, ja sogar im Hause Wittelsbach, das noch 1918 darauf bestand, ihm müsse das eroberte Belgien nach dem Sieg „zurückgegeben“ werden –, verrückte Deutsche genug, die vier Jahre lang nicht merkten, daß sie die Entscheidungsschlacht an der Marne bereits Anfang September 1914 verloren hatten. Und die deshalb nach dem Zusammenbruch Rußlands tatsächlich den Geschlagenen die Ukraine abfetzen – dazu aber auch noch im Westen, wo soeben die ersten amerikanischen Truppen landeten, den Franzosen ihr Erzbecken und ihre Kanalhäfen wegnehmen wollten. Aber dieser idiotische Appetit kam mit dem Essen – nicht vorher.

Vor dem Krieg, der zum Weltkrieg wurde, weil England die kaiserliche deutsche Schlachtflotte als die Bedrohung empfand, die sie tatsächlich war, hat dieses Wettrüsten zwischen den zwei stärksten Flottenmächten aller Meere die Atmosphäre dermaßen vergiftet, daß schließlich, so des Kaisers letzter Botschafter in Washington und frühere Botschaftsrat in London, Graf Bernstorff, „die Engländer nicht mehr wollten“. Bernstorff wie seine deutschen Kollegen und Vorgesetzten in London: Hatzfeldt und Eckardstein, Metternich, Marschall, Lichnowsky mit Kühlmann, haben übereinstimmend Berlin für *allein haftbar* an diesem Wettrüsten erklärt und viel bitterer abgeurteilt, als später Churchill in seinem Meisterwerk das getan hat, in „Weltkrise 1911–18“.

1911, das Jahr, in dem der 37jährige Churchill die Kommandobrücke der größten Armada der Weltgeschichte betrat, hat auch dem Enkel der Queen Viktoria – Wilhelm dem Letzten von Deutschland, den hellstichtig schon 1908 sein Onkel König Eduard „den glanzvollsten Versager der Weltgeschichte“ nannte –, noch einmal umsonst das Menetekel an die Wand geworfen; ein vorletztes Mal. Das letzte Mal dann 1912, als Asquith seinen früheren Kriegsminister Lord Haldane nach Berlin entsandte, weil Haldane – vor Jahren Student in



**Deutsche Schlachtschiffe (1911):** „Diese Marine, entsprungen dem Weltmachtdünkel, verdirbt unsere Politik“

Göttingen – als besonders deutschfreundlich galt: Haldane versuchte nichts weiter, als Wilhelm und Tirpitz zu einer Verlangsamung ihres Bau-Tempos von Großkampfschiffen zu überreden, weil England doch – nicht anders als Deutschland – auch soziale Verpflichtungen finanzieren wolle, nicht nur Kriegsschiffe.

Die Berliner schickten Haldane ohne jedes Zugeständnis heim. Als bald sagte Churchill – das ist erst 1976 ans Licht gekommen – dem Direktor der Cunard-Linie, da es um Zuschüsse der Admiralität zu solchen Passagier-Dampfern ging – die, wenn nötig, rasch als Truppentransporter umgebaut werden sollten – „spätestens im September 14“ sei man im Krieg. So auch in seinem Briefwechsel mit Seelord Fisher.

Deutschland, durch dieses nicht gegen Frankreich, nicht gegen Rußland, sondern allein gegen die Flotte der Briten gerichtete Wettrüsten, hat ihn verschuldet. Eine Mahnung an uns heute, wenn man in den ungezählten, meist auch literarisch hervorragend geschriebenen Memoiren der alten Diplomaten liest! Eine Mahnung deshalb, weil auch damals ja nicht – wie dann aber 1939 ein Wahnsinniger und Amokläufer – geborene Terroristen regierten, sondern ganz normale Leute, die „eigentlich“ alle „es“ nicht gewollt hatten, wie später Wilhelm zu seufzen pflegte; wobei gerade Wilhelm II. vielleicht doch nicht von Psychiatern für normal ausgegeben worden wäre. (Die erste deutsche Wahlordnung für die Thronfolge hatte es verboten, einen körperlich Beschädigten, einen Einäugigen etwa, einen Hinkenden je zum Kaiser zu wählen!)

Wir greifen – belehrend für das Jahr 1984, da, wie am 14. Mai angekündigt, die Russen damit begonnen haben, gegen die im November 1983 auf der schwäbischen Alb installierten Pershings ihre neue Rakete SS-22 in die DDR zu stellen –, wir greifen einen exemplarischen Gedankenaustausch zwischen jenem deutschen Kanzler auf, der drei Jahre später die Mobilmachung ausrufen

mußte, und seinem Londoner Botschafter Graf Paul Metternich, nur *eine* von unzähligen Episoden, die auf die „Denk“-Weise der damals Hauptverantwortlichen in Berlin ein grelles Licht werfen. Wir sagen das mit einer gewiß penetranten Liebe zum Detail; aber nicht nur der Teufel, bekanntlich, steckt im Detail, sondern die Wahrheit:

Am 11. 11. 1911 telegraphierte Kaiser Wilhelm der Letzte aus Kiel an seinen Kanzler – und ebenso pikant für Zahlenmystiker ist auch die Tatsache, daß auf den Tag genau sieben Jahre später: am 11. 11. 1918 Deutschland im Walde von Compiègne kapitulieren mußte, weil es im „Geiste“ dieses Kieler Telegramms nicht aufgehört hatte, des Kaisers Mutterland, das britische Weltreich, durch den Bau seiner so luxuriös-überflüssigen wie bedrohlichen Schlachtflotte zum durchaus widerwilligen Alliierten Frankreichs und Rußlands zu machen – der



**Kaiser Wilhelm II.**  
„Glanzvollster Versager der Geschichte“

Kaiser, der sich selber in einem Telegramm an den Zaren, nur um den Engländern die denkbar schlimmste aller Beleidigungen zuzufügen, einst als „Admiral“ bezeichnet hatte, telegraphierte also am 11. 11. 1911:

Nur nicht den Humor verlieren! ... Stimmung für Flottenverstärkung so günstig ... Volksempfinden und die doch tiefgehende Erregung desselben in eine nutzbringende Tat umsetzen ... Das Volk erwartet so etwas jetzt und würde dieses als nationale Tat mit Jubel begrüßen. Frisch ans Werk!

Kanzler Bethmann Hollweg hatte in seiner sogenannten zweiten Marokkorede am Vortag im Reichstag gesagt:

Der Starke braucht sein Schwert – nicht immer im Munde zu führen. Wir haben Monate hindurch erlebt und erleben noch jetzt alle Tage, die von einer leidenschaftlichen Stimmung durchflutet sind, wie wir es wohl niemals in Deutschland erlebt haben. Ein Grundton dieser Stimmung ist der Wille Deutschlands, seine Kräfte und alles, was es vermag, in der Welt durchzusetzen.

Der Kanzler hatte *nicht* zur Flottenverstärkung aufgehetzt, wie das kaiserliche Telegramm vermuten lassen könnte – war ihr aber, die er als Verhängnis durchschaute, charakterloserweise mit keiner Silbe entgegengetreten, um in der Gnadenzone Seiner Majestät zu verbleiben, obgleich er sich im Reichstag wütende Hetzreden einiger Abgeordneter gegen England, mit der Forderung, sofort die Flotte zu verstärken, angehört hatte. Acht Tage später schrieb in einem Privatbrief Graf Metternich dem Kanzler:

Was die Weisheit der Männer verschweigt, plaudert häufig der Mund der Weiber aus. Besonders in England, wo die Frauen stark ausgeprägte politische Wesen sind. In meinen Gesprächen mit Grey und auch mit Asquith habe ich es natürlich vermieden, im jetzigen Augenblicke die Flottenfrage zu berühren, obwohl sie gerade jetzt hier alles andere überragt.

Mrs. Asquith, die sehr klug und Indiskret, aber politisch eine Freundin von uns ist – sie ist in Dresden erzogen worden –, sagte mir noch gestern in ihrem Hause,

„Daß unser Verhältnis zu England ganz davon abhängt, ob wir eine Flottenvermehrung vornahmen oder nicht. Derselbe Gedanke tritt mir von den verschiedensten Seiten entgegen, und ich habe nicht den leisesten Zweifel, daß er die Situation beherrscht . . . Dabei ist gleichgültig, ob wir schneller bauen, ob wir mehr bauen, oder beides zugleich. Die Wirkung wird dieselbe sein. Der Weg der Aussöhnung mit England ist dann definitiv verlassen und alles, was wir sonst tun mögen, nur von taktischem Wert. Grey, obwohl er ebenso wie ich diesen heiklen Punkt wohlweislich zu berühren vermied, weiß ganz genau ebenso wie alle anderen hiesigen leitenden Persönlichkeiten, wo für Deutschland der Scheideweg beginnt, und sie wissen auch nach den Erfahrungen dieses Sommers, wo er für England liegt . . .“

Auch stelle ich ganz in Ihr Ermessen, ob Sie meine heutigen Bemerkungen über die Flottenfrage zur allerhöchsten Kenntnis bringen wollen oder nicht. Nebenbei bemerkt, gehört sich vielleicht mehr moralischer Mut dazu, aus Pflichtgefühl die Rolle eines unbequemen Warners zu übernehmen, als sich dazu gehören würde, im unrichtigen Moment einer fremden Regierung, die einem nichts anhaben kann, Grobheiten zu sagen und sich als ‚bully‘ zu benehmen.

Des Kanzlers Antwort war so klug wie charakterlos: Bethmann Hollweg sagte mit einer bei Politikern höchst seltenen Aufrichtigkeit, daß er seinen Posten verliere, wenn er die – auch seiner Meinung nach – richtige Einschätzung der Lage beim Kaiser vertrete; das Schreiben vom 22. 11. 1911 „zu Ihrer ausschließlich persönlichen Information“ ist bezeichnend für ein ganzes Jahrzehnt der wachsenden Entfremdung zwischen Whitehall und Wilhelmstraße:

Seine Majestät der Kaiser fordert mit großer Entschiedenheit die Einbringung einer Flottennovelle im kommenden Frühjahr. Die Novelle soll für die nächsten sechs Jahre an Stelle des im Flottengesetz vorgesehenen Zweiertempos das Dreiertempo einführen. Dabei soll Prinzip die allmähliche Herstellung des Verhältnisses von zwei zu drei sein. Seine Majestät ist so fest entschieden, daß er bei Weigerung der Einbringung der Novelle wahrscheinlich einen Regierungswechsel vornehmen wird.

Im Volk ist eine Flottennovelle momentan entschieden populär. Mag auch das Agitationsbedürfnis der Parteien im Hinblick auf die nächsten Wahlen sowie die allgemeine Opposition gegen die Marokkopolitik der Regierung dabei eine große Rolle spielen, so herrscht doch ganz unverkennbar in allen Schichten des Volks eine große Erbitterung gegen England, die nach einem bestimmten Ausdruck sucht. Für die ruhige Überlegung, daß es jedenfalls momentan unsere Stellung gegen England nicht stärkt, vielmehr durch Erhöhung der Kriegsgefahr schwächt, wenn wir in den nächsten sechs Jahren 18 Schiffe anstatt 12 auf Kiel legen, findet sich kein Verständnis. . .

Wer aus diesen deprimierenden Tatsachen, daß Volksvertreter und Presse angriffslustiger gestimmt waren als der Kanzler und vielleicht sogar der als ängstlich – unter Militärs – verspottete Monarch, etwa den Schluß zöge, die

„Großen“ seien nichts als Seismographen, die nach gutem oder schlechtem Wetter ausschlugen, das vom Volke gemacht würde, von dem, was manche nichtssagend „anonyme Kräfte“ nennen, der fälscht weg, daß hier länger als ein Jahrzehnt vom Kaiser, von seinem Flottenchef und vom Vorgänger dieses Kanzlers gegen England eine Flottenverstärkungs-Agitation ohne Beispiel angeheizt worden war, die schließlich das Volk jenem gleichen Grad der Verdummung auslieferte, der zuerst seine Beherrscher befallen hatte. Wie es im Faust steht, so ist es in der politischen Realität: „Was ihr den Geist der Zeiten heißt, das ist im Grund der Herren eigner Geist!“

Die „Herren“ wollten die Seemacht – das Volk lieferte ihnen endlich dazu die Steuergelder, dann seine Söhne – zuerst als Matrosen, dann als Fischfutter.



Pershing-Transport\*: „Die heute Handelnden gleichen denen von damals“

Zeitgeist: Wie er sogar vernünftige Mitmacher umgebungsblind werden ließ, er ist ablesbar zum Beispiel auch an jener Tagebuch-Notiz der 31jährigen Ordonnanz im Flottenstab Ernst Weizsäcker – sein Vater wurde 1916 geadelt, der Journalschreiber war dann Hitlers Staatssekretär des Auswärtigen und ab 1943 Botschafter im Vatikan –, der 1913 den Vorschlag Churchills, beide Mächte sollten einfach sich verpflichten, im kommenden Jahr kein neues Schiff zu bauen, mit den Worten kommentierte: „ . . . dazu bemerkte S. M. ‚none whatever!‘ . . . im Grund ist es doch eine grobe Anrempelung für uns“.

Churchill zog die Konsequenz: Er verschob die Marinemanöver 1914 um einige Wochen und entließ dann die Reservisten nicht erst wieder: So konnte er das britische Expeditionskorps derart rasch nach Frankreich verschiffen, daß nicht

ein einziger Brite dabei umkam – so wenig wie 1917 dann der uneingeschränkte deutsche U-Bootkrieg, der erst die USA in den Kampf verwickelt hatte, fähig gewesen ist, einen einzigen Truppentransporter zu versenken. Weizsäcker, nunmehr Ernst von, sollte eine Woche vor Kriegsende den Epilog einsichtig formulieren: „Diese Marine, entsprungen dem Weltmachtdünkel, verdirbt unsere Ausw. Politik 20 Jahre lang, hält ihre Versprechungen im Kriege nicht und entfacht nun den Umsturz!“

Zurück zum November 1911: Obwohl der Reichskanzler seinen Botschafter bat, den britischen Außenminister darauf hinzuweisen, daß der in seiner erwarteten Unterhaus-Rede Bereitschaft ausdrücke, den Deutschen verbindlich die britische Neutralität zu versprechen für den Fall eines kontinentalen Konflikts –

eine Forderung so unmöglich, wie eine britische an Berlin gewesen wäre, Österreich-Ungarn im Kriegsfall im Stich zu lassen; außerdem war schon weltbekannt, daß die Deutschen durch Belgien in Frankreich einfallen würden, was England nie hingenommen hätte, ohne an Frankreichs Seite zu treten – obwohl also der Kanzler Metternich bat, auf Grey einzuwirken, verbot er ihm dann doch im letzten Satz seines Briefes, „meine Bemerkungen über das political agreement“ gegenüber Sir Edward Grey schon zu verwerten. Metternich konnte also mit des Kanzlers Antwort praktisch nichts anfangen, obgleich Bethmann Hollweg die Situation ebenso wie er als kriegsnah empfand:

Die Rede des Kapitäns Faber und alles, was in den letzten Tagen durch die engli-

\* Lkw-Konvoi der US-Armee mit den ersten Pershing-Teilen auf der Fahrt nach Mutlangen in Baden-Württemberg.

sche Presse über die militärische Kooperation Englands mit Frankreich und über seine Kriegsvorbereitungen im September bekannt geworden ist, haben die Stimmung ungeheuer verschärft. Das Volk sieht sich einer Koalition gegenüber, die jeden Augenblick bereit ist, über uns herzufallen, und erblickt in England diejenige Macht, welche direkt zum Kriege treibt. Denn während Frankreich im September keinerlei Kriegsvorbereitungen getroffen hat, ist England, wie es scheint, jeden Tag schlagbereit gewesen.

... In dieser Beziehung wird zunächst von entscheidender Bedeutung die für Montag erwartete Rede Sir Edward Greys sein. Enthält sie in bezug auf die zukünftige Politik Englands zu uns auch nur die geringsten Unfreundlichkeiten gegen uns, so ist bei uns kein Halten mehr, und das Verhängnis geht seinen Weg. Das Wort Heydebrands: Wir wissen jetzt, wo der Feind steht, muß bündig widerlegt werden. Damit würde es aber nicht genug sein. Seiner Majestät kann ich die Inopportunität einer Flottennovelle nur dann mit Aussicht auf Erfolg darstellen, wenn die englische Regierung in tatsächliche Verhandlungen über eine politische Verständigung mit uns eintritt.

Muß man noch hinzufügen, daß des Kaisers Randbemerkung über Greys Rede lautete: „Seichter Quatsch. Stärkung zur See und zu Land unumgänglich nötig“. Ironie und wieder ein Zahlen-Spaß: Jener kriegslustige Abgeordnete von Heydebrand hatte seine wilde Reichstagsrede auf den Tag sieben Jahre vor der Flucht des Kaisers nach Holland gehalten, am 9. 11. 1911.

Metternich sagte exakt voraus, was tatsächlich eintreten sollte, als er des Kanzlers Anweisung erhalten hatte:

Wenn wir jetzt ... die hiesige Regierung vor die Alternative stellen: entweder bleibt neutral, oder wir vermehren unsere Flotte, so wird eine womöglich noch stärkere Anlehnung an Frankreich die Folge sein. Verstärken wir dann die Flotte durch ein Gesetz, das heißt vorläufig nur auf dem Papier, so gehört eine außerordentlich vorsichtige Politik dazu, um uns Zeit zu lassen, sie ohne Krieg auch auszubauen. Es mag dies gelingen, mag auch nicht.

Liest man heute in den durchweg faszinierenden Bänden der „Diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes: Die Große Politik der Europäischen Kabinette 1871–1914“, so bleibt anlässlich des Scheiterns der Genfer Verhandlungen zwischen den USA und der UdSSR während der Amtsjahre Ronald Reagans einerseits und andererseits Leonid Breschnews, Jurij Andropows, Konstantin Tschernenkos als *einzig* Hoffnung, daß die sich anscheinend aufdrängenden Parallelen doch *keine* sind: Die wahrhaft unvergleichliche Fürchterlichkeit der Waffen damals, vor 1914 – und heute.

Keine der beiden Flotten konnte ein Volk ausrotten, was die Raketen heute nicht nur können, sondern bei ihrem Einsatz mit Gewißheit *tun!* Aber diese Unvergleichlichkeit der *Waffen* ist tatsächlich die einzige, die überspielen kann, wie sehr die Handelnden damals den heute Handelnden *gleichen!*

## GRENZKONTROLLEN

### Von oben diktiert

**Kohl und Mitterrand wollen die Kontrollen an den Grenzübergängen abschaffen. Sicherheitsexperten sind dagegen.**

**K**aum hatten Frankreichs Staatspräsident François Mitterrand und der deutsche Bundeskanzler verabredet, die Schlagbäume zwischen beiden Ländern zu öffnen, gaben die Autofahrer auch schon Gas.

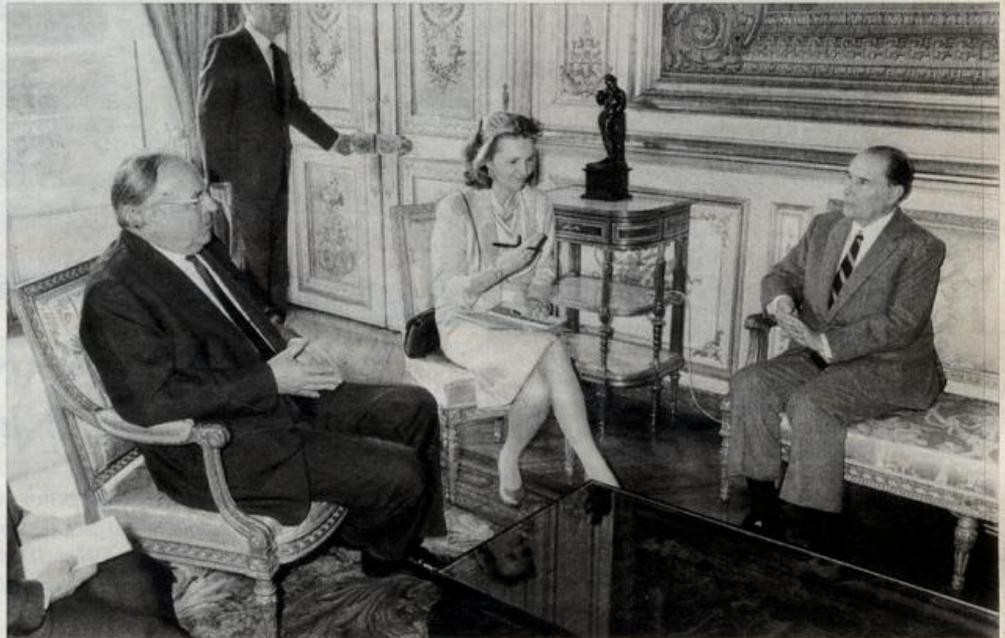
Auf der Europastraße 12, am Grenzübergang Saarbrücken, berichteten Zöllner, seien sie „einfach nicht mehr zu halten gewesen“. Im badischen Kehl hätten Grenzbeamte vor durchrasenden Fahrern „zur Seite springen müssen“.

Grenze, sekundiert der Koblenzer Bundesgrenzschutz-Direktor Horst Eisel, sei schließlich eine „optimale polizeitaktische Linie“.

An den Grenzen der Bundesrepublik, 4800 Kilometer lang und an 706 Stationen bewacht, griffen die Beamten allein im vergangenen Jahr 87 371 Straftäter auf. 14 322 wurden festgenommen, gegen 38 512 Anzeige erstattet.

Hinter 418 der verhafteten Grenzgänger war die Justiz wegen Mordes und Totschlags her. 10 429 hatten Rauschgift im Gepäck, und fast ebenso viele wurden wegen eines „Eigentums- oder Vermögensdeliktes“ gesucht. 20 149 hatten gegen das Ausländergesetz verstoßen.

Die „wünschenswerte Abschaffung der Personenkontrollen“ innerhalb der EG, wie sie Bonn propagiert, kann nach Meinung von Grenzwächtern nur dann



Europa-Politiker Kohl, Mitterrand: Sicherheit geopfert?

Doch so schnell wie westdeutsche Ur- laubsreisende die Absichtserklärung des Kanzlers umsetzen, ging es im Bonner Kabinett nicht. Finanzminister Gerhard Stoltenberg, zuständig für den Zoll, hat Bedenken, daß künftig Waren ins Land geschmuggelt werden könnten, für die trotz EG-Freizügigkeit noch Ausgleichs- abgaben erhoben werden. Und auch Friedrich Zimmermann, der Sicherheitsminister, gab auf der Innen- minister-Konferenz Mitte Juni kleinlaut zu, er habe von der beabsichtigten Reiseerleichterung vorher nichts ge- wußt.

Was Helmut Kohl und Mitterrand so forsch für Herbst in Aussicht stellten, finden Polizisten und Grenzschützer überhaupt nicht gut. „Ein wichtiger Bestandteil der inneren Sicherheit“, warnt Günter Schröder, der Chef der Gewerkschaft der Polizei (GdP), „soll auf dem Altar Europas geopfert werden.“ Jede

Sinn haben, wenn „in allen betroffenen Ländern die Rechtssysteme“ (Eisel) angeglichen werden. „Sonst“, sagt ein GdP-Praktiker, „ist das Strafverfol- gungsgefälle zu interessant für Gesetzes- brecher.“

Bei der Fahndung nach Rauschgift verfahren etwa Polizisten und Staatsan- wälte in Holland seit langem wesentlich großzügiger als ihre bundesdeutschen Kollegen. Außerdem, darauf verweisen Polizei-Praktiker, führe stetes grünes Licht an den EG-Binnengrenzen auto- matisch zu schärferen Fahndungsmaß- nahmen an den Außengrenzen oder im Land selbst. „Irgendwo“, begründet BGS-Direktor Eisel seine Skepsis, „müs- sen Kriminelle aufgespürt werden. Dann sind halt mehr Kontrollen auf Flug- oder in Seehäfen notwendig.“

Das wird in Skandinavien und in den Benelux-Staaten bereits praktiziert. Um

ZEITGESCHICHTE

# DAS ATTENTAT

Vor genau 70 Jahren fielen die Schüsse von Sarajevo. Aus bisher unzugänglichen Quellen stellte Wladimir Aichelburg in Wort und Bild eine Dokumentation rund um den Mord am Thronfolgerpaar zusammen.

VON GEORG REICHLIN-MELDEGG

**S**arajevo, Sonntag, den 28. Juni 1914, 10 Uhr 50. Vom Rathaus bis zu jener Stelle, in der die Franz-Joseph-Straße in den Appelkai mündet, sind es genau 370 Meter. Knatternd nähert sich eine Fahrzeugkolonne dieser Kreuzung. Hochrufe sind zu vernehmen. Passanten schwenken Hüte. Schwungvoll biegt das erste Auto, das zweite und schließlich das dritte, in dem sich der Thronfolger Franz Ferdinand mit seiner Gemahlin befindet, in die Franz-Joseph-Straße zur Altstadt ein – bis Feldzeugmeister Potiorek diesen verhängnisvollen Irrtum bemerkt: „Halt, was ist denn das? Wir fahren ja falsch!“

Zufällig kommt das Auto in der Kurve auch näher an den rechten Gehsteig, als dies notwendig gewesen wäre. Just in dem Augenblick, in dem der Fahrer das Automobil anhalten muß, um den Rückwärts-gang einzulegen, fallen vom rechten Geh-

Die Stelle des ersten Attentats:  
Wachmann über dem Bombenloch



steig, aus einer Entfernung von zwei bis drei Meter, zwei Schüsse. Gavrilo Princip, ein neunzehnjähriger bosnischer Serbe, trifft – fast ohne zu zielen – beide Male tödlich.

Hätte man die im Rathaus kurz vor diesem Attentat beschlossene neue Strecke, nämlich den Appelkai geradeaus zum Garnisonsspital zu fahren, beibehalten, hätte Princip auf sich rasch vorwärtsbewegende Ziele eine Schußentfernung von neun Meter gehabt.

Aber man hatte, wie schon so oft im alten Österreich, auf entscheidende „Nebensächlichkeiten“ vergessen: Keiner der Fahrer war über die neue Fahrtroute informiert worden. Jeder sollte nur seinem Vorgänger folgen. Was auch geschah.

Diese und ähnliche dramatische Augenblicke von höchster politischer Tragweite hat Wladimir Aichelburg, Mitbegründer und wissenschaftlicher Leiter des Franz-Ferdinand-Museums in Artstetten (NÖ) und Verfasser zahlreicher Publikationen zur Marinegeschichte der Doppelmonarchie, reportagenhaft-fesselnd in Wort und Bild dokumentiert.

Aichelburgs teilweise neuartige Betrachtungsweise des Dramas und seiner Vorgeschichte stützt sich größtenteils auf bisher unzugänglich gewesene Quellen aus dem Nachlaß des Thronfolgers sowie aus den in der Forschung wenig beachteten Tagebuchaufzeichnungen seines Dienstkameraders Dr. Andreas Freiherr von Morsey.

So verdichten sich auf 112 Seiten die letzten Lebenstage des Thronfolgers und seiner Gemahlin mit Hilfe eines knappen, sachlichen Textes und zahlreicher Privataufnahmen aus diesem Nachlaß sowie bisher nicht bekannter Einladungen, Menü-

karten und persönlicher Telegramme, zu einem fast minutiösen Protokoll einer offiziellen Inspektionsreise ins Manöverfeld des fernen und exotischen Bosnien: Der Leser sieht und erahnt eine Mischung aus Urlaubsstimmung, Entdeckungsfahrt, Pomp, Beschaulichkeit – aber auch tödlichem Leichtsinn und Nachlässigkeit.

Der Autor zeigt mittels bisher noch unveröffentlichter Photographien, die unmittelbar nach dem Verbrechen aufgenommen wurden, sowie durch Auswertung der Anklageschrift und der Untersuchungsergebnisse, aus welchem Holz die Mörder geschnitzt waren – aber auch welche Bretter die k. u. k. Behörden vor ihren Köpfen gehabt haben.

Denn die Attentäter waren keineswegs professionelle „Killer“, sondern fanatisierte Jugendliche, die keine militärische Ausbildung besaßen und kaum mit ihren geschmuggelten Waffen umgehen konnten. Die Naivität der Planung und Vorbereitung des Attentats ist für heutige Begriffe einfach unglaublich.

Nicht weniger lächerlich erscheinen im Lichte der allgegenwärtigen „Bodyguards“ unserer Tage die Sicherheitsmaßnahmen der hohen Obrigkeit: Nicht nur, daß man dem Thronfolger drei Tage vor dem Blutsonntag ohne jeden Schutz einen mehrstündigen Spaziergang durch die Straßen von Sarajevo ermöglichte und am nachfolgenden hochpolitischen Tag des hl. Veit die Manövertruppen nicht in die Stadt abkommandiert hatte – man hatte es auch verabsäumt, den geschnappten Bombenwerfer Nedeljko Cabrinović, der etwa eine halbe Stunde vor den tödlichen Schüssen versucht hatte, den Erzherzog zu ermorden, sofort einem Verhör zu unterziehen. Mit hoher Wahrscheinlichkeit wäre das Pistolententat dank seiner erstaunlichen Mitteilungsbereitschaft zu verhindern gewesen. Jedoch erst drei Stunden nach dem Doppelmord begannen die Behörden Cabrinović auf den Zahn zu fühlen. Nun aber mit der ganzen peniblen Korrektheit, für die das alte Vielvölkerreich zu einem Bonmot erstarrt ist. ■

Wladimir Aichelburg: „Sarajevo, 28. Juni 1914“, Verlag Orac, 112 Seiten, S. 298.–

Handwritten text at the top left of the page.

Handwritten text at the top right of the page.

DIABETES

„SEIFENBLASE“

Kanada haben Wissenschaft und Zuckerpflanzen erfolgreich Tieren eingepflanzt. Aus Graz ko durch richtige Diät

VON ELGON

in Minneapolis erkrankt hat und die auf geniale einfache Weise behandelt

Eine flexible Membran aus Panzerkürbis in zwei Hälften, die eine enthält Insulin, die andere ein Treibgas, die unter Druck leicht in flüssigen Zustand übergeht. Zu diesem Zweck kommt es wenn die Membran eingepflanzt wird, Verändertes sein wieder in Gas zu preden Insulin aus dem Behälter. Wird der Behälter nachgefüllt, verflüchtigt sich das Gas erneut, und der Vorgang wiederholt sich.

Somit ist die Pflanze ohne Batterie zu

Vertical text on the left side of the page, partially obscured.



Benzin dampf - Beginn der letzten Fahrt

Die letzte Fahrt: Graf Harrach deckt den Thronfolger

Text on the left side of the page, below the main article, discussing medical or scientific topics.

Text on the right side of the page, top section, discussing a game or event.

Text on the right side of the page, middle section, continuing the article or providing more details.



Spieldiriger Fritz... Golf... die richtige Menge krieger

TRALIZ FERDINAND

SO TAGESPOST

Nr.:

TAG: 28. 6. 1984

# „Nicht einen Zwetschkenbaum“

## Die Hintergründe des 28. Juni 1914 und das Wollen des Thronfolgers

Als während des Balkankrieges ein Konflikt mit Serbien drohte, warf Erzherzog Franz Ferdinand sein Gewicht für den Frieden in die Waagschale. „Nicht ein Schaf, nicht einen Zwetschkenbaum“ wollte er von Serbien haben. Etwas ganz anderes brauche die Monarchie: Neubau im Inneren. Man müsse Österreich-Ungarn in einen Bundesstaat verwandeln, in dem jedes der zehn oder zwölf Völker seine Heimstätte habe.

Er ließ sich Gutachten über einen Umbau erstatten und von dem Staatsrechtler der Columbia-Universität New York Vorträge über die amerikanische Bundesverfassung halten. „Die Vereinigten Staaten von Groß-Österreich“ nannten seine Ratgeber diesen Plan. In diesem Rahmen wollte Franz Ferdinand auch die Südslawen-Frage lösen. Wenn die Kroaten, Bosnier und Dalmatiner erst ihren eigenen Staat „Illyrien“ hatten – nur durch den gemeinsamen Monarchen, die gemeinsame Außenpolitik und Armee mit den anderen Reichsteilen verbunden –, dann konnte Belgrad auf sie keine Anziehungskraft mehr ausüben.

Im Gegenteil: Wenn dieser Südslawenstaat fünf Millionen Südslawen vereinigte, war es denkbar, daß das arme Ländchen Serbien dieser Anziehungskraft erlag. Freilich bedeutete dieser Plan auch die Teilung Ungarns, und der ungarische Adel dachte in seinem Globus-Standpunkt nicht daran, auch nur einen Quadratmeter von dem Gebiet der heiligen Stephanskronen abzugeben.

Nun: Franz Ferdinand war genau der Mann, notfalls mit der Spitze des Schwertes die Neuordnung in Budapest zu erzwingen. Der ungarische Adel ahnte, daß in den Schubladen des Erzherzogs ein Aufruf lag, er werde den ungarischen Königseid erst nach der Neuordnung des Reiches leisten.

Finster und einsam stand der Erzherzog da. Der Hofadel haßte ihn wegen seiner Heirat, die Bürger wegen seiner Menschenverachtung und die Ungarn wegen seiner Pläne. Am meisten aber haßten ihn die Serben in Belgrad; denn er, und nur er, drohte alle ihre Hoffnungen zu zerstören. Der gescheiteste serbische Diplomat, Spalajkowsch, erklärte 1912 geradeheraus, Serbien müsse die südslawischen Provinzen Österreichs erhalten, ehe Franz Ferdinand zur Regierung komme; nachher sei es zu spät.

Aber wie sollte man diese Aufgabe lösen? Gewiß, der Zar und Sasonow hatten den Serben immer wieder diese Provinzen versprochen. Aber sie hatten nachdrücklich hinzugefügt, vor 1917 könne Rußland nicht fechten. Wie leicht konnte der 84jährige Franz Joseph vorher sterben. Dann reformierte Franz Ferdinand das Reich, und die ganze serbische Einigungsbewegung war gescheitert. Es gab nur einen Ausweg.

Anfang 1914 entschloß sich Oberst Dimitrijewitsch, den Erzherzog-Thronfolger umbringen zu lassen; nach Kriegsausbruch pflegte er sich offen zu rühmen, daß er der „Organisator des Mordes“ gewesen sei. Die Ausführung übernahmen drei in Belgrad lebende junge Bosnier, alle zwischen 18 und 20.

Zwei von ihnen, Princip und Grabez, waren auf bosnischen Schulen gestrandet und besuchten jetzt das Gymnasium in Belgrad; der dritte, Gabrinovic, war Schriftsetzer. Die drei Jünglinge wurden von dem bewährten Tankositsch und einem serbischen Eisenbahnbeamten namens Ciganowitsch mit Waffen aus serbischen Heeresbeständen versehen, im Bombenwerfen und Pistolenschießen sorgfältig ausgebildet und genau instruiert. Ein ehemaliger bosnischer Lehrer versprach, in Sarajewo noch einige junge Leute zur Unterstützung bereitzustellen.

## Kollegiale Abneigung gegen Fürstenmorde

Selbstverständlich hatte Ministerpräsident Pasitsch in der „Schwarzen Hand“ seine Vertrauensleute. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß einer dieser „Konfidenten“ Milan Ciganowitsch war. So erfuhr Pasitsch schon Ende Mai von den Plänen der Verschwörer. Die Sache war ihm unbehaglich. Seit langen Jahren war er Ministerpräsident und – wie auf dem Balkan üblich – war hierbei der reichste Mann Belgrads geworden; die französischen Rüstungsfirmen bezahlten angemessene Provisionen. Er war im Grunde eine konziliante, verantwortungsbewußte Natur und hielt sich nicht für berechtigt, allein über die Ermordung des österreichischen Thronfolgers zu entscheiden.

Er befragte seine Kollegen. Das Kabinett war dagegen. Die Minister standen schlecht mit der „Schwarzen Hand“, weil die Offiziere seit dem Balkankrieg die Zivilbeamten überspielen wollten. Auch kam bei einem österreichisch-serbischen Konflikt alles darauf an, die versprochene Hilfe Rußlands zu erhalten, und gegen Fürstenmorde hatte Zar Nikolaus eine kollegiale Abneigung. Der Innenminister verbot daher den Grenzbeamten, die Mörder über die Grenze zu lassen. Aber diese Geste war sinnlos.

Die Grenzbeamten gehörten selbst zur „Schwarzen Hand“. Sie meldeten, die Herren hätten die Grenze schon passiert. Von neuem berieten die Minister und empfahlen Pasitsch, die österreichische Regierung zu warnen. Aber auch dies war nur eine Geste. Wenn Pasitsch die österreichische Regierung ganz allgemein vor einem Attentat warnte, so mußte Wien dies als einen Appell an die Furcht empfinden und unbeachtet lassen. Wenn aber Pasitsch den „Schwabas“ – wie die Serben alle Deutschen nannten – klipp und klar sagte, daß die und die Leute zur Ermordung des Thronfolgers aufgebrochen seien, so starb er 24 Stunden später in seinen Stiefeln; die „Schwarze Hand“ fackelte nicht

lange. Schließlich war ihm sein eigener Kopf noch lieber als der des Erzherzogs. Pasitsch warnte nicht.

Vielleicht war es eine parlamentarische Erwägung, die ihn von durchgreifenden Schritten fernhielt. Er stand gerade am Beginn eines schweren Wahlkampfes zum serbischen Landtag, der ihn Mehrheit und Herrschaft kosten konnte. Sollte er diesen Wahlkampf mit solch kläglichem Rückzug belasten? Umgekehrt war der Wahlkampf gewonnen, wenn das Attentat stattfand und wenn es nicht zum Kriege, sondern nur zu österreichischen Drohungen führte.

## Aus dem Buch „In Europa gehen die Lichter aus“ von Ludwig Reiner



Der Thronfolger nach seiner Ankunft in Sarajewo



Die Festnahme Princip nach dem erschütternden Attentat

denn unter dem Druck des Erbfeindes würde sich alles um die Regierung scharen.

Schon zwei Tage vor dem offiziellen Besuch kommt Franz Ferdinand auf einige Stunden nach Sarajewo und bummelt in seiner Feldmarschalluniform durch die Läden. Da das bosnische Volk an diesem Tage noch nicht weiß, daß es das Joch des Unterdrückers abschütteln will, begrüßt es ihn mit Hochrufen. Als er dagegen am Sonntag drauf zur festgesetzten Stunde in die Stadt einfährt, sind sechs Attentäter auf seinem Wege postiert. Die erste Bombe fällt von dem zurückgeschlagenen Dach des offenen Autos nach hinten herunter und verletzt zwei Offiziere des folgenden Wagens schwer. Der Erzherzog läßt sofort halten und untersucht den Vorfall; die Verletzten werden ins Krankenhaus geschafft.

Franz Ferdinand fährt weiter zum Rathaus; als sein Fahrer schneller vorwärts will, befiehlt er, langsam zu fahren, damit das Volk ihn sehen könne. Im Rathaus beginnt der Bürgermeister die vorbereitete Rede: „Das Volk von Sarajewo ist begeistert, Eure Kaiserliche und Königliche Hoheit zu empfangen.“ „Mit Bomben“, ruft der Erzherzog dazwischen, läßt aber den zitternden Mann fortfahren und verliest die vorbereitete Dankrede. Sie hat in dem Waffenrock eines der verwundeten Offiziere gesteckt und ist mit Blut befleckt. Als man dem Thronfolger meldet, die Bombenwerfer seien verhaftet, erklärt er, vermutlich würden sie nach österreichischer Art das Verdienstkreuz bekommen. Nachdem der Empfang beendet ist, lehnt er alle Vorschläge auf Verkürzung der Fahrt ab und erklärt, zunächst ins Krankenhaus zu den Verwundeten fahren zu wollen. Mit einem freundlichen „Mir scheint, ich werd heute noch ein paar Kugeln bekommen“ steigt er in den Wagen.

Jetzt entscheidet ein Zufall über das Schicksal von Millionen. Alle Attentäter sind geflohen außer Princip. Aber genau an der Stelle, wo Princip steht, hält der Wagen, weil er eine Straße falsch eingebogen ist. So kann der 18jährige Gymnasiast aus nächster Nähe zwei Schüsse abfeuern; der Thronfolger und seine Gattin verscheiden in wenigen Minuten. Princip wird verhaftet; er ruft sofort, er sei noch nicht zwanzig und könne daher nicht zum Tode verurteilt werden. Seine Spießgesellen telegrafieren nach Belgrad: „Beide Pferde gut verkauft.“

### Ein Gewitter mit fürchterlichem Donnerschlag

Als Franz Joseph die Ermordung gemeldet wird, ruft er: „Entsetzlich! Der Allmächtige läßt sich nicht herausfordern...! Eine höhere Gewalt hat wieder jene Ordnung hergestellt, die ich leider nicht zu erhalten vermochte...“ Seine ersten Gedanken gelten den Erbfolgeschwierigkeiten, die die Heirat des Thronfolgers heraufbeschworen hat. Franz Ferdinands Gegner strahlen – ein Mann von Rang und Art des Erzherzogs hatte wenig Freunde.

In Budapest sagt der Ministerpräsident Tisza: „Was der liebe Herrgott schickt, muß man dankbar hinnehmen.“

In Petersburg ist man erleichtert.

In Wien will Berchtold alle Fürsten Europas zur Teilnahme an der Beisetzung einladen; er hofft, bei dieser Gelegenheit werde der alte Kaiser, an das Gemeinschaftsgefühl der Monarchen appellierend, erreichen, daß Österreich von Serbien Genugtuung erhalte. Aber der Oberhofmeister Fürst Montenuovo, selbst einer illegitimen Familie entsprungen – der Ehe der Witwe Napoleons, Maria Luise, mit dem Grafen Neipperg, dessen italienisierten Namen er trug –, der Oberhofmeister haßt den Thronfolger und seine Gattin; er erklärt, man müsse Franz Ferdinand in aller Stille beisetzen, um die Gesundheit des alten Kaisers zu schonen; er ahnt nicht, welchen Belastungen die Gesundheit Franz Josephs – gerade auch dank diesem schäbigen Schachzug – ausgesetzt sein wird. In Wien erzählt man, er habe gesagt, für Franz Ferdinand und die Chotek genüge „eine Beerdigung dritter Klasse Nichtraucher“.

So wird der Thronfolger „in aller Stille“ beerdigt, aber wie man die Särge auf einer Fähre bei der Nibelungenstadt Pöchlarn über die Donau setzt, bricht ein Gewitter mit fürchterlichen Donnerschlägen aus, die Pferde des Leichenwagens bäumen sich hoch auf, ein Rad schwebt schon über dem Wasser, und nur die Entschlossenheit des Kutschers verhindert, daß die Särge in die Donau gleiten. Es war ein Vorspiel zu dem Trauersalat, der vier Jahre wären sollte.

Diesen Text aus dem vor 30 Jahren erschienenen Buch des früh verstorbenen Münchner Historikers Ludwig Reiner drucken wir mit freundlicher Genehmigung des Verlages C. H. Beck ab.

FRANZ FERDINAND

SALZBURGER NACHRICHTEN

Nr.:

TAG: 30.6.1984

Als in Europa die Lichter ausgingen (II):

# Minister Billinski berichtet dem Kaiser

Der Hergang des Attentats – Wilhelm II. wird vom Begräbnis ferngehalten

LADISLAUS SINGER

In ganz Europa – außer in Serbien – herrscht Trauer, Empörung und Verwirrung. Überall empfindet man Mitleid für den alten Kaiser, der nach der Hinrichtung seines Bruders Maximilian als Kaiser von Mexiko, nach dem Selbstmord seines Sohnes Rudolf, nach der Ermordung seiner Frau, der Kaiserin Elisabeth, nun auch seinen Neffen, den Thronfolger verloren hat.

Die Lieblingstochter Franz Josefs, Marie Valerie, notiert jedoch in ihr Tagebuch:

„In aller Sorge, wie Papa diese neue Erschütterung tragen würde, war mir doch bewußt, daß es nur eine Aufregung, kein Schmerz für ihn sei... Ich fand Papa erstaunlich frisch; wohl erschüttert und mit Tränen in den Augen von den armen Kindern sprechend, aber, wie ich vorher wußte, nicht persönlich getroffen. Er sagte sehr ernst und bestimmt auf meine Bemerkung, Karl werde sich gewiß gut einarbeiten: Es ist für mich eine große Sorge weniger.“

## Wieder in Schönbrunn

Der alte Kaiser ist wieder in Schönbrunn. Die erste Audienz beginnt am 30. Juni um 7 Uhr früh. Als erster berichtet Finanzminister Leon



Der Mörder Gavrilo Princip

Bild: APA

Ritter von Billinski dem Kaiser über das Attentat:

„Das Thronfolgerpaar mit seiner Suite kam um 10 Uhr vormittags von dem Kurort Ildize, wo es übernachtet hatte, in Sarajevo an. Ich habe nicht gewußt, daß seine Kaiserliche Hoheit

den Besuch in der Landeshauptstadt gerade an dem serbischen Nationalfeiertag Sankt Veit zu unternehmen beabsichtigte. Sicherlich hätte ich mich gegen einen solchen Plan ausgesprochen, um die serbische Bevölkerung nicht zu provozieren. Wie ich erfahre, hat Seine Kaiserliche Hoheit alles mit Feldzeugmeister Potiorek besprochen.“ Ein unmißverständlicher Vorwurf gegen den Vertrauten des Thronfolgers. Potiorek hatte eine unglückliche Hand und wurde später als erfolgloser Feldherr verabschiedet. Finanzminister Billinski berichtet weiter:

„Nach der Besichtigung der Ortsgarnison bestiegen sie Automobile, um sich zu dem vorgesehenen Empfang ins Rathaus zu begeben. Der Thronerbe trug große Uniform mit sämtlichen Orden. Die Herzogin saß im weißen Kleid und mit großem Hut neben ihm. Ihnen gegenüber saß der Militärgouverneur Potiorek, der die hohen Gäste auf die Sehenswürdigkeiten der Stadt aufmerksam machte. In einem vorausfahrenden Wagen saßen der Bürgermeister und der Polizeichef, in zwei nachfolgenden Wagen die Begleitung des Erzherzogs und einige Offiziere. Als in der Nähe der Cumerja-Brücke Potiorek den Erzherzog auf einige neue Gebäude aufmerksam machte, schlug der erste Attentäter Cabrinovic die Kappe seiner Bombe an einem Pfosten ab, trat vor und warf die Bombe in das Auto des Erzherzogs. Der Chauffeur, der ihn bemerkt hatte, gab Gas, der Wagen rückte so schnell an, daß die Bombe auf das zusammengefaltete Verdeck auffiel und mit einem heftigen Knall explodierte; sie beschädigte das zweite Auto und verwundete Oberstleutnant Merizzi und einige Dabeistehende schwer. Cabrinovic sprang über die Mauer in den Fluß, der zur Zeit fast ausgetrocknet war, und versuchte zu fliehen. Die Polizei ergriff ihn und führte ihn ab. Der Erzherzog war durch einen Splitter im Gesicht leicht verletzt. Er ließ sämtliche Wagen halten, um sich zu orientieren, was geschehen war. Nachdem er gesehen hatte, daß die Verwundeten ins Spital gebracht wurden, bemerkte er ruhig: „Weiter! Der Kerl ist verrückt, meine Herren, wir wollen unser Programm fortsetzen.“

## Empfang mit Bomben

So setzte der Zug die Fahrt ins Rathaus fort, zunächst in schneller Fahrt, dann auf Befehl des Erzherzogs langsamer; damit die Bevölkerung ihn besser sehen könne. Die Herzogin

empfing eine Abordnung mohammedanischer Frauen, während die städtischen Beamten den Erzherzog begrüßen sollten. Der Bürgermeister, der seine Ansprache schriftlich fixiert hatte, begann sie vorzulesen, als ob nichts geschehen sei. Der Thronfolger unterbrach aber den Redner und sagte zornig: „Genug davon! Wie? Ich statt Ihnen einen Besuch ab und sie empfangen mich mit Bomben?“ Damit waren die Förmlichkeiten im Rathaus beendet. Man fragte sich, ob das Programm, das die Fahrt durch die enge Franz-Joseph-Straße im belebtesten Teil der Stadt und der Besichtigung des Museums vorsah, weiter durchgeführt oder ob man angesichts der Gefahr den Weg unmittelbar zum Palais des Gouverneurs auf der anderen Flußseite nehmen sollte. Der Erzherzog bestand darauf, daß er das Spital aufsuchen und sich nach dem Zustand des verwundeten Offiziers erkundigen wolle.

## Zweites Attentat unwahrscheinlich

Potiorek und der Polizeichef hielten ein zweites Attentat am selben Tag für höchst unwahrscheinlich, aber aus Sicherheitsgründen sollte Abstand von der Fahrt durch die Franz-Joseph-Straße genommen werden. So bestiegen der Erzherzog und die Herzogin sowie ihre Suite ihre Wagen in der gleichen Reihenfolge wie zuvor, Graf Harrach stand auf dem linken Trittbrett des erzherzoglichen Wagens zum Schutz gegen einen Angriff von der Flußseite. An der Ecke der Franz-Joseph-Straße bog der Wagen des Bürgermeisters rechts zur Einfahrt ein, wie es ursprünglich vorgesehen war. Der Chauffeur des Erzherzogs wollte folgen, als Potiorek ausrief: „Das ist der falsche Weg, fahren Sie den Appelkai gerade hinunter!“ Der Chauffeur bremste. Es fügte sich nun, daß gerade an dieser Ecke der zweite Attentäter, Princip, stand, der soeben die Straße überschritten hatte. Der Zufall gab ihm die denkbar beste Gelegenheit. Er tat einen Schritt vorwärts und schoß zweimal. Der eine Schuß traf den Erzherzog im Nacken, der zweite, der wahrscheinlich Potiorek geglitten hatte, traf die Herzogin in den Unterleib. Der Wagen wendete und fuhr rasch über die Lateiner Brücke zum Konak. Die letzten Worte des Erzherzogs waren an seine Frau gerichtet: „Sophie, Sophie, stirb nicht, lebe für unsere Kinder!“ Wenige Minuten später waren beide tot.

Franz Joseph beschäftigen vorerst nur zwei Fragen:

Ist der Landeschef Potiorek, ein Vertrauensmann seines Neffen, durch irgendeine Nachlässigkeit für den Mord verantwortlich? In diesem Falle würde ja Franz Ferdinand selbst die Schuld tragen, indem er einen vollkommen ungeeigneten Mann an diese verantwortungsvolle Stelle setzte. Der Kaiser hat für Potiorek, dessen Ernennung er auf Vorschlag des Thronfolgers nur unwillig genehmigt hat, nicht viel übrig.

Die zweite Frage ist für den Kaiser von weit größerer Bedeutung. Kaiser Wilhelm II., der einzige Monarch, der mit dem Thronfolger herzliche Beziehungen unterhalten hatte, hat seine Teilnahme an den Trauerfeierlichkeiten sofort nach der Bekanntgabe der Tragödie von Sarajevo in Wien angemeldet. Das paßt nicht in das Konzept Franz Josephs; es würde die Aufwertung der Gräfin Chotek und der Kinder Franz Ferdinands bedeuten. Der alte Kaiser plant ein Begräbnis dritter Klasse. Franz Joseph findet eine Lösung. Er beauftragt seinen Außenminister, Graf Berchtold, dem deutschen Botschafter in Wien eine Meldung von der österreichisch-serbischen Grenze vorzulesen, wonach „zwölf Mordbuben unterwegs sind mit der Absicht, bei dem Begräbnis in Wien ein Attentat auf Kaiser Wilhelm II. auszuüben“.

Am nächsten Morgen fühlt Wilhelm II. heftige Schmerzen. Es ist nur ein Hexenschuß, womit man aber bedauerlicherweise nicht nach Wien fahren kann.

### Letzte Ruhe in Artstetten

Dem Begräbnis dritter Klasse steht nichts mehr im Wege. Ein angeblich alter Wunsch Franz Ferdinands, in der Gruft seines Schlosses in Artstetten an der Donau mit seiner Frau die letzte Ruhestätte zu finden, geht in Erfüllung.

Mit einem ernsthaften Konflikt, mit einem Krieg gar, rechnet der alte Kaiser nicht. Meuchelmörder gibt es überall. Seine Frau, Kaiserin Elisa-

beth, ist ja auch von einem italienischen Anarchisten ermordet worden. Finanzminister Bilinski hat jedoch seinen Bericht noch nicht beendet:

Wir haben es nicht bloß mit dem verübten Attentat, das nur der erste Schritt war, zu tun, sondern mit einer größeren Aktion. Die bisherigen Untersuchungsergebnisse lassen keinen Zweifel mehr, daß sich die leitende Hand der ganzen verbrecherischen Aktion im Königreich Serbien befindet und daß deren Direktiven durch aktive königlich-serbische Offiziere weitervermittelt und realisiert werden. Bombe und Schußwaffe stammen aus Belgrad, wo die Mörder für das Attentat vorbereitet und ausgebildet wurden. Der Mordauftrag kam von serbischen Offizieren . . . Die Organisationen „Narodna Odbrana“ und „Schwarze Hand“, deren Mitglieder auch von höchsten serbischen Kreisen stammen, sind für die Tat unbedingt verantwortlich.

Finanzminister Bilinski hat wohl nicht gemerkt, daß sein Bericht Widersprüche enthielt. Der letzte Teil seines Vortrags läßt klar erkennen, daß der Mord in Sarajevo mit dem serbischen Nationalfeiertag Sankt Veit nichts zu tun hatte. Das Attentat war nicht nur von der „Schwarzen Hand“, sondern auch von langer Hand vorbereitet worden.

*Sie lesen nächsten Samstag: Die Einkreisung der Monarchie.*



Das in Sarajevo aufgebahrte Thronfolgerpaar, 29. Juni 1914

Mögen die Probleme des Tages und der Stunde auch grundverschieden sein von denen, die vor siebzig Jahren die Welt erschütterten, scheint es uns doch, daß es sich geziemt, einen Augenblick innezuhalten, den Blick zurückzuwerfen und einer Generation, die es aus eigenem Erleben nicht mehr wissen kann, zu »sagen, wie alles das geschah« (um »Hamlet« zu zitieren), und wie die Menschheit durch die Leichtfertigkeit und Verantwortungslosigkeit der Regierenden in Wien und Berlin in die Katastrophe des Ersten Weltkriegs gestürzt worden ist.

Wien und Berlin? Waren die Regime in Österreich-Ungarn und Deutschland in gleichem Maß verantwortlich für das Geschehen? Die vorurteilslose Prüfung der geschichtlichen Zusammenhänge<sup>1</sup> wird zu dem Schluß kommen müssen, daß sich der Grad der Verantwortung nicht genau in Prozenten ausdrücken läßt, daß aber der Antrieb zu dem bloß als »Strafexpedition« gegen Serbien gedachten, jedoch mögliche Erweiterungen in Kauf nehmenden Krieg vom Wiener Regime ausgegangen ist, dem das in Berlin nicht nur nicht in den Arm fiel, sondern aktive Unterstützung leistete.

**Eindeutigkeit der Kriegsschuld auf einer Seite bedeutet natürlich nicht, daß die Gegenseite aus lauter Unschuldseignen bestanden hat. Tatsache ist aber, daß auf dieser Gegenseite niemand, auch das zaristische Rußland nicht, den Krieg wollte.**

<sup>1</sup> Die folgende Darstellung stützt sich vor allem auf zwei Veröffentlichungen, auf die (von Karl Kautsky herausgegebenen) **Deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch** (vier Bände), Charlottenburg 1919, und die **Diplomatischen Aktenstücke zur Vorgeschichte des Krieges 1914**, herausgegeben vom Staatsamt für Äußeres in Wien, Berlin 1922.

Vor siebzig  
Jahren

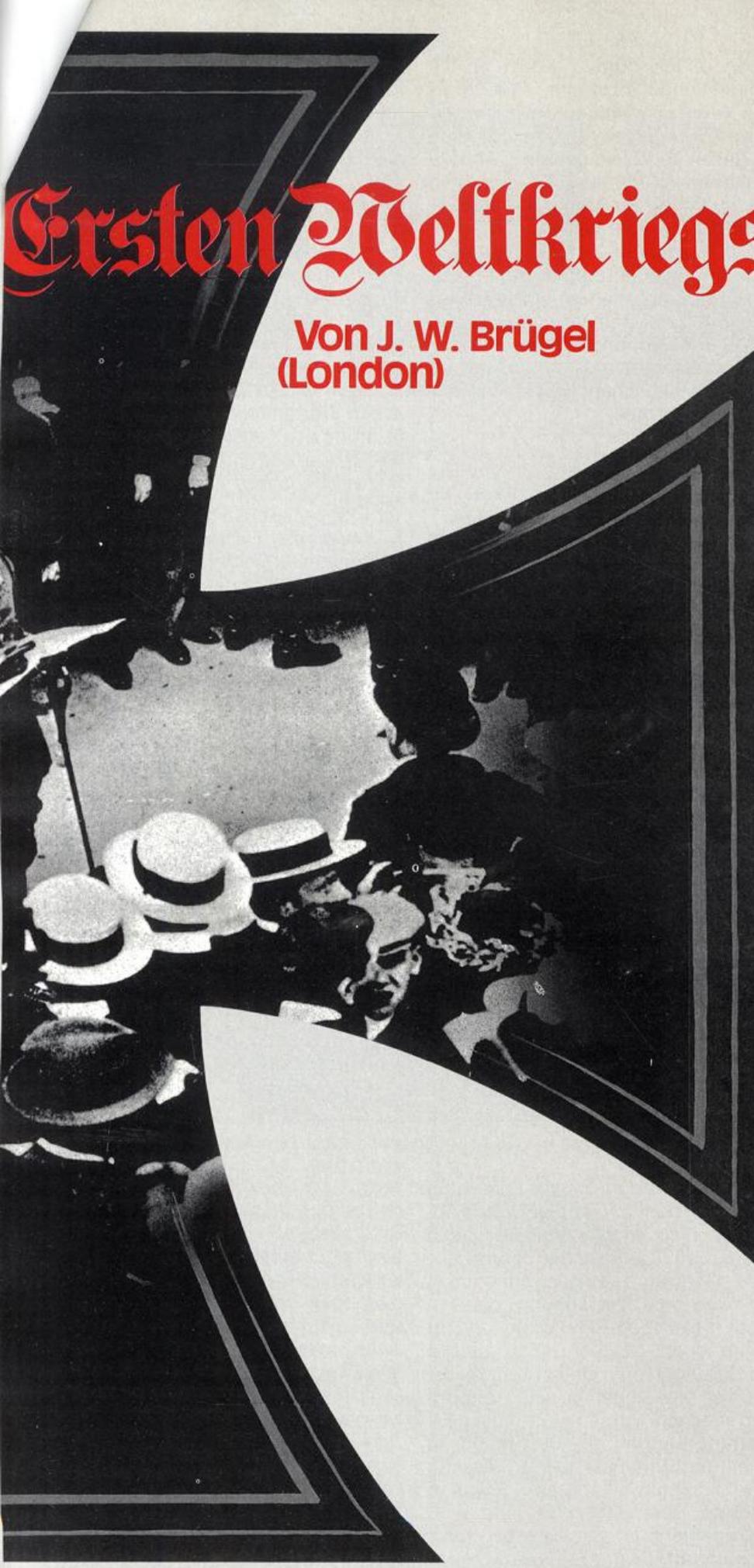
# Der Ausbruch des

# Arbeit und Wirtschaft

Nr. 718

- Juli 1984





# Ersten Weltkriegs

Von J. W. Brügel  
(London)

In Frankreich war eben die links-liberale Regierung Viviani an die Macht gelangt, deren Friedenspolitik von den Sozialisten unter Jean Jaurès unterstützt wurde. In Großbritannien war der Außenminister der liberalen Regierung Asquith, Sir Edward Grey (1862–1933), ehrlich bestrebt, den Kriegsausbruch zu verhindern. Noch bemerkenswerter ist, daß er in seinen Bestrebungen vom deutschen Botschafter in London, Fürst Karl Max Lichnowsky (1860–1928), tatkräftig unterstützt wurde – zur Strafe dafür wurde Lichnowsky 1916 aus dem preußischen Herrenhaus (der zweiten Kammer) ausgeschlossen.

Am 28. Juni 1914 waren der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin in Sarajevo von dem aus Bosnien stammenden serbischen Studenten Gavrilo Princip ermordet worden, den man, da er noch nicht volljährig war, nicht zum Tode verurteilen konnte. Sosehr man in Wien und Budapest bestrebt war, das Attentat der in Wirklichkeit Österreich-Ungarn gegenüber sehr vorsichtig operierenden serbischen Regierung in die Schuhe zu schieben, gab es dafür keinerlei Anhaltspunkte, ja ein nach Sarajevo entsandter Beamter des Wiener Außenministeriums mußte am 13. Juli berichten:

*»Mitwisserschaft serbischer Regierung an der Leitung des Attentats oder dessen Vorbereitung und Beistellung der Waffen durch nichts erwiesen oder auch nur zu vermuten. Es bestehen vielmehr Anhaltspunkte, dies als ausgeschlossen anzusehen.«*

## Serbien muß »isoliert und verkleinert« werden . . .

Aber schon am 1. Juli hatte Kaiser Franz Joseph an Kaiser Wilhelm geschrieben, daß, »wenn es auch vermutlich unmöglich sein wird, die Komplizität der serbischen Regierung nachzuweisen«, das Bestreben seiner Regierung »in Hinkunft auf die Isolierung und Verkleinerung Serbiens gerichtet sein« müsse. »Frieden für unsere Länder« könne es nur geben, »wenn Serbien . . . als politischer Machtfaktor am Balkan ausgeschaltet wird«. (Die angeblichen »serbischen Umtriebe«, über die man sich in Wien beschwerte, waren in Wirklichkeit das Freiheitsstreben der teils von Österreich, teils von Ungarn um ihre Rechte gebrachten Slowenen, Kroaten und Bosnier.) In einem

Anfall von Vernunft hatte der deutsche Botschafter in Wien, von Tschirschky, am 30. Juni nach Berlin berichtet:

*»Hier höre ich, auch bei ernstesten Leuten, vielfach den Wunsch, es müsse einmal gründlich mit den Serben abgerechnet werden . . . Ich benutze jeden . . . Anlaß, um ruhig, aber sehr nachdrücklich und ernst vor übereilten Schritten zu warnen.«*

Da kam er aber bei Wilhelm II. schön an! Dieser versah den Bericht mit der Randbemerkung »Wer hat ihn dazu ermächtigt? Geht ihn gar nichts an, weil es lediglich Österreichs Sache ist, was es hierauf zu tun gedenkt . . . Tschirschky soll den Unsinn gefälligst lassen. Mit den Serben muß aufgeräumt werden, und zwar bald!«, und Wilhelms Randbemerkungen waren nicht nur »Ersatzhandlungen« eines Größenwahnsinnigen, der seine Aggressivität bloß auf geduldigem Papier austobte, sondern Richtlinien für die Politik Deutschlands – Tschirschky hat nie wieder gewagt, aufzubegehren. Wilhelm II. ließ Franz Joseph am 5. Juli wissen, er könne »auf die volle Unterstützung Deutschlands rechnen«, und das auch in dem Fall, daß Rußland an der Seite Serbiens in den Krieg eintreten sollte! Österreich-Ungarns Außenminister Leopold Graf Berchtold (1863–1942) – wenn es eine Stufenleiter der Kriegsschuld gäbe, käme er auf deren höchste Sprosse zu stehen – hatte Berlin schon am 7. Juli wissen lassen, man müsse an Serbien aufgrund des Attentats von Sarajevo solche Forderungen stellen, »daß deren Annahme ausgeschlossen erscheint.«

Im »Gemeinsamen Ministerrat« vom 7. Juli war Berchtold mit seiner Forderung, »Serbien durch eine Kraftäußerung für immer unschädlich zu machen«, auf den Widerstand des ungarischen Ministerpräsidenten Stephan Graf Tisza (1861–1918) gestoßen. Nicht aus übertriebener Friedensliebe, aber aus Furcht vor noch mehr slawischen Bewohnern Ungarns wollte dieser von einer »vollständigen Vernichtung Serbiens« nichts hören und bloß einer »Verkleinerung« zustimmen. Aber da bot sich der wunderbare Ausweg, Albanien, Bulgarien und Griechenland einzuladen, sich an serbischem Territorium gütlich zu tun. Der österreichische Ministerpräsident Karl Graf Stürgkh (1859–1916) war jedenfalls der Ansicht, daß »diese Aktion nur mit einem

Krieg enden dürfe«, wobei er die Empfehlung hinzufügte, »die Dynastie Karageorgevich zu entfernen, einem europäischen Fürsten die Krone zu geben sowie ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis des verkleinerten Königreiches zur Monarchie in militärischer Hinsicht herbeizuführen.«

Mit Ausnahme Tiszas waren sich alle Anwesenden darüber einig, daß »solche weitgehende Forderungen an Serbien gestellt werden müßten, die eine Ablehnung voraussehen ließen, damit eine radikale Lösung im Wege militärischen Eingreifens angebahnt würde.«

## Das Ultimatum an Serbien

Nun wurde in Wien ein Ultimatum an Serbien mit so extremen Forde-

Wilhelm II. war von der »Strammheit«, die die sonst als »schlapp« verurufenen Bundesgenossen an den Tag legten, restlos begeistert. »Serbien ist eine Räuberbande, die für Verbrechen gefaßt werden muß!« und »Nur feste auf die Füße des Gesindels getreten!« waren zwei seiner Randbemerkungen. Inzwischen war der britische Außenminister unermüdlich damit beschäftigt, von Berlin und Wien sabotierte Vermittlungsvorschläge für eine friedliche Lösung zu machen, deren Annahme Botschafter Lichnowsky am 26. Juli mit prophetischen Worten empfahl (unter »Lokalisierung des Konflikts« verstand man die Niederwerfung Serbiens ohne Dazwischentreten einer dritten Macht):

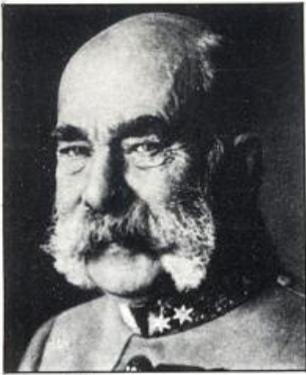
*Unbedingte Voraussetzung sei (hatten ihm britische Diplomaten ge-*



Das österreichische Thronfolgerpaar in Sarajevo am 28. Juni 1914, kurz vor dem Attentat.

rungen entworfen, daß die Erwartung berechtigt schien, Serbien würde ablehnen. (Tschirschky zitiert Berchtold am 8. Juli: »Sollten die Serben alle gestellten Forderungen annehmen, so wäre das eine Lösung, die ihm »sehr unsympathisch« wäre, und er sinne noch darüber nach, welche Forderungen man stellen könnte, die Serbien eine Annahme völlig unmöglich machen würden.«) In dieser Erwartung wurden die Machthaber in Wien und Budapest aber enttäuscht. Das Ultimatum wurde am 23. Juli in Belgrad überreicht und eine bloß 48stündige Frist zur Beantwortung eingeräumt.

*sagt) . . . für Erhaltung des Friedens, daß alle militärischen Bewegungen unterblieben. Sei erst serbische Grenze überschritten, so wäre alles verloren, denn keine russische Regierung würde dies dulden können und zum Angriff auf Österreich gezwungen sein . . . Ich möchte dringend davor warnen, an die Möglichkeit der Lokalisierung auch fernerhin zu glauben, und die gehorsamste Bitte aussprechen, unsere Haltung einzig und allein von der Notwendigkeit leiten zu lassen, dem deutschen Volke einen Krieg zu ersparen, bei dem es nichts zu gewinnen und alles zu verlieren hat.«*



Kaiser Franz Joseph



Kaiser Wilhelm II.



König Georg V.



Zar Nikolaus II.

Das verhallte ungehört. Aber inzwischen war das Unerwartete geschehen, daß Serbien um des lieben Friedens willen sich dem Diktat aus Wien unterwarf und mit einer Ausnahme aller Bedingungen des Ultimatums annahm, dessen Verwirklichung es zu einem Vasallen der Habsburgermonarchie gemacht hätte. Nicht angenommen wurde lediglich die Forderung nach Mitwirkung österreichisch-ungarischer Beamter bei auf serbischem Boden vorzunehmenden Erhebungen über die Hintergründe des Attentats von Sarajevo. Serbiens Unterwerfung war so weitgehend, daß sogar Wilhelm II. glaubte, jeder Vorwand für Kriegführung sei entfallen:

*»Ein großer moralischer Erfolg für Wien; aber damit fällt jeder Kriegsgrund fort, und (Gesandter) Giesl hätte ruhig in Belgrad bleiben sollen! Daraufhin hätte ich niemals Mobilmachung befohlen!«*

Wilhelm war freilich der Meinung, die Verbündeten sollten Belgrad besetzen, um ein »Faustpfand« zu haben, und auf dieser Grundlage wurde dann in Berlin Politik gemacht. Aber die Regierung in Wien war allen Vernunftargumenten gegenüber unzugänglich: Am 25. Juli wurden mit der erlogenen Begründung, Serbien habe das Ultimatum abgelehnt, die diplomatischen Beziehungen zu Belgrad abgebrochen, am 28. Juli mit der erfundenen Behauptung, serbische Truppen hätten österreichisch-ungarische bei Temes-Kubin angegriffen, der Krieg erklärt. Anderen Staaten, wie Italien und Rußland, wurde, freilich vergeblich, vorgegaukelt, Wien strebe keinen territorialen Gewinn auf Kosten Serbiens an (nur die völlige Unterjochung des Landes). Trotz der erfolgten Kriegserklärung setzte

London aber seine Vermittlungsversuche fort.

(Serbien war übrigens keineswegs ein »Räuberstaat«, auch wenn das Haus Karageorgevich durch Ermordung des früheren Königs aus dem Haus Obrenovic zur Macht gekommen war. Unter den Balkanstaaten war Serbien 1914 der fortschrittlichste. Im serbischen Parlament gab es zwei sozialdemokratische Abgeordnete unter 166. Sie sprachen und stimmten am 31. Juli als einzige gegen die Kriegskredite.<sup>2</sup> Keine andere sozialdemokratische Partei hat sich so prinzipientreu verhalten.)

## Kriegserklärungen am laufenden Band

Inzwischen hatte man in Berlin Angst vor der eigenen Courage bekommen und wurde aus Besorgnis, für den Ausbruch eines Weltkriegs verantwortlich gemacht zu werden, in Wien vorstellig, die Verbündeten mögen sich mit der Besetzung von Belgrad »begnügen«, also mit einem »Katzensprung« über die Donau von dem damals ungarischen Semlin aus. »Wir sind zwar bereit, unsere Bündnispflicht zu erfüllen, müssen es aber ablehnen, uns von Wien leichtfertig und ohne Beachtung unserer Ratschläge in einen Weltbrand hineinziehen zu lassen«, wurde von Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg (1856–1921) am 30. Juli nach Wien telegraphiert.

Als es aber ernst wurde, hat man in Berlin genau das getan, was man vorher abgelehnt hatte, nämlich sich leichtfertig in einen Weltbrand von der Wiener Regierung ziehen zu lassen, die blind und taub für die Realität

<sup>2</sup> Julius Braunthal, *Geschichte der Internationale*, Band 2, Hannover 1963, S. 47–48.

ten war und brüsk jede Vermittlung abgelehnt hat, die die Knechtung Serbiens verhindert hätte. Ein verspäteter, aber gutgemeinter Vermittlungsvorschlag des amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson wurde am 7. August mit den provokativen Worten beantwortet, Österreich-Ungarn werde »im Verein mit seinen Alliierten die amerikanische Vermittlung in jenem Moment gewiß mit Dankbarkeit annehmen, wo die Waffenehre es erlauben und der unmittelbare Kriegszweck erreicht sein wird«.

Von Anfang August an regnete es Kriegserklärungen — damals war man noch so altmodisch, auch bei Eröffnung eines Raubkriegs die Formen einzuhalten, wovon man seit Hitlers Überfall auf Polen 1939 abgekommen ist. Der russische Außenminister »scheut den Krieg ebenso wie sein kaiserlicher Herr«, meldete Wiens Botschafter am 30. Juni aus St. Petersburg, der damaligen russischen Hauptstadt (das heutige Leningrad). Aber begreiflicherweise wollte Rußland einer Unterjochung Serbiens durch Österreich-Ungarn nicht tatenlos zusehen. Am Tag darauf erfuhr Wien aus Berlin, »daß England unbedingt sofort gegen Deutschland und Österreich-Ungarn losgehen werde, wenn der kriegerische Konflikt mit Frankreich und Rußland ausbrechen würde«. Nichtsdestoweniger telegraphierte Wilhelm II. an diesem Tag an Franz Joseph, er sei »bereit, in Erfüllung meiner Bündnispflichten sofort den Krieg gegen Rußland und Frankreich zu beginnen«.

Österreich-Ungarn und Deutschland erklärten am Tag darauf Rußland den Krieg. Von Frankreich, dem Verbündeten Rußlands, verlangte Wilhelm II. in ultimativer Form nicht nur Neutralität in einem deutsch-russi-

schen Krieg, sondern fügte dem noch die wahnwitzige Forderung hinzu: »... als Pfand der Neutralität Überlassung der Festungen Toul und Verdun..., die wir besetzen und nach Beendigung des Kriegs mit Rußland zurückgeben würden.« Die unvermeidliche Ablehnung dieses Verlangens benützte Wilhelm II. für eine Kriegserklärung an Paris. Zur »Begründung« dieses selbstmörderischen Akts erfand man in Berlin den »Abwurf französischer Bomben auf Nürnberg« (Hitler hat 1939 einen französischen Luftangriff auf Freiburg erfunden). »Vor allem sei er entschlossen«, sagte Wilhelm II. am 2. August dem österreichisch-ungarischen Botschafter, »mit Frankreich abzurechnen, was ihm hoffentlich vollkommen gelingen werde.«

## Verträge sind »ein Fetzen Papier«

In London zögerte man immer noch mit einer Entscheidung und bekundete weiter Vermittlungsbereitschaft. Als deutsche Truppen völkerrechtswidrig in das neutrale Luxemburg einmarschierten, nahm man das noch mit Gleichmut auf. Erst die brutale Verletzung der von Großbritannien mitgarantierten Neutralität Belgiens mit ihrer verlogenen Begründung, man müsse einem französischen Vorstoß durch Belgien gegen Deutschland zuvorkommen (Hitler hat im Mai 1940 genau die gleiche Lüge gebraucht), hat die große Wende bewirkt, die sich in einer britischen Kriegserklärung an Deutschland äußerte.

Mit empörendem Zynismus suchte Berlin den deutschen Einfall in Belgien durch die Formel »Not kennt kein Gebot« zu rechtfertigen, und der Reichskanzler Bethman Hollweg gebrauchte dem britischen Botschafter gegenüber die fatalen Worte, dessen Land würde eines »Fetzen Papiers wegen« in den Krieg gehen – so schätzte das wilhelminische Deutschland das Gewicht freiwillig übernommener völkerrechtlicher Verpflichtungen ein! Großbritannien war gar keine andere Wahl geblieben als Kriegführung an der Seite Frankreichs, Rußlands und Serbiens. In Wien suchte man die von Berlin mit Drohungen begehrte Kriegserklärung an Paris und London auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben, bis eine französische und eine britische Kriegserklärung dem ein Ende

setzten. Hingegen ließ sich Österreich-Ungarn nicht einmal die leere Geste einer Kriegserklärung an Belgien entgehen, allerdings erst am 26. September.

Für die Geisteshaltung, in der die Machthaber in Berlin die Welt in den Krieg stürzten, bezeichnend ist eine Note, die General von Moltke, der Generalstabschef des deutschen Feldheers, am 5. August an das Auswärtige Amt richtete. Es waren Fieberphantasien:

*»Die Kriegserklärung Englands... zwingt uns, alle Mittel zu erschöpfen, die zum Siege beitragen können. Die Lage, in der das Vaterland sich befindet, macht die Anwendung jedes Mittels zur Pflicht, das geeignet ist, den Feind zu schädigen. Die skrupellose Politik, die unsere Gegner gegen uns führen, berechtigt zum rücksichtslosen Vorgehen...«*

*Die Stimmung Amerikas ist Deutschland-freundlich. Die amerikanische öffentliche Meinung ist empört über die schmachvolle Art, in der man gegen uns vorgegangen ist. Diese Stimmung gilt es, nach Kräften auszunutzen. Die einflußreichen Persönlichkeiten der deutschen Kolonie müssen aufgefordert werden, die Presse weiter in unserem Sinne zu beeinflussen. Vielleicht lassen sich die Vereinigten Staaten zu einer Flottenaktion gegen England veranlassen, für die ihnen als Siegespreis Kanada winkt...«*

## Landesverteidigung wird die Parole

Wie hat die Sozialdemokratie, wie hat die Sozialistische Internationale auf die Julikrise von 1914 und das, was ihr folgte, reagiert? Noch am 25. Juli hatte der Berliner »Vorwärts« einen Aufruf des Parteivorstands der SPD veröffentlicht, der mit den Worten schloß: »Wir wollen keinen Krieg! Nieder mit dem Kriege! Hoch die internationale Völkerverbrüderung!« Aber eine eiligst für den 29. Juli nach Brüssel einberufene Tagung des Bureaus der Internationale<sup>3</sup> stand im Zeichen allgemeiner Ratlosigkeit, die sich in der am nächsten Tag beschlossenen Resolution widerspiegelte:

*»Das Internationale Sozialistische Bureau... verpflichtet einstimmig die Proletarier aller betroffenen Län-*

<sup>3</sup> Siehe das Protokoll der Beratung bei Georges Haupt, *Der Kongreß fand nicht statt, Die Sozialistische Internationale 1914*, Wien 1967, S. 177–193.

*der, Demonstrationen gegen den Krieg und für den Frieden und eine schiedsgerichtliche Regelung des österreichisch-serbischen Konflikts nicht nur fortzusetzen, sondern sie noch zu verstärken.*

*Die deutschen und die französischen Proletarier sollen stärker denn je Druck auf ihre Regierungen ausüben, damit Deutschland auf Österreich mäßigend einwirkt und Frankreich und Rußland dazu bringt, sich nicht in den Konflikt einzumischen. Die Proletarier Großbritanniens und Italiens werden diese Bemühungen mit aller Kraft unterstützen.«*

Die durch Jahre diskutierte Parole eines Generalstreiks gegen einen Krieg wurde in Brüssel gar nicht mehr ernstlich in Erwägung gezogen, nachdem Viktor Adler einen pessimistischen Bericht über die Möglichkeiten der österreichischen Partei erstattet hatte, sich den kriegesüchtlischen Gelüsten ihrer Regierung entgegenzuwerfen. Der französische Sozialist Jean Jaurès, der in Brüssel leidenschaftlich für eine friedliche Lösung gesprochen hatte, wurde am 31. Juli von einem rechtsradikalen Fanatiker in Paris ermordet.

Als der Reichstag in Berlin am 4. August zusammentrat, ließen sich die Sozialisten, früher von Wilhelm II. als »vaterlandslose Gesellen« geschmäht, von seinen gleisnerischen Worten »Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur Deutsche« betören und stimmten für die Kriegskredite, weil sie den Behauptungen der Regierung glaubten oder ihnen nicht entgegenzutreten wagten, Deutschland sei von Rußland und Frankreich angegriffen worden. Gegenüber einem Einfall des zaristischen Rußlands wollte man das eigene Land nicht verteidigungslos lassen, oder man wollte sich zumindest nicht einem solchen Vorwurf aussetzen. Die Regierenden in Berlin und Wien verstanden es gut, den Haß der Sozialdemokratie gegen das zaristische Regime, damals das reaktionärste Europas, für ihre Zwecke auszunutzen.

**Mit Ausnahme der russischen und der serbischen Sozialdemokratie wurde »Landesverteidigung« die Parole aller sozialdemokratischen Parteien. In Österreich war das Parlament suspendiert, so daß keine Abstimmung über Kriegskredite nötig war. Aber es besteht kein Zweifel darüber, daß die Sozialdemokraten in einem solchen Fall dem Vorbild**

der SPD gefolgt wären. Internationale Solidarität hatte sich als ein schöner Traum erwiesen, bar jeder Realität.

In Rußland hatten sich die beiden miteinander in Streit liegenden Fraktionen, die Menschewiken und die Bolschewiken, auf eine gemeinsame, in der Duma (Parlament) am 8. August abgegebene Erklärung geeinigt, die den Krieg als »Folge des Imperialismus der herrschenden Klassen« verdammt; vor Abstimmung über die Kriegskredite verließen sie die Sitzung.<sup>4</sup> Aber das war nicht der Standpunkt aller russischen Sozialdemokraten. Während die linken Kriegsgegner, wie Karl Liebknecht in Deutschland und Friedrich Adler in Österreich, sich von beiden Kriegsparteien, den Mittelmächten wie der Entente, gleichermaßen distanzieren, hatte ein Flügel der russischen sozialdemokratischen Emigration in der Schweiz, deren natürlicher Wunsch die Niederlage des Zarismus sein mußte, den bemerkenswerten Mut, für einen Sieg der Entente als der trotz Verbindung mit dem Zarismus fortschrittlicheren der beiden Gruppierungen einzutreten. Ihr Wortführer Georgi Plechanow (1871–1918) begründete das mit der Furcht vor einem Sieg des wilhelminischen Deutschlands, der den Untergang der europäischen Demokratie herbeiführen müßte, während eine deutsche Niederlage den Sturz des wilhelminischen Regimes bedeuten und damit den Weg zur sozialistischen Revolution auch in Rußland freigeben würde.

## Patriotische Verkleisterung der Gehirne

Der traditionellen Kriegsgegnerschaft der Sozialdemokraten war buchstäblich vom Propagandaapparat der Regime in Berlin und Wien der Boden unter den Füßen weggezogen worden: gegen das den Krieg begrüßende, ja verherrlichende Geschrei führender Intellektueller (von denen sich viele später dafür schämten) war schwer aufzukommen. In der »Erklärung der 93 Intellektuellen« Deutschlands war der deutsche Einfall in Belgien und die angeblich humane deutsche Kriegführung verteidigt worden. Ernst Lissauers »Haßgesang gegen England« mit dem Refrain »Gott

<sup>4</sup> Julius Braunthal, *Geschichte der Internationale*, Band 2, S. 45–46.

strafe England!« beherrschte eine Zeitlang die Szene. In Wien ließ sich – ein Beispiel unter vielen – die christlichsoziale »Reichspost« am 24. Oktober 1914 folgendermaßen vernehmen:<sup>5</sup> »Wir wissen es auch und erkennen es bereits: der Krieg hat auch seinen Segen. Er ist ein gar strenger Lehrmeister der Völker... Der Krieg ist auch ein Spender von Wohltaten, ein Erwecker edelster menschlicher Tugenden, ein prometheischer Erringer von Licht und Klarheit. Hat er nicht unsere Zeit, die in Luxus und Wohlstand zu verkommen und zu verfaulen drohte, in ein wahres Heldenzeitalter verwandelt?... Hat er uns nicht schon herausgeführt auf ein verheißungsvolles Gefilde, wo Menschlichkeit, heldenhafte Nächstenliebe und Selbstaufopferung, demütige Disziplin und Unterordnung von Millionen unter die Autorität, grenzenlose Hingabe an das Gesamtwohl und Ergebung in einen höheren Willen in herrlichster Fülle und Zahl aufsprießen!...«

So zeigt sich der Krieg der Menschheit nicht nur als »Massenmörder«, als Zerstörer und Brandstifter, sondern auch als wahrer Lebensspender und Lichtbringer, als machtvoller Mahner, Wahrheitsverkünder und Erzieher...«

## Millionen Tote, ein zerstörtes Europa...

Die Bemühungen der Mittelmächte

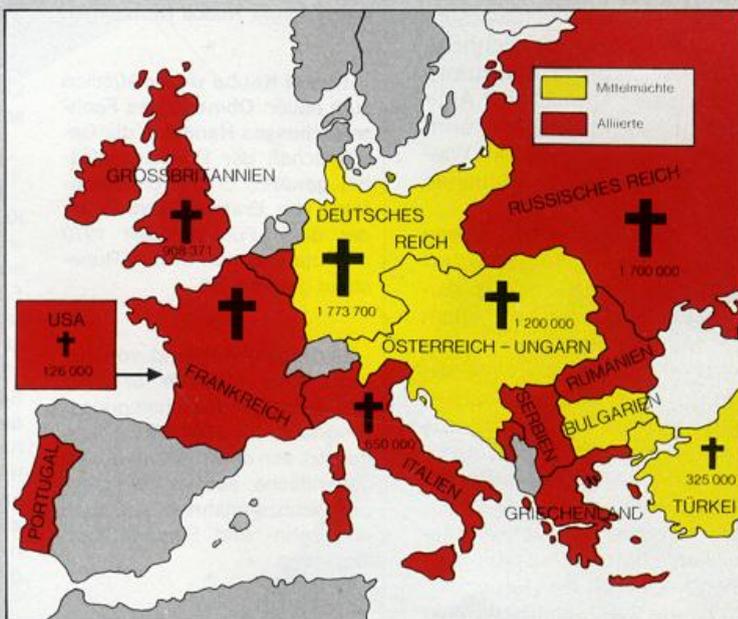
<sup>5</sup> Zitiert nach »Die Reichspost und der Krieg«, *Die Fackel*, Nr. 588–594 (März 1922), S. 22.

um Gewinnung von Verbündeten brachten ihnen nur Bulgarien und die Türkei als Kampfgefährten ein, die eher Belastung als Erleichterung bedeuteten. Italien und Rumänien, die man umworben hatte, traten später als Verbündete der Gegner der Mittelmächte in den Krieg ein – in elf Isonzoschlachten hat Italien kaum etwas an Terrain gewonnen, aber beide Seiten haben Hunderttausende wertvoller Menschenleben geopfert. Doch die endgültige Niederlage Deutschlands und Österreich-Ungarns wurde erst durch den Kriegseintritt der Vereinigten Staaten entschieden.

Das Ergebnis des vierjährigen Ringens auf den Schlachtfeldern ist bekannt: ein verwüstetes und sich in Zuckungen windendes Europa, viele Millionen Tote, zerstörtes Lebensglück von Millionen Menschen. Mit dem Verschwinden der Romanows, der Habsburger und der Hohenzollern vom Schauplatz, mit dem Untergang der Habsburgermonarchie wurde viel Unrecht ausgetilgt, aber auch manches neue geschaffen. Im Grunde war es doch eine etwas gerechtere Welt, die an die Stelle der alten trat. Aber ein Mindestmaß an Einsicht und Verantwortungsbewußtsein bei den Herrschenden in Wien und Berlin hätte dem Ausbruch des Weltbrands und dem fürchterlichen Blutvergießen Einhalt gebieten und die als vernünftig und positiv zu wertenden Ergebnisse des Ersten Weltkriegs im Verhandlungsweg verwirklichen lassen können.

## Die Bilanz von vier Jahren: 8,500.000 Tote

65 Millionen Soldaten kämpften von 1914 bis 1918 auf den Schlachtfeldern Europas. 8,538.000 fielen, 21 Millionen wurden verwundet, fast 8 Millionen Vermißte und Gefangene wurden gezählt. Vor allem die Materialschlachten an der Westfront forderten auf beiden Seiten unzählige Opfer.

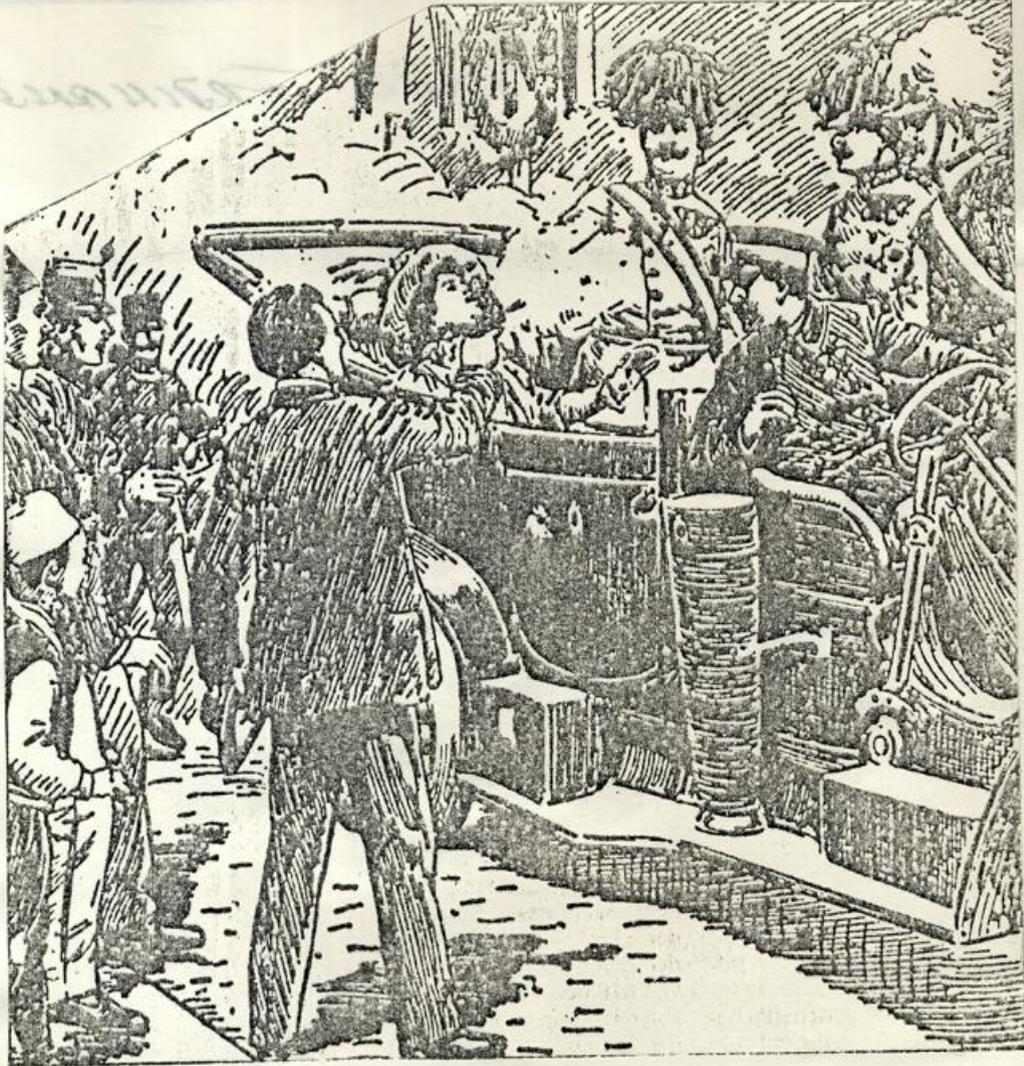


FRANZ FERDINAND

70 Jahre nach dem  
Attentat von  
Sarajevo

# Ein Toter spricht...

70 Jahre nach dem Attentat auf den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand in Sarajevo beginnt ein Toter zu sprechen: Daniel Pušić, der den Attentäter Gavrilo Princip eigenhändig festnahm. Pušić hat bestimmt, daß erst nach seinem Tod seine Schilderung des Geschehens vom 28. Juni 1914 veröffentlicht werden darf. Er hat sie einem Oberstudienrat aus Wien anvertraut, der sie nun für den KURIER freigegeben hat.



**F**ast niemand wußte, welches Geheimnis den Direktor der Erzbischöflichen Kanzlei in Sarajevo, Daniel Pušić, umgab. Auch später, im Ruhestand in Dobrotakotor, hat niemand aus seiner Umgebung in dem bescheidenen, freundlichen Priester jenen Mann gesehen, der in Sarajevo mit der Festnahme des Attentäters in die große Weltgeschichte verwickelt war. Er schwieg.

Einigen wenigen Menschen hat er sich dennoch anvertraut – etwa Oberstudienrat Erich Valentin, lange Jahre Professor an der HTL in Mödling bei Wien. Ihm hat Pušić auch aufgetragen, über seine Rolle in Sarajevo erst geraume Zeit nach seinem Ableben zu sprechen. Hobbyhistoriker Valentin, der nicht verraten will, wie er auf die Spur von Pušić kam:

„Mein vorerst völlig aussichtslos erscheinender Wunsch, einen Augenzeugen des Attentats von Sarajevo zu finden, wurde schließlich doch und überraschend durch eine vielleicht zufällige Begegnung mit einem gewissen Personenkreis ermöglicht.“

Über Pušić ist in der fast unübersehbaren Fachliteratur über das Sarajevoer Attentat so gut wie nichts zu finden. Im vielleicht besten und ausführlichsten Werk



### Der Kronzeuge

Daniel Pušić, 1914 ein Theologiestudent, nahm Gavrilo Princip fest. Er starb am 7.11.73



### Das Opfer

Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gattin fielen Princip's Schüssen zum Opfer



### Der Attentäter

Gavrilo Princip war es, der in Sarajevo auf das Thronfolgerpaar zweimal feuerte

über Sarajevo, das von Friedrich Würthle<sup>1)</sup> stammt, steht bloß ein Satz: „Princip entwand sich, die Pistole zwischen die Knie geklemmt, dem Zugriff eines Theologiestudenten.“

Das war Daniel Pušić. Er war damals 22 Jahre alt. Niemals wurde er einvernommen, sein Name – auf seine Bitte hin – „vergessen“. Daß es keine Zeugenaussage von Pušić in den offiziellen Protokollen und Akten gibt, hat einen einfachen Grund, den er – heute nach 70 Jahren und aus dem Grabe

<sup>1)</sup> Friedrich Würthle: „Die Spur führt nach Belgrad“, Wien-München, 1975.

heraus! – so erklärt: „Die herbeigeeilten Offiziere schlugen mit den Breitseiten ihrer Säbel auf den Attentäter ein, wobei sie auch meine rechte Hand, mit der ich ja noch immer den Attentäter am Genick festhielt, leicht verletzen. Zur Wundversorgung habe ich dann den Schauplatz des Geschehens verlassen.“ So entging er Vernehmungen und Befragungen.

### Der Bericht des „Kronzeugen“

Daß Pušić sich nicht bei den Behörden meldete und schwieg, erklärt Prof. Valentin so: „Es ist verständlich, daß der Kronzeuge – der

vielleicht auch die Rache der nicht festgenommenen Mitverschwörer Princip's fürchten mußte – die Bitte aussprach, seinen Namen im Zusammenhang mit dem Attentat erst nach seinem Tode zu veröffentlichen!“

Pušićs Schilderung des Attentats bringt zwar keine neuen historischen Erkenntnisse, ist aber dennoch interessant:

„Am 28. Juni 1914 gegen 11 Uhr vormittags stand ich an der Ecke Appelkai/Franz-Joseph-Straße.“

Nach der Schilderung, wie der Wagen des Thronfolgers vorbeikam, dann auf Grund von Verwirrung angehalten wurde und wieder zurück-

schob, heißt es in der Darstellung von Pušić weiter:

„Die mich umgebende Menschengruppe war in laute ‚Hoch‘- und ‚Živio‘-Rufe ausgebrochen, so daß ich einen in unmittelbarer Nähe abgegebenen Pistolenschuß kaum hören konnte. Die im Wagenfond sitzende Herzogin, die bisher ihr Gesicht uns zugewandt hatte, stieß plötzlich einen Schrei aus, versuchte aufzuspringen, und sank – den Thronfolger umarmend – in dessen Schoß. Ob um selbst Schutz zu suchen oder um den geliebten Mann zu schützen, war nicht erkennbar.“

### Die Festnahme des Attentäters

Und Pušić weiter: „Noch ehe ich die Situation des sich nun blitzschnell abspielenden dramatischen Geschehens richtig begreifen konnte, knallte nun ein zweiter Schuß. Ich sah, daß der vor mir stehende Bursche geschossen hatte. Ich packte ihn daher mit meiner rechten Hand am Genick und drückte ihn mit aller Kraft nieder. Was mir nicht schwerfiel, weil ich ihm bezüglich der Körperkraft weit überlegen war. Er aber versuchte nun, sich rasch herumzudrehen, die Pistole gegen mich zu richten und sich zu befreien. In diesem Augenblick aber

sprang der links von mir stehende Mann blitzschnell gegen den Attentäter und entwand ihm – den ich weiterhin am Genick festhielt – die Pistole, die er einem herbeigeeilten Offizier übergab.“

Der Mann, der dem Attentäter Princip die Pistole entwand, war ein Schlosser namens Alois Vordren.

Zwischen Pušić und Vordren entwickelte sich später eine enge Freundschaft. Und über Pušić kam auch der Hobbyhistoriker Valentin mit Vordren in Kontakt. Auf dem berühmten Foto, das die Abführung Princip zeigt, ist der Mann mit der Schirmmütze Vordren. Es ist in zahlreichen Büchern, Zeitungen, Archiven und Fernsehsendungen verwendet worden, aber meist falsch beschriftet – und zwar mit „Festnahme“ oder „Verhaftung“ Princip. Tatsächlich wurde dieses Bild aber 300 Meter entfernt vom Tatort aufgenommen: Vor der Polizeistation, wohin Vordren, der Princip die Pistole am Tatort abgenommen hatte, den Attentäter gemeinsam mit den Offizieren hingebacht hatte.

### Noch eine Bombe wird gefunden

Zurück zur Schilderung des Kronzeugen Pušić. Nachdem er den von ihm festgenommenen Princip an Vordren und herbeigeeilte Offiziere übergeben hatte, stellte er nur noch fest: „Ich sah, ehe der Wagen mit dem tödlich verwundeten Thronfolgerpaar von der Stelle des Attentats zur Lateinerbrücke fuhr (der Thronfolger

saß noch immer in aufrechter Haltung im Fond des Wagens), unter dem rechten Trittbrett des Autos eine Bombe in Form und Größe einer Taschenlampe. Ich zeigte sie einem Offizier, der sie aufnahm und wegbrachte. Ich habe nicht gesehen, ob sie der Attentäter oder einer seiner Mitkämpfer dorthin gebracht hatte.“

Damit schließt sich die Darstellung Pušićs, eines Kronzeugen des Attentats, der noch in keinem Buch, keiner Dokumentation zu Wort gekommen ist.

WOLFGANG BROER

Nach Unterlagen von Professor i. R. Dipl.-Ing. Erich Valentin.

Nr.:

TAG:

Pokojnika					
Broj tekući	Godina, mjesec, dan, kad je umro	ime prezime, stališ nšhov	ime prezime, stališ njegovih roditelja (kao naj bliži, odnosno ako nije bilo bliži, od čija linije priključuje, odnosno stališ, kao je bio skopani, odnosno ako je bio stariji)	mjesto gdje je rođen	gdje je stanovao
107	1914 Juni 28.	Kaožovanda Franjo Ferdi- mand d'Este, nasljednik Austro- ugarskog kraljeva i kralja Srba, Crna- gora i Slovenaca i. t. d.	Suzana Sofija vojvodinje Hohenberg, voj- vodinje grofica Čotić	Grac	Grac
108	1914 Juni 28.	Sofija vojvodinje Hohen- berg, rođena grofica Čotić	Suzana Kaožovanda Franjo Ferdinand d'Este nasljednik Austro-ugarskog kraljeva i. t. d.	Grac	Grac

### Ein Dokument, das erstmals auftaucht

Das ist (im Faksimile oben) ein Teil des offiziellen Sterbeprotokolls, das nach dem Attentat auf den Thronfolger und seine Gat-

tin in Sarajevo angefertigt wurde. Es galt bisher als verschollen. Der Hobbyhistoriker Valentin hat es gefunden. Bisher gab es in den Veröffentlichungen (zum Beispiel im Bildband von Aichelburg „Sarajevo“) nur den Totenschein der Herzogin Sophie.



Der Mann in der Schlossemütze (Pfeil) ist Alois Vordren. Das Kreuz bezeichnet Princip. Das Bild rechts zeigt Vordren in späteren Jahren  
Fotos: APA/Valentin

FRANZ FERDINAND

Erzherzog Franz Ferdinands Leben im Stadtmuseum

# 70 Jahre Sarajevo: Ausstellung in Graz

Traurige Berühmtheit erlangte die Stadt Sarajevo durch die Ermordung des Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich am 28. Juni 1914. Die Tatsache, daß der ebenso verehrte wie umstrittene Neffe Kaiser Franz Josefs am 18. Dezember 1863 im ersten Stock des Hauses Sackstraße 18 in Graz geboren wurde, dürfte wohl weniger bekannt sein. 70 Jahre nach Sarajevo widmet die Stadt Graz Franz Ferdinand eine Ausstellung in dessen Geburtshaus, in dem heute das Stadtmuseum untergebracht ist.

In Anwesenheit zahlreicher Prominenz aus Politik und Wissenschaft fand gestern die Eröffnung statt. Es ist mehr eine Begegnung mit dem Menschen Franz Ferdinand als mit dem Oberbefehlshaber der Streitkräfte der Monarchie. Zur Erstellung eines Charakterbildes wurden Zitate von Historikern, Politikern und Schriftstellern zur Persönlichkeit des Thronfolgers – versehen mit Bildmaterial – zusammengestellt. „Der Thronfolger war in seiner Jugend ein cholischer, unbeherrschter junger Mann, dem es oft an gutem Benehmen gefehlt hat...“ – „Lieber gefürchtet als geliebt, hat er

VON BRIGITTE OBERLEITNER

sich sozusagen mit dem Buschmesser den Weg durch den Urwald vorgefaßter politischer Meinungen gebahnt.“ – „Er wollte vor allem als derjenige anerkannt sein, zu dem man als Retter der Monarchie aufblicken könnte, wenn einmal seine Zeit gekommen wäre.“ – Gleichwohl ehrgeizig wie kompromißlos wird Franz Ferdinand in Abhandlungen zu seiner Person geschildert. „Etwas schmal, verweicht und unsicher, ohne Lebens- und Menschenkenntnis“, soll er nach überstandener Lungentuberkulose jenen „hohen Grad an Menschenverachtung und Geringschätzung“ gewonnen haben, der ihm unnötige Feinde schuf und dazu führte, daß sich die Trauer über seinen gewaltsamen Tod in Teilen des österreichischen Volkes in Grenzen hielt.

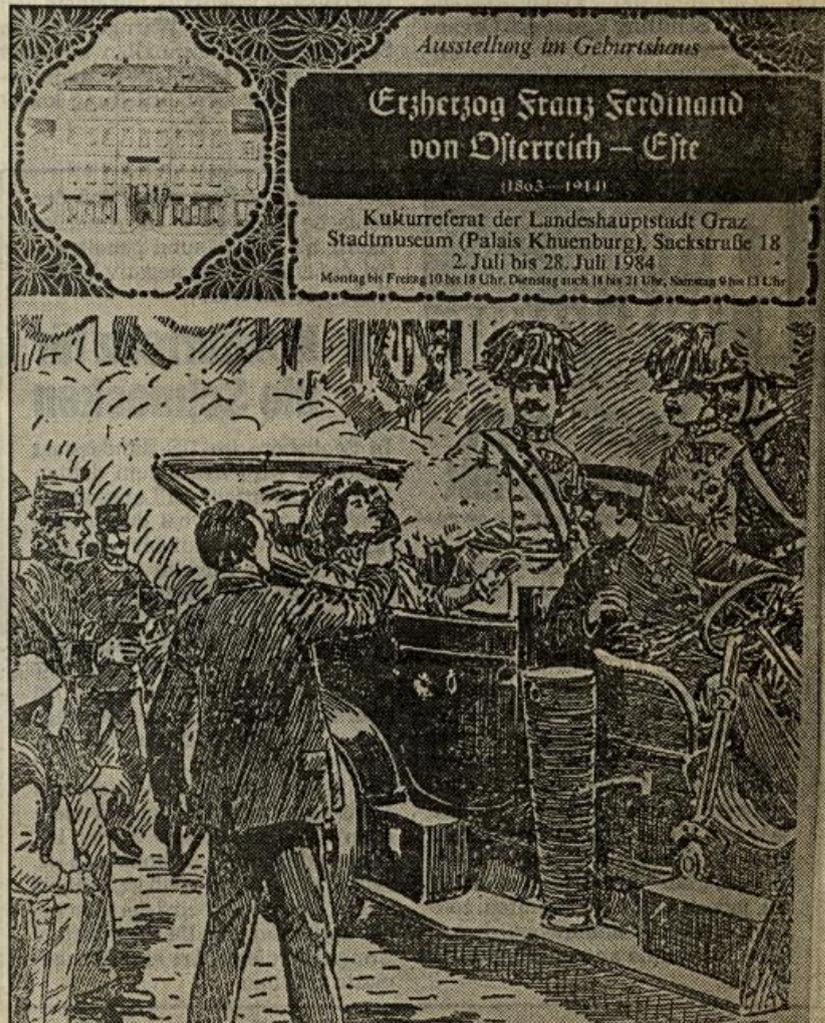
Seine ersten drei Lebensjahre verbrachte Franz Ferdinand in Graz. Danach verband ihn mit der steirischen Landeshauptstadt recht wenig, obwohl er von 1901 bis 1914 Protektor des Grazer Bürgerkorps war. Auf Drängen der Mutter Franz Ferdinands, Maria Annunciata, übersiedelte die Familie nach Wien.

Die Hochzeit mit der „nicht standesgemäßen“ Gräfin Sophie Chotek trug zu einer weiteren Trübung des ohnehin gespannten Verhältnisses zwischen dem Thronfolger und der kaiserlichen

Familie bei. Der Frau Franz Ferdinands, die als intelligent, liebenswürdig bezeichnet wird, ist ein Teil der Grazer Ausstellung gewidmet.

„Auf seinen Jagdgründen erlegte er verschiedenes Wild in einer Art Blutrausch in rauhen Mengen...“ (Milo Dor: „Der letzte Sonntag“) – eine Lei-

denschaft, die den Feinden Franz Ferdinands weiteres Material für ihre Antipathie lieferte. Als eine der größten Leistungen des Thronfolgers wird die Gründung der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine gewertet. Zu Wasser trat Erzherzog Franz Ferdinand auch seine letzte Reise an: Die Särge mit dem ermordeten Paar wurden mit der „Virtus Unitis“ über die Adria nach Triest gebracht. Zur Ausstellung liegt auch ein Katalog auf, der, übersichtlich gegliedert, die Stationen im Leben Franz Ferdinands belegt. (Öffnungszeiten: Montag bis Freitag, 10 bis 18 Uhr, Dienstag auch 18 bis 21 Uhr, Samstag 9 bis 13 Uhr. Die Ausstellung wird bis 28. Juli gezeigt.)



Das Attentat von Sarajevo am 28. Juni 1914 – tragischer Schlußpunkt von Franz Ferdinands Leben. Sein Tod rief nicht nur Trauer hervor.

## DIE FURCHE

Nr.: 28

TAG: 11.7.1984

# „Sarajewo plus siebzig“

Harvard-Symposium dachte unkonventionell über den Ersten Weltkrieg nach

Seitdem im Artikel 231 des Friedensvertrages von Versailles (1919) die alliierten Mächte „Deutschland und seine Verbündeten als Urheber aller Verluste und aller Schäden“ verantwortlich gemacht haben, ist die Geschichtsforschung in der Frage der Schuld für den Ausbruch des Ersten Weltkrieges nicht zur Ruhe gekommen.

In den dreißiger Jahren glaubte man, vor allem in der amerikanischen Geschichtsschreibung, die Schuld noch allen kriegführenden Mächten anlasten zu können. Spätestens seit Fritz Fischers grundlegendem Werk „Griff nach der Weltmacht“ (1961) streiten die Experten wieder – ähnlich wie in Versailles die Politiker und Diplomaten – über das Ausmaß der Schuld Deutschlands.

Die Frage nach den Ursachen für den Kriegsausbruch hat eine ungemein umfangreiche Literatur erzeugt. Dabei standen lange Zeit die politischen und diplomatischen Ereignisse im Vordergrund des historischen Interesses. Allgemein gehandelte These dazu: Der Imperialismus und Deutschlands Wille, eine Weltmacht zu werden, hätten einen Krieg unausweichlich gemacht.

Nach zwei Marokkokrisen und drei Balkankrisen in den zehn Jahren zuvor lag im Juli 1914 ein Krieg in der Luft. Aber was für ein Krieg? Von den Beteiligten hatte niemand einen Weltkrieg eingeplant!

70 Jahre nach dem Attentat von Sarajewo ließen sich aus österreichischer Sicht die oftmals gestellten alten Fragen wieder aufwerfen: Mußte sich das in vielen Fugen krachende Habsburgerreich unbedingt gegen den serbisch/slawischen Nationalismus wehren? Gefährdete er wirklich den Bestand der Doppelmonarchie auch im Innern, falls er von Wien unbeantwortet wurde? Oder: Wagte der Ballhausplatz sein Ultimatum an das souveräne Serbien nur deshalb so unakzeptabel zu

formulieren, weil ihm der deutsche Bündnispartner eine Blankovollmacht unbedingter Militärhilfe ausgestellt hatte, falls Rußland Serbien unterstützen sollte?

Diese Fragen sind wichtig. Aber sie sind schon so oft umgedreht worden, daß sie heute beinahe etwas abgestanden wirken.

Vom Standpunkt des Historikers aus scheint eine andere Frage von Bedeutung: Wie hat der Erste Weltkrieg die Geschichte des 20. Jahrhunderts verändert?

Tatsache ist: Der Erste Weltkrieg bewirkte eine Unmenge

### Von GÜNTER BISCHOF

wirtschaftlicher, sozialer, kultureller und politischer Umwälzungen, und zwar nicht nur die Russische Revolution 1917 und den Eintritt der USA in die Weltpolitik. Eben diesen weniger frappanten Entwicklungen ging ein ausgezeichnet besetztes Symposium an der amerikanischen Harvard-Universität nach. Das dortige „Zentrum für europäische Studien“ nahm „Sarajewo plus siebzig“ zum Anlaß, etwas unkonventionell über den Ersten Weltkrieg nachzudenken.

Die interessantesten neuen Aspekte für die gegenwärtige und zukünftige Geschichtsforschung ergaben sich in den Diskussionen über die Sozialgeschichte des Ersten Weltkrieges. Jay Winter von der Universität Cambridge präsentierte ein faszinierendes Modell – zur Erforschung der Bevölkerungsgeschichte an der „Heimatfront“.

Durch Anwendung moderner demographischer Methoden bei seinen Studien kam er zu dem überraschenden Ergebnis, daß während des Weltkrieges in den ärmsten Gesellschaftsschichten Großbritanniens die Kindersterblichkeitsrate fiel und sich insgesamt die Lage für die städti-

sche Arbeiterschaft verbesserte. Warum? Die arbeitende Bevölkerung mußte besser ernährt werden, damit in den Industriestädten die Kriegsproduktion angekurbelt werden konnte.

Die italienische Historikerin Giovanna Procacci von der Universität Cagliari berichtete, daß die italienische Regierung während des Krieges kein politisches Abweichlertum duldete und durch Beschneidung ziviler Freiheiten (Zensur, Beschränkung der Bewegungsfreiheit) die industrielle Produktion steigern konnte. Streikende Arbeiter wurden schlichtweg an die Front geschickt. Der dem Ersten Weltkrieg auf dem Fuß folgende Faschismus aber lernte viel von dieser übermächtigen militärischen Kontrolle, die bis in die Fabriken reichte.

Höchst interessant auch die Ergebnisse, die Antoine Prost (Paris) präsentierte. Er schilderte, wie in Frankreich der Krieg die Gesellschaft veränderte, als der Staat sich allmählich zum Wohlfahrtsstaat verwandelte: Die allgemeine Familienbeihilfe wurde eingeführt, und die Mieten wurden erstmals reguliert.

Am meisten profitierten vom Ersten Weltkrieg die vor 1914 arg verschuldeten Bauern. Die Inflation reduzierte ihr Hypotheken. Zusätzlich erzielten landwirtschaftliche Produkte zur Kriegszeit Höchstpreise.

Fazit der Veranstaltung in Harvard: Die Geschichte des Ersten Weltkrieges ist noch lange nicht geschrieben. In bezug auf Österreich-Ungarn etwa vermißten die Teilnehmer noch viele Aspekte, so eine Darstellung über das Leben der Zivilbevölkerung während des Krieges: Demographie, Stellung des Arbeiters und der Frau, Familienleben, öffentliche Meinung über Krieg und Frieden etc.

Der Autor studiert amerikanische Geschichte und internationale Beziehungen an der Harvard-Universität.

DIE FURCHE

Nr.:

28

TAG:

11.7.1984

# Der Krieg, den niemand wollte

*Die Lektionen aus dem Juli 1914 für die Gegenwart*

Seit mehreren Jahrzehnten beschäftigen sich Historiker oder auch pensionierte Staatsmänner nun schon mit den Ursachen des Ersten Weltkrieges – in der Hoffnung, die entsprechenden Lehren für die Gegenwart ziehen zu können. Warum mit dem Ersten und nicht mit dem Zweiten Weltkrieg? Weil letzterer vorsätzlich war: Hitler wollte den Krieg, während sich heute kein politisch nüchtern denkender Mensch vorstellen kann, daß die beiden Supermächte die nukleare Konfrontation tatsächlich anstreben.

Konsequenterweise schließt man aus diesem Umstand, daß der

Von PAUL O'GRADY

Dritte Weltkrieg – wenn überhaupt – wie der Erste, gleichsam durch einen „Betriebsunfall“ ausbrechen könnte; daß eine Episode, für sich von nebensächlicher Bedeutung, eine unwiderrufliche Kette von Ereignissen auslösen könnte und den Politikern (gefangen im starren Gefüge eines zu erhaltenden Machtgleichgewichtes) keine andere Wahl als die Kapitulation oder der Holocaust bliebe.

Es gibt tatsächlich beunruhigende Ähnlichkeiten zwischen 1914 und 1984. Niemand wollte im Juli 1914 den Krieg oder zumindest nicht den Weltkrieg, der sich aus den Frühsommerereignissen entwickelte. Die Serben konnten oder wollten ihre Terroristen nicht im Zaum halten; aber nicht einmal Belgrad dachte ernsthaft daran, daß Rußland der vereinigten Macht von Berlin und Wien etwas Ebenbürtiges entgegenzusetzen hatte.

Juli 1914: Seit der Ermordung des österreichischen Thronfolgers am 28. Juni wächst die Spannung in Europa. Der Sarajewo-Schock löst eine Kettenreaktion aus, und plötzlich steht der Kontinent in Flammen. Könnte ähnliches auch heute passieren? Und wo steht die Forschung über den Ersten Weltkrieg?

Österreich-Ungarn wollte einen kleinen Krieg gegen Serbien und hoffte, Deutschland würde die Russen von einer Mobilisierung abschrecken. Rußland wollte überhaupt keinen Krieg, aber wagte es nicht noch einmal, Belgrad wie 1908 im Stich zu lassen. Denn sonst hätte es seinen einzigen Alliierten auf dem Balkan verloren.

Auch die Franzosen waren nicht begierig auf einen Krieg. Aber hätten sie es unterlassen, Rußland in der Krise zu unterstützen, wären sie den Deutschen vielleicht auf einmal alleine gegenüberstanden. Und während die Deutschen – klüger als 1941 – einen Zweifrontenkrieg vermeiden wollten, konnten es sich die Franzosen – klüger als 1939 – gar nicht anders vorstellen, als Deutschland von zwei Seiten her zu bekämpfen.

In Versailles zwangen die siegreichen Alliierten Deutschland dazu, eine Schuld Klausel zu akzeptieren. Damit aber wiesen sie den „Unterlassungssünden“ der Deutschen eine übermäßige Bedeutung zu.

Im Sommer 1914 hatten der deutsche Kaiser und seine Minister im Grunde gar keine Politik; die Deutschen reagierten viel eher

auf die Ereignisse als daß sie diese initiierten. Damit aber ließ es die stärkste Macht auf dem Kontinent zu, daß seine Politik von einem schwachen und verwundbaren Verbündeten diktiert wurde, dessen einzige Handlungsgrundlage wiederum die Unterstützung durch die Deutschen war.

Aber wenn Deutschland auch keine Politik hatte, es hatte einen Plan, den Schlieffen-Plan. Und sicher war im Zusammenhang mit diesem Plan nur eines: in die Tat umgesetzt, würde er die schwankenden Briten auf Seite der Alliierten in den Krieg hineinziehen.

London wäre wohl kaum wegen der Ermordung eines österreichischen Thronfolgers oder einer Strafexpedition gegen Serbien in den Krieg eingetreten; die Besetzung belgischer Häfen durch die Deutschen war da schon ein viel schwerwiegender Grund.

Dennoch ist es nicht einfach zu sagen, was aus dem grotesken Spektakel einer Zivilisation gelernt werden kann, die sich unabsichtlich selbst zerstörte, weil sie nicht fähig war, einen relativ trivialen Schock zu überwinden.

Einige Lektionen wurden ja gezogen, besonders im Bereich des diplomatischen Krisenmanagements: Man denke an den „heißen Draht“ zwischen Moskau und

Washington, an die herumreisenden Diplomaten und die vielen „Krisenexperten“ in den Außenministerien; oder man denke an die Leidenschaft für Gipfeltreffen und Verhandlungen, selbst wenn es dabei äußerst wenig gibt, worüber man sprechen könnte.

Die USA und Westeuropa können vielleicht diesen Schluß aus dem Versagen Deutschlands 1914 ziehen: Macht ohne eine Politik oder eine Politik, die so flexibel ist, daß sie überhaupt nicht mehr als solche erkennbar ist, ist eine Versuchung für Freund und Feind.

Ein grimmiger Trost schließlich, der sich in den letzten 70 Jahren ergeben hat: Während die Staatsmänner von 1914 die Konsequenzen ihrer Fehler schwer abschätzen konnten, haben die Politiker von heute keine Illusion darüber, was ihr Versagen auslösen könnte...

Der Autor unterrichtet Europäische Geschichte und Internationale Beziehungen am Webster College, Wien.

## Der Ablauf

**28. Juni 1914:** Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers Franz Ferdinand in Sarajewo.

**23. Juli:** Ultimatum Österreich-Ungarns an Serbien.

**25. 7.:** Russisches Hilfsversprechen an Serbien; serbische Mobilmachung.

**28. 7.:** Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien.

**30. 7.:** Generalmobilmachung in Rußland.

**31. 7.:** Generalmobilmachung Österreich-Ungarns; deutsches Ultimatum an Frankreich und Rußland.

**1. August:** Französische und deutsche Mobilmachung; deutsche Kriegserklärung an Rußland.

**3. 8.:** Kriegserklärung Deutschlands an Frankreich; deutscher Einmarsch in Belgien; Mobilmachung der britischen Flotte.

**4. 8.:** Kriegserklärung Großbritanniens und Belgiens an Deutschland.

**6. 8.:** Kriegserklärung Serbiens an Deutschland und Österreich-Ungarns an Rußland.

**11. 8.:** Kriegserklärung Frankreichs an Österreich-Ungarn.

**12. 8.:** Kriegserklärung Großbritanniens an Österreich-Ungarn.

**23. 8.:** Kriegserklärung Japans an Deutschland.

**27. 8.:** Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Belgien.

## Die Kriegsparteien

● **Mittelmächte:** Ursprünglich der Zweibund Deutschland und Österreich-Ungarn. Als Bündnispartner schlossen sich den Mittel- beziehungsweise Zentralmächten im November 1914 auch das Osmanische Reich und im Oktober 1915 Bulgarien an.

■ **Entente:** Bezeichnung für die Gegner der Mittelmächte. 1907 wurde von Großbritannien, Frankreich und Rußland die Tripleentente gebildet. Dazu kamen Serbien und Belgien (nach dem deutschen Einfall am 3./4. August 1914) und Japan (23. August). Diesem Kriegsbündnis schlossen sich die übrigen Gegner der Mittelmächte als „Alliierte“ an, und zwar Italien, Rumänien und Portugal (1916), die USA, Griechenland, China, Brasilien und die meisten lateinamerikanischen Staaten (1917).

■ **Neutral** blieben im Ersten Weltkrieg die Schweiz, die Niederlande, Dänemark, Schweden, Norwegen und Spanien.

Nr.:

TAG:



Schützengraben an der Westfront im April 1917: Die politische Geschichte des Ersten Weltkrieges ist so gut wie geschrieben, jetzt rückt die Sozialgeschichte ins Blickfeld  
(Camera Press)

## Vertreter der Ausbeuterklassen auf Umwegen zur Realität

DDR-Geschichtsschreibung und das Attentat auf Hitler am 20. Juli 1944: Der Widerstand wird neu bewertet

Von Karl-Heinz Baum (Berlin)

Die Bezieher der DDR-Fernsehzeitschrift „FF — Dabei“ werden dieser Tage überrascht: Auf den Seiten sechs und sieben kündigt das Blatt unter dem Titel „Revolte gegen den Krieg“ Sendungen „über die Bedeutung des 20. Juli 1944“ an. Wer dann die hinteren Seiten aufschlägt, kann feststellen, daß sich das DDR-Fernsehen in dieser Woche von Mittwoch an gleich an drei aufeinanderfolgenden Abenden mit diesem Datum beschäftigen wird. Insgesamt drei Stunden und fünf Minuten — hinzu kommt noch eine ganze Reihe von Rundfunksendungen.

„Das sieht ja beinahe schon wie eine Kampagne aus“, meinte ein Ostberliner Gesprächspartner unter Hinweis darauf, daß der 20. Juli für die DDR-Medien bisher nur selten ein Thema war. Wenn in einer Ostberliner Gesprächsrunde das Stichwort fiel, dann war für die westdeutschen Beobachter Unwissenheit auszumachen. Über „versuchtes Attentat auf Hitler“ und „Stauffenberg — war er Oberst oder General?“, „Er hat eine Bombe ins Führerhauptquartier geworfen“, gingen die Kenntnisse nur selten hinaus.

Forschte man nach den Gründen, war die Antwort meist gleich. „In der Schule haben wir das Attentat nur so nebenbei behandelt; was der Lehrer da erzählt hat, das haben nur die geglaubt, die bald in die SED eintreten wollten.“ Die Geschichte des Widerstandes gegen das Nazi-Regime hat in der DDR-Schule einen weit höheren Stellenwert als in der Bundesrepublik, sie beschränkt sich aber — bisher jedenfalls — vor allem auf die Taten deutscher Kommunisten und würdigt andere, von Sozialdemokraten und Christen nur nebenher.

Über den 20. Juli erfuhren DDR-Schüler wenig mehr als die ideologisch getränkten Sätze, wie sie im „Grundriß der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung“ — veröffentlicht 1962 — nachzulesen sind: „Angesichts der tiefen Krise, die das faschistische Regime seit der Schlacht an der Wolga durchmachte, versuchten führende Kreise der deutschen Monopolbourgeoisie und der reaktionären Militärs, die die Niederlage des Hitler-Krieges voraussahen, mit Hilfe der imperialistischen Westmächte die Existenz des deutschen Imperialismus zu retten. Die Goerdeler-Gruppe wollte die Hitler-Regierung durch eine Regierung von Vertrauensleuten des Monopolkapitals und der Militaristen ersetzen, die durch den Hitler-Faschismus nicht zu sehr kompromittiert waren.“ Und weiter: „Diese Regierung sollte eine Militärdiktatur gegen das Volk ausüben und durch Abschluß eines Sonderfriedens mit den Westmächten das Vordringen der Sowjetunion zur vollständigen Vernichtung des Faschismus in Deutschland verhindern. Die Pläne der reaktionären

Puttschisten vom 20. Juli 1944 mußten scheitern, weil sie gegen das Volk gerichtet waren und weil sie den realen Kräfteverhältnissen, die durch den siegreichen Vormarsch der sowjetischen Armee und ihrer Verbündeten geschaffen waren, widersprachen.“

Immerhin fügt der zu Zeiten Walter Ulbrichts verfaßte Grundriß noch hinzu, daß an der Verschwörung auch „deutsche Patrioten aus Offizierskreisen und aus dem Bürgertum beteiligt waren“, die „nicht mit der reaktionären Grundkonzeption der Goerdeler-Gruppe übereinstimmten“. Der Name Stauffenberg wurde dabei nicht einmal erwähnt. Auch die Männer des Kreisauer Kreises um Helmuth James, Graf Moltke waren keine Zeile wert.

An diesem einseitigen Bild über den 20. Juli gab es in den letzten Jahren



Gewadetes Bild? Attentat auf Hitler.

(Bild: dpa)

schon einige Retuschen. Zwar war auch 1980 für den DDR-Historiker Joachim Streisand der Sinn der Pläne von Goerdeler und Beck, „zu verhindern, daß die Rote Armee den Hitler-Faschismus auf deutschem Boden zerschlug“, doch er spricht nicht mehr von „reaktionären Puttschisten“, sondern nennt die „Aktion des 20. Juli selbst, besonders das Attentat Stauffenbergs, eine echte antinazistische Tat ... darauf gerichtet, das Hitler-Regime zu beseitigen“.

Auch das 1979 erschienene Bändchen „Militärische Traditionen der DDR und der NVA“ (Nationale Volksarmee) reiht die „mutige, antifaschistische Tat Stauffenbergs“ und seiner „engsten Kampfgefährten“ in die Reihe der im Widerstand gegen das Hitler-Regime entstan-

denen militärischen Traditionen der DDR ein, unterscheidet aber Stauffenberg streng von den „anderen Teilnehmern der Verschwörung“.

Daß in der Betrachtung des 20. Juli 1944 eine generelle Veränderung der von der SED ausgegebenen Linie bevorstand, war schon Mitte Dezember zu bemerken. Damals erklärte der für Ideologiefragen zuständige Sekretär des SED-Zentralkomitees, das Politbüro-Mitglied Kurt Hager: „Die Geschichte kennt Beispiele, wo Vertreter von Ausbeuterklassen, ohne ihren klassenbedingten Erkenntnishorizont zu sprengen, sich den Blick auf Realitäten zu bewahren oder auf bitteren Umwegen zu erreichen vermochten.“ Hager nannte dann als Beispiel neben anderen „Stauffenberg und andere Persönlichkeiten der Verschwörung des 20. Juli“.

Mit dem näherrückenden Stichtag haben sich mehrere Beiträge mit dem Thema auseinandergesetzt. Einer in der „Einheit“, der „Zeitschrift für Theorie und Praxis des Wissenschaftlichen Sozialismus“ (Untertitel), den das SED-Zentralorgan „Neues Deutschland“ nachdruckte, ein Artikel in der außenpolitischen Zeitschrift „Horizont“ und ein dritter Aufsatz in „FF-Dabeisein“, den der DDR-Historiker Kurt Finker verfaßte — selbst Autor zweier Bücher über den 20. Juli und den Kreisauer Kreis.

Die neue Linie in der Einschätzung des 20. Juli läßt sich in der „Einheit“ klar ausmachen. „Das Attentat in der ‚Wolfsschanze‘, der Versuch, am 20. Juli 1944 Hitler zu stürzen, war eine antifaschistische Aktion, unabhängig davon, daß ihre Träger mehrheitlich der herrschenden Klasse des monopolistischen Deutschlands angehörten, unabhängig auch davon, daß ein Teil von ihnen mit der Beseitigung Hitlers und seiner Clique darauf bedacht war, das kapitalistische System zu bewahren“ und: „Trotz aller klassenmäßigen Grenzen und Barrieren — als es um die physische Existenz des deutschen Volkes ging, befanden sich die zur Tat drängenden Männer des 20. Juli 1944, vor allem Stauffenberg und seine Vertrauten, im Einklang mit dem wichtigsten Erfordernis ihrer Zeit.“

Es ist unverkennbar, da wurde eine Menge ideologischer Ballast abgeworfen; in solchen Formulierungen sind auch Persönlichkeiten wie Goerdeler und Beck stillschweigend eingeschlossen. Der Historiker Finker geht sogar noch einen kleinen Schritt weiter und spricht von den „realdenkenden Offizieren“ und „erfahrenen bürgerlichen Politikern wie Goerdeler“.

„Dank und Anerkennung“ bescheinigt „Horizont“ den Männern des 20. Juli, von „Hochachtung für mutiges Handeln“ spricht die „Einheit“ und bei Finker heißt es, „indem sie aber trotz aller

Schwierigkeiten doch aktiv wurden und ihr Leben opferten, gebührt ihnen allen unsere Hochachtung“, Männern also, die vor 22 Jahren noch „reaktionäre Putschisten“ waren.

In der „Einheit“ wehren sich die Verfasser gegen den Vorwurf, in der Geschichtsbetrachtung den Widerstand gegen Hitler monopolisiert zu haben, ihn also auf den Widerstand der Kommunisten beschränkt zu haben. Dabei können sie sich sogar, was den 20. Juli angeht, auf historische Fakten berufen. Die erste offizielle Stellungnahme der Kommunisten, so ist in der „Einheit“ nachzulesen, nennt die Verschwörer „Kräfte, die mutig ein vaterländisches und heiliges Werk begonnen haben, darum stellen wir alle, aber auch alle Bedenken persönlicher und weltanschaulicher Art zurück“. Das war freilich am 22. Juli 1944, einen Monat später nennt Walter Ulbricht von Moskau aus die Männer „fortschrittlich“ und verwahrt sich dagegen, daß Reichspropagandaminister Goebbels die Generale „Reaktionäre“ genannt hatte. Das hatte Ulbricht in den 60er Jahren wohl vergessen.

Für das gewandelte Geschichtsbild der SED zum 20. Juli gibt es drei Gründe. Zum einen hätte ein Erfolg der Verschwörer zumindest die Chance geboten, „weiteren Millionen Menschen das Leben“ zu bewahren. Das „deutsche Volk“, so die „Einheit“, „erlitt fast zwei Drittel seiner unwiederbringlichen Menschenverluste... nach dem 20. Juli 1944.“ Zum zweiten hat wohl auch die gegenwärtige SED-Politik gegenüber Bonn zu dem veränderten Geschichtsbild beigetragen. Für die Honecker-Forderung nach einer „Koalition der Vernunft“ in Zeiten der Hochrüstung ergibt sich bei einem differenzierten Bild der Geschichte des 20. Juli auch eine historische Legitimation. Die „Einheit“ spricht denn auch den heutigen „Wortführern der Reaktion“, die „alle Appelle der Vernunft in der Grundfrage der Sicherung des Friedens in den Wind schlagen“ das Recht ab, sich auf den 20. Juli als eigene Tradition zu berufen.

Zum dritten ist die heutige DDR durchaus bemüht, wie auch die veränderte Geschichtsdarstellung von Martin Luther zeigt, ein Geschichtsbild zu zeichnen, das nicht nur die SED-Genossen und die oft noch widerwillig akzeptieren, sondern die große Mehrheit der Bevölkerung des zweiten deutschen Staates. Chefideologe Kurt Hager warnte jedenfalls davor, daß sich aus der intensiven Beschäftigung mit den Grundproblemen der deutschen Geschichte, wie er es nannte, „so etwas wie Gemeinsamkeiten von DDR und BRD“ ergeben könnten. Beim Herangehen an beliebige geschichtliche Fragen seien, so Hager, „unvereinbare, einander völlig entgegengesetzte politische und wissenschaftliche Ausgangspositionen, Wert- und Zielvorstellungen bestimmend.“

# Weltkrieg I

**Manfred Marschalek über die Ursachen  
und die Kriegsziele**

Wie Wilhelm und Franz Josef Weltbrandstifter wurden

# In Schwächen vereint

**F**ranz Josef und Wilhelm gehörten verschiedenen Generationen an und waren einander so unähnlich wie nur möglich. Der eine repräsentierte das Biedermeier, der andere die protzige Gründerzeit, der eine war stinknormal, der andere ein schwerer Neurotiker. Nur eine bedenkliche Vorliebe für das Gottesgnadentum und einen wenig qualifizierten Hang zum Soldatenspielen hatten sie gemeinsam – und natürlich das katastrophale Endresultat.

## Ein Biedermeiermensch

Franz Josef kam am 18. August 1830 zur Welt. Seine Mutter war ebenso wie seine spätere Ehefrau eine bayrische Prinzessin, was sicher dazu beigetragen hat, daß er sich zeitlebens als „deutscher Fürst“ fühlte. Er wuchs in der habsburgischen Großfamilie auf, ohne Absonderlichkeiten und traumatische Erlebnisse. Von Geburt an war er zum Herrschen bestimmt und wurde entsprechend erzogen. Den Geist des Metternichschen Absolutismus seiner Jugendjahre hat er sein ganzes Leben hindurch nicht überwunden.

Nach der Abdankung seines Vorgängers Ferdinand (im Volksmund „der Depperte“ genannt) und seines Vaters kam er am 2. Dezember 1848 auf den Thron, fest entschlossen, die Revolution niederzuschlagen und die schwankende habsburgische Herrschaft in Deutschland und Italien wiederherzustellen. Den Kampf gegen das eigene Volk gewann er, die Kriege gegen die äußeren Feinde verlor er allesamt. Süddeutschland allein, das ihm die Preußen boten, wollte er nicht in krasser Überschätzung der Kraft seines Landes und verlor so Deutschland ganz und Italien gleich dazu. Um die schmolldenen ungarischen Magnaten für einen Revanchekrieg zu gewinnen, schenkte er ihnen sein halbes Reich und blockierte damit jede Reform des bröckelnden Länderkonglomerats. Nachdem er in den ersten zwei Jahrzehnten seiner Herrschaft in jugendlichem Überschwang so viele Verluste verursacht hatte, wurde er übervorsichtig. Der ehemalige Ministerpräsident Dr. Koerber zog 1917 eine lapidare Bilanz: „Zweifach hat uns Franz Josef unendlich geschadet, einmal durch seine Jugend und das zweitemal durch sein Alter.“

Sie wollten beide im Grunde ihres Herzens den Krieg nicht – und haben dennoch aus persönlicher Schwäche zugelassen, daß großwahnsinnige Generale Europa in die Katastrophe steuerten. Franz Josef I. und Wilhelm II. waren halbabsolutistische Herrscher und konnten insbesondere in Militärangelegenheiten nahezu autonom entscheiden – zum Schaden ihrer Völker. Die Charakterschwächen und persönlichen Eigenarten dieser beiden Monarchen beeinflussten in verhängnisvoller Weise den inneren Zustand und die Politik ihrer Reiche. Um nicht schwach und entschlußlos zu erscheinen, wurden sie lieber Weltbrandstifter.

## Ein Körperbehinderter

Franz Josef hatte sich seinen Thron wenigstens selber erkämpfen müssen, seinem deutschen Kollegen aber fiel alles in den Schoß.

Wilhelm II. kam am 27. Jänner 1859 zur Welt. Es war eine schwere Geburt, die seine 18jährige Mutter, eine Tochter der englischen Königin Victoria, beinahe das Leben kostete. Nach drei Tagen merkte man, daß der linke Arm des Kindes gelähmt, das Schultergelenk zerrissen und die Muskeln so schwer beschädigt waren, daß an eine Wiederherstellung beim damaligen Stand der Chirurgie nicht zu denken war. Außerdem gehörte das linke Bein nur schwer, das linke Ohr und die linke Kopfseite schmerzten das Kind. Seine kalte und herrschsüchtige Mutter verzieh ihrem ältesten Sohn nie, daß er ein Krüppel war und sie beinahe das Leben gekostet hätte. Und sie behielt zeitlebens ein Vorurteil gegen deutsche Ärzte.

Als alle Versuche scheiterten, den gelähmten Arm doch noch gebrauchsfähig zu machen, mußte Friedrich Wilhelm Viktor Albert, bis zum sechsten Lebensjahr Fritz gerufen, lernen, seine Behinderung zu verstecken. „So wächst ein Knabe heran, den die unverschuldete Schwäche zu natürlicher Furcht vor dem Stärkeren, zu Eingezogenheit bestimmen mußte, und gerade dieser soll statt dessen Mut und Tapferkeit, die Tugenden des Soldaten, herauskehren; überdies wird ihm, über das Maß des Offiziers noch hinaus, ein energischer Auftritt anerkannt, da gerade er einst kühn und of-

fen vor der Menge stehen soll, immer der erste, „jeder Zoll ein König“. Wie sollte ein Kind solche Erziehung zum falschen Scheine jahrelang ohne Gefahr für seine Seele tragen!“ schrieb sein Biograph Emil Ludwig.

Zwischen 1861 und 1888 regierte in Preußen Wilhelm I., der so steinalt wurde wie Franz Josef. Sein Sohn Friedrich, liberal und anglophil, war jahrzehntelang der ewige Kronprinz, der nie zum Zuge kam und der immer nur seine bitteren Gefühle gegenüber dem autoritären Vater, der harten Frau und dem als Konkurrenz empfundenen Sohn hinunterschlucken mußte. Er war schon 55, als sein Vater endlich kränzlich wurde – da diagnostizierten die Ärzte bei ihm einen Kehlkopfkrebs. Die deutschen Ärzte rieten zur sofortigen Operation, ein von seiner Frau gerufener Engländer hielt sie nicht für nötig. Ein Jahr später, 1888, und nur ein paar Monate nach seinem Vater starb Friedrich III., die Hoffnung des liberalen Deutschlands. Mit 29 Jahren kam der komplexbeladene Wilhelm auf den Thron, auf den sein Vater so lange vergeblich gewartet hatte. Freilich nicht an die Macht, denn die hielt Kanzler Bismarck, der Einiger des Reiches, in seinen klobigen Händen.

## Clique von „Herzensfreunden“

Im Innersten weich und feminin, aber seit frühester Kindheit darauf dressiert, markige Männlichkeit zur Schau zu tragen, verheiratet mit einer biedereren holsteinischen Prinzessin, die alljährlich ein Kind zur

Welt brachte, aber umgeben von einer Clique von homosexuellen Schmeichlern unter der Führung seines „Herzensfreundes“ Eulenburg, fühlte sich der als „auffällig unreif“ geltende Wilhelm zu großen Dingen berufen.

Schon sein erster Regierungsakt, ein Befehl an die Armee, ließ die Weltöffentlichkeit aufhorchen: „So gehören wir zusammen – Ich und die Armee –, so sind wir füreinander geboren, und so wollen wir unauflöslich fest zusammenhalten... Ich gelobe, stets eingedenk zu sein, daß die Augen meiner Vorfahren aus jeder Welt auf mich herniedersehen und daß ich ihnen dermaleinst Rechenschaft über den Ruhm und die Ehre der Armee abzulegen haben werde.“ Damit war die Richtung für die nächsten Jahrzehnte gegeben.

## Markige Sprüche

Schnell traten Wilhelms christlichsoziale Anwendungen zur Versöhnung der Arbeiterschaft (nicht aber der dazugehörige Antisemitismus) in den Hintergrund und machten markigen Sprüchen nicht nur nach außen, sondern auch nach innen Platz. Als die Berliner Straßengänger streikten, telegraphierte Wilhelm: „Ich erwarte, daß beim Einschreiten der Truppe mindestens 500 Leute zur Strecke gebracht werden.“ Das Schießen auf äußere und innere Feinde war für Wilhelm ein kavaliärsmäßiger Sport wie die Jagd, sein (und Franz Josefs) liebstes Steckenpferd. Wenn er auf die Jagd ging, wurden Scharen von wehrlosen Tieren an ihm vorbeigetrieben, und maschinenmäßig knallte der einarmige Kaiser sie zu Hunderten ab, das Gewehr unauffällig auf den Stock eines Treibers gestützt.

Nichts war protzig und teuer genug für Willy. Nach fünf Monaten Regierungszeit forderte er eine kräftige Gehaltserhöhung. Ein neuer Hofzug wurde angeschafft, eine sündteure neue Jacht. Auf seine erste Reise nahm Wilhelm 80 Diamantringe, 150



Reisen, Jagden, Herrenpartien: Wilhelm II. (Zweiter von links) mit Eulenburg (ganz links). Unten: Greiser Jäger Franz Josef

silberne Orden, 50 Busennadeln, 30 goldene Uhren, 100 Dosen und 20 mit Diamanten besetzte Adlerorden mit, um sich überall beliebt zu machen.

### Gegen das englische „Mutterland“

Aber nicht nur repräsentieren und posieren wollte Wilhelm, sondern vor allem herrschen. Daran hinderte ihn der 73jährige übermächtige Kanzler. Binnen zwei Jahren hatte Wilhelm es fertiggebracht, den autoritären Alten zum Rücktritt zu zwingen und durch den schmiegsameren General Caprivi zu ersetzen. Bismarck hatte das von ihm im Krieg gegen Frankreich geschaffene Reich durch einen Geheimvertrag mit Rußland abgesichert und wollte das Bündnis mit dem morschen Österreich durch ein Abkommen mit England ergänzen. Wilhelm mußte alles anders machen: Er ließ den Rußlandvertrag auslaufen und verhinderte ein Bündnis mit dem verhaßten „Mutter“-Land Großbritannien. General Schlieffen mußte gegen seine Überzeugung einen Zweifrontenkrieg planen. Die Einkreisung Deutschlands im Ersten Weltkrieg, die unausweichlich in der Niedertage mündete – das Großmaul Wilhelm hat sie verschuldet.

Ein weniger untertäniges Volk hätte einen derart pathologischen Herrscher abserviert oder zumindest kaltgestellt, aber der kollektive Minderwertigkeitskomplex der spät geeinten Deutschen traf sich in fataler Weise mit der narzißtischen Störung des Krüppels auf dem Kaiserthron. Die aufstrebende, auf dem Weltmarkt durch die ältere Konkurrenz behinderte Schwerindustrie, ehrgei-

zige Militärs, Kaubederrassisten und alldeutsche Chauvinisten fanden Willys starke Sprüche noch zu zahm. Weil aber den markigen Worten nie Taten folgten, kam Kaiser Wilhelm bald in den Ruf, ein Feigling mit schwachen Nerven zu sein.

Zudem erstickte Wilhelms Interesse am Regieren schon nach ein paar Jahren in seiner Faulheit. Er stand spät auf, legte sich bald wieder zu einem ausgedehnten Mittagschlaf nieder und war den größten Teil des Jahres auf Reisen. So ruhmbegeirig er war, wollte er doch auf sein bequemes Luxusleben nicht verzichten.

### Der preußische Franz Josef

Franz Josef war da viel preußischer. Schon um vier Uhr früh erhob er sich aus seinem eisernen Militärbett. Bereits eine halbe Stunde später frühstückte er in seinem Arbeitszimmer und arbeitete den ganzen Tag bis acht Uhr abends. Nur kurze Spaziergänge und einsame, bescheidene Mahlzeiten unterbrachen den disziplinierten Arbeitstag des höchsten Dieners des österreichisch-ungarischen Doppelstaates, dessen einziges Laster die Virginier-Zigarren waren. Sparsam, korrekt, fleißig, fromm, von untadeliger persönlicher Integrität, war der Schönbrunner Patriarch das Muster eines korrekten Staatsbeamten; aber unfähig, die in Jahrzehnten aufgestauten Probleme des Vielvölkerstaates energisch zu lösen.

Der alte Kaiser lebte geistig im vorindustriellen Zeitalter, er hatte Telephone und Schreibmaschinen, verabscheute die moderne Kunst und ehrte nur Aristokraten mit einem

erlauchten Händedruck, obwohl er „Bürgerliche“ durchaus förderte und auch ein Gegner des christlichsozialen Antisemitismus war. Der greise Herrscher verlieh dem ganzen Staat einen Zug ins Senile. Das ältere, vornehmere, aber ins Hintertreffen geratene Österreich blickte fasziniert auf die so erfolgreichen preußisch-deutschen Konkurrenzunternehmen und entwickelte seinerseits einen Minderwertigkeitskomplex.

Ein anonym gebliebener Hofwürdenträger schreibt in einem nach dem Sturz der Monarchie erschienenen Buch über Franz Josef:



„Der Kaiser selbst war in Militärangelegenheiten zwar stets von den besten Absichten beseelt, dabei aber ganz und gar nicht Soldat. Diese Feststellung erscheint befremdend, da Franz Josef bekanntlich immer nur die Uniform trug und sich fortwährend sorgsam und mit großem Aufwand an Zeit und Mühe mit militärischen Angelegenheiten befaßte, streng auf militärische Disziplin sogar bei Hofe achtete und hierin selbst in Kleinigkeiten niemandem Freiheiten einräumte.“

Wilhelm II. wurde durch seine Faulheit daran gehindert, sich um die Regierungsgeschäfte zu kümmern, Franz Josef durch seinen peniblen Fleiß. Wilhelm wurde von der Realität durch eine Kamarilla von schwulen Schmeichlern abgeschirmt, Franz Josef von einer Clique seniler Hofschranzen, die ihm nur erzählten, was er hören wollte.

Als dann ab 1906 der Thronfolger Franz Ferdinand immer größeren Einfluß nahm und seinen Vertrauensmann Conrad von Hötzendorf an die Spitze des Generalstabes brachte, versuchte er die forschenden Deutschen noch zu übertrumpfen, um nur nicht feig und schlapp zu wirken.

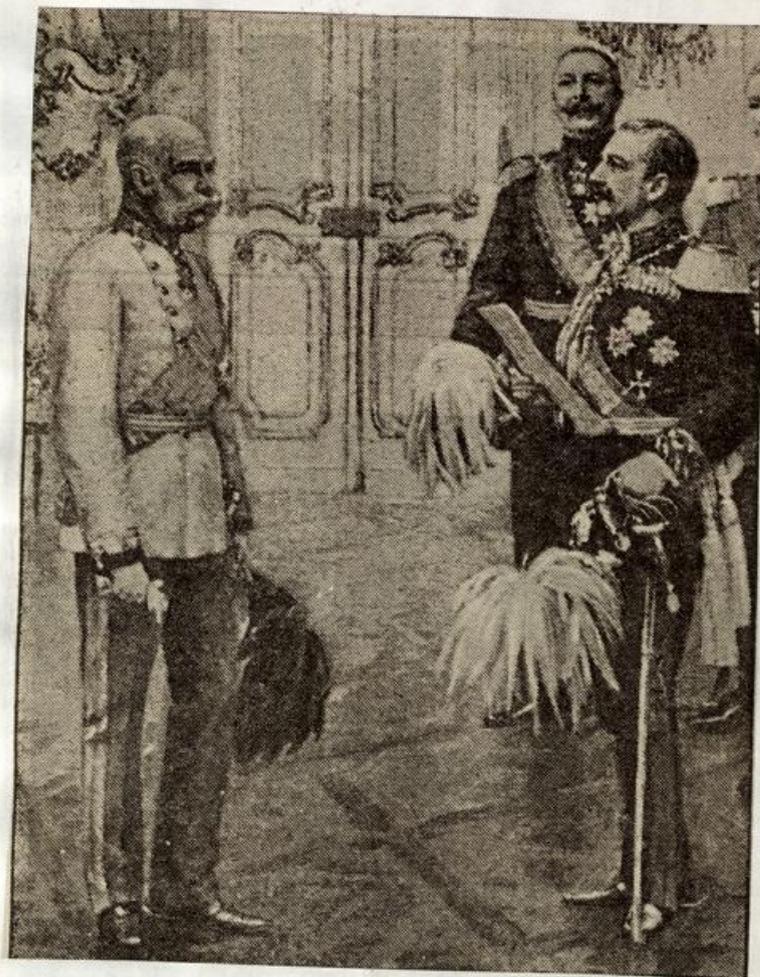
Der unglückselige Thronfolger, in dem das Ausland – wahrscheinlich zu Unrecht – das Haupt der österreichischen Kriegspartei sah, hat keine blutrünstigen Geschmacklosigkeiten dahergeplappert, wie Willy dies anläßlich des chinesischen Boxeraufstandes mit seiner berüchtigten „Hunnen-Rede“ getan hat. Aber seinem Einfluß war es doch zuzuschreiben, daß die desolote Doppelmonarchie sich so sinnlose Kraftstüekeln leistete wie die Annexion Bosnien-Herzegowinas.

Franz Josef, der 1866 den letzten Krieg erlebt hatte, konnte sich einen industrialisierten „totalen Krieg“ überhaupt nicht vorstellen und ließ die von der Kraftmeierei des Schwächlings auf dem deutschen Kaiserthron berauschten Generale von großen Taten träumen. So wurden Deutschland und Österreich schon lange vor 1914 zu kriegslüsternen Außenseitern der Völkfamilie gestempelt.

Als der russische Zar 1898 eine erste internationale Abrüstungskonferenz einberief, schrieb Wilhelm II.: „Können wir uns einen Monarchen vorstellen, einen Obersten Kriegsherrn seiner Armee, der seine durch 100jährige Geschichte geheiligten Regimenter auflöst, ihre glorreichen Fahnen an die Wände der Zeughäuser und Museen verbannt und so seine Städte den Anarchisten und Demokraten preisgibt?“ Deshalb gingen die mitteleuropäischen Monarchien unter.

Nr.:

TAG:

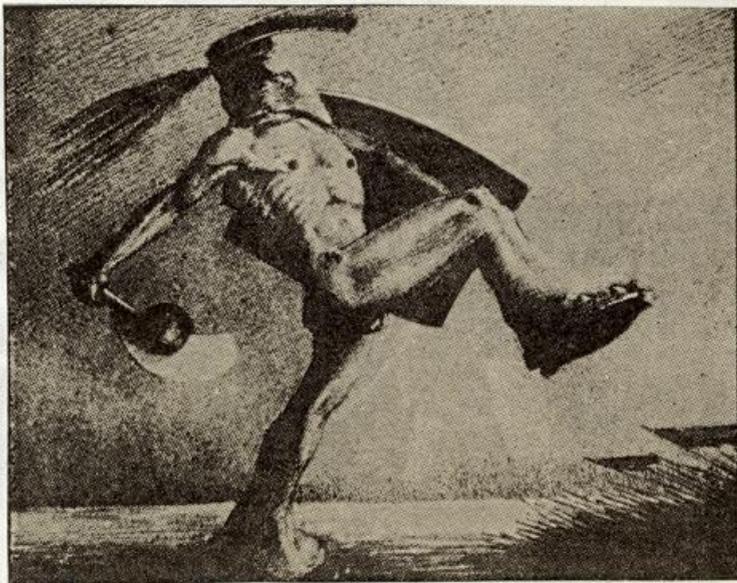


Franz Josef hielt viel darauf, als  
„deutscher Fürst“ zu gelten:  
Wilhelm II. gratuliert ihm zum  
60. Regierungsjahr (1908)

Österreich war „einkalkuliert“

## Imperialistische Träume vor 1918

Während der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts – im „Zeitalter des Imperialismus“ – hatten die großen Kolonialmächte England, Frankreich und Rußland die Welt bis auf einige Reste untereinander aufgeteilt. Deutschland, erst 1871 zu einem Nationalstaat unter preußischer Führung geeint, hatte bei diesem Raubzug gegen die Dritte Welt nur einige Brocken erhascht. Der forsche Wilhelm II., der so gern als „Wilhelm der Große“ in die Geschichte eingegangen wäre, wollte Deutschland einen gebührenden Anteil an der Weltmacht, „einen Platz an der Sonne“, verschaffen – und fand dabei begeisterten Beifall bei den Militärs, Industriellen, Chauvinisten und Rassisten seines Kaiserreichs. Offen wurden imperialistische Pläne aller Art diskutiert, die sich freilich vor allem gegen Deutschlands Verbündete, Österreich und die Türkei, richteten.



Sensible Künstler ahnten das Grauen, das heraufstieg, mitten im Frieden voraus: Alfred Kubins „Der Krieg“ (1903)

Zwischen 1871 und 1915 war Deutschlands Bevölkerung von 41 auf 68 Millionen gestiegen, das Nationaleinkommen hatte sich zwischen 1896 und 1912 verdoppelt. Zwischen 1896 und 1912 stieg die deutsche Stahlproduktion von 0,9 auf 13,6 Millionen Tonnen — das waren nicht weniger als 1335 Prozent. Deutschland wurde immer mehr von Rohstoffimporten aus Übersee abhängig und mußte neue Absatzmärkte für seine Industrieprodukte finden.

Das Instrument zur Gewinnung dieser ausländischen Märkte sah das „Volk ohne Raum“ in der mit allen Mitteln ausgebauten Flotte, die internationale Gleichberechtigung, Bündnisfähigkeit und Freundschaft vor allem mit der ältesten Industriemacht England erzwingen sollte.

### Wirtschaftsimperialismus

Gleichzeitig versuchte die deutsche Wirtschaft aber auch in Europa ihre Basis zu verbreitern. „Durch Ankauf von Gruben, durch Erwerb von Konzessionen, durch Beteiligungen, durch Unterwanderungen, durch Zerstörung des Absatzmarktes der fremden Betriebe gelang es, im Westen sowohl in das große Minettegebiet von Longwy-Briey als auch in das Erzgebiet der Normandie einzudringen und dort festen Fuß zu fassen. Aus Sachsen griff die deutsche Industrie nach Böhmen hinüber und verband das industrielle Hauptzentrum Österreich-Ungarns mit dem mitteleuropäischen. Zugleich bewirkte dieses Eindringen der deutschen Handelsbetätigung in die noch agrarökonomisch ausgerichtete Doppelmonarchie für deren Wirtschaft eine ständig deutlicher werdende kapitalmäßige Abhängigkeit von Deutschland. Österreich-Ungarn selbst war aber nur eine Brücke zu Südosteuropa... Die Betätigung der deutschen Industrie im Gefolge staatlich unterstützter Großbankenpläne beim Bau der Anatolischen und der Bagdad-Bahn brachte immer stärker werdendes Engagement der deutschen Industrie auch in der Türkei mit sich.“ So faßt der deutsche Historiker Fritz Fischer die ökonomische Seite des Wilhelminischen Imperialismus zusammen.

Schon vor der Jahrhundertwende begann Deutschland, seine gewachsene ökonomische Kraft auch in politische Macht umzusetzen — und geriet dabei sofort in Konflikt mit den etablierten Weltmächten. 1897 wurde der chinesische Hafen Kiautschou gepachtet, im Jahr darauf versuchten die Deutschen, sich auf den Philippinen festzusetzen und besetzten einige Samoa-Inseln. Im gleichen

Jahr machte Wilhelm II. eine Orientreise und erklärte sich bei einer Rede in Damaskus zum Schutzherrn über 300 Millionen Moslems. Russen und Briten mit ihren großen islamischen Kolonialgebieten horchten auf. Ebenso führte das sich intensivierende deutsche Engagement in Ost- und Südafrika zu Reibereien mit den Briten.

### Krieg nach innen und außen

Wilhelm II. hatte bei seinen kolonialen Vorstößen mit den seiner Ansicht nach unüberbrückbaren Interessengegensätzen zwischen England, Frankreich und Rußland gerechnet. Die deutsche Politik führte aber dazu, daß die einstigen Gegner sich nun verbündeten. Sehr bald dachte man an das radikalste Mittel, die deutschen Weltmachtaspirationen zu verwirklichen, den Krieg. Zur Jahreswende 1905/06, nach der gewaltsamen Niederschlagung des russischen Arbeiteraufstandes, schrieb Wilhelm an seinen Kanzler Bülow: „Erst die Sozialisten abschließen, köpfen und unschädlich machen, wenn nötig per Blutbad, und dann Krieg nach außen.“ Gewonnen werden sollte dieser Krieg gegen England und Rußland, daran erinnerte Wilhelm in diesem Neujahrsbrief erneut, durch die Revolutionierung der islamischen Welt.

Die einander nach Ansicht Wilhelms in Asien unversöhnlich gegenüberstehenden Weltmächte einigten sich daraufhin 1907 und grenzten ihre Interessensphären in Persien, Afghanistan und Tibet ab.

Als in dieser Zeit vor dem Ersten Weltkrieg ein Jahr nach dem anderen verging, ohne daß das Deutsche Reich seinen Weltmachtzielen nähergekommen wäre, steigerte sich die deutsche Öffentlichkeit, animiert durch eine rabiat-imperialistische Regierungspropaganda, immer mehr in Großmachtphantasien hinein. In unzähligen Artikeln, Broschüren und Büchern wurden die Ideen des Kaisers verbreitet und ausgesponnen. Die meisten dieser Pamphlete erschienen anonym, aber Generale, Industrielle, Hochschullehrer und Politiker von Rang, die meisten im kleinen, aber mächtigen „Alldeutschen Verband“ vereint, bekannten sich offen zu derartigen Plänen. Rechtsanwalt Heinrich Claß, der Führer des Alldeutschen Verbandes, veröffentlichte 1912 unter dem Pseudonym Daniel Frymann ein Buch mit dem Titel „Wenn ich der Kaiser wär“, in dem der Plan, Deutschlands Nachbarvölker zu versklaven, mit einem antisozialistischen Staatsstreich im Inneren kombiniert war. Die Hetz-

schrift erreichte bis 1914 fünf Auflagen und fand breiten Widerhall.

### Aggressive Außenpolitik

Ausgangspunkt der Erwägungen des Alldeutschen-Häuptlings war die allgemeine Unzufriedenheit der Deutschen mit dem inneren Zustand, aber vor allem mit der Erfolglosigkeit der Außenpolitik des Reiches, die keine Absatzgebiete und kein dringend erforderliches Siedlungsland gebracht haben. Anders als bisher sei es nötig, „daß wir tätige äußere Politik treiben, sagen wir ruhig, aggressive“. Claß sprach sich gegen die verschiedentlich geforderte Absiedlung eines Teils der Polen aus und sah vor allem im Südosten, in Österreich und auf dem Balkan Ausdehnungsmöglichkeiten.

### Drohung gegen Habsburg

Es ist überhaupt ein gemeinsamer Zug aller deutschen imperialistischen Träume dieser Jahre, daß das verbündete Österreich immer das erste Opfer sein sollte. Vor allem, wenn der Thronfolger Franz Ferdinand eines Tages den Slawen Konzessionen machen sollte, müsse Deutschland „Waffenhilfe leisten“, und „unser Bevölkerungsüberschuß aus dem Reiche könnte nach Südosten geleitet werden, um dem dortigen Deutschtum neues Blut zuzuführen“. Sollte sich Österreich-Ungarn dieser brüderlichen Umarmung entziehen

Vor dem Kriegausbruch  
kritisierte der „Wahre Jacob“  
(SPD) die Ambitionen des  
preußischen Militarismus (1913)

wollen, „so soll man doch wissen lassen, daß wir zum Äußersten entschlossen sind, wenn Habsburg deutschfeindlich würde. Man kann ruhig das Schlagwort aussprechen: Der Habsburger-Staat wird deutschfreundlich sein, oder er wird nicht sein.“

Einem Krieg mit den Westmächten sah Claß gelassen entgegen, „weil wir wissen, daß Kampf und Prüfung not tun“. „So betrachtet, hat die kriegerische Auseinandersetzung zwischen England und dem Deutschen Reiche keinen Schrecken. Es wird uns hart werden, aber wir werden uns durchbeißen“, dachte der optimistische Rechtsanwalt. Von Frankreich müsse das siegreiche Deutschland verlangen, „daß uns so viel des französischen Bodens abgetreten wird, wie wir zum Zwecke endgültiger Sicherung brauchen...“ Die Bevölkerung will Claß „evakuieren“. Mit kleineren Nachbarn wollte er rigoroser verfahren: „Also wirklich, wer Holland und Belgien kennt, wird sich nicht um sie reißen — wenn wir beide Länder trotzdem in der oder jener Form unserem Staatswesen angliedern müssen, so geschieht es nicht wegen ihrer Bewohner, sondern trotz ihnen unter dem Zwange der Notwendigkeit.“

Rußland wollte er hingegen milde behandeln: Ein Krieg mit ihm „hat für das Deutsche Reich nichts Verlockendes, aber auch nichts Fürchterliches“, wo die Russen doch so unordentlich sind. Freilich, nach dem Sieg wollte er „Gebietsabtretungen verlangen, die uns eine bessere Grenze und gleichzeitig Siedelungsland gewähren, wobei die Evakuierung sich nicht umgehen lassen wird“.

Noch radikaler als die Alldeutschen war eine unter dem Pseudonym Futurus ohne Jahreszahl erschienene, aber anscheinend aus allerhöchsten Kreisen stammende



Broschüre in Form einer Utopie, in der die Einverleibung Österreichs phantasiert wurde. Nach Franz Josefs Tod erklärt sich Ungarn für selbstständig, und der große Slawenaufstand bricht los, worauf das Deutsche Reich drei Armeekorps mobilisiert, „die mit Unterstützung der deutschen Bevölkerung schnell in allen Teilen des Landes die Ordnung herstellen“. In Österreichs slawische Landesteile wandern überschüssige Arbeitskräfte aus Deutschland ein, die boykottierten Slawen wandern massenhaft aus. „Die deutsche Regierung aber germanisierte mit Festigkeit in den Okkupationsländern. Als die deutschen Truppen nach Wiederherstellung der Ordnung abziehen und das Land den Habsburgern wieder übergeben wollen, gibt es heftige Protestkundgebungen der „deutsch-österreichischen Bevölkerung“, bis nach einer Volksabstimmung, „welche sich mit einer erheblichen Majorität für die Beibehaltung der deutschen Herrschaft entschied“. Österreich als Reichsland unter einem Hohenzollernprinzen Deutschland einverleibt wird. Die Russen nehmen sich zum Trost Galizien, die anderen Großmächte finden sich ab. Die Utopie wird dann noch bis zur endgültigen deutschen Weltherrschaft fortgesetzt. So etwas konnte damals ungehindert erscheinen.

Sozusagen die offizielle Version der kaiserlichen Expansionspläne ist in einer anderen, in München erscheinenden und 1914 bereits in 7. Auflage vorliegenden Broschüre

eines Dr. K. von Winterstetten enthalten: „Berlin — Bagdad. Neue Ziele mitteleuropäischer Politik.“ Ausgangspunkt der Überlegungen ist Willys Lieblingsidee, eine deutsche Siedlungskolonie im Irak, zugänglich gemacht durch die Bagdad-Bahn und abgesichert durch ein Protektorat über die Türkei und eng angeschlossen an einen mitteleuropäischen Staatenbund, der sich ähnlich um Deutschland gruppieren sollte wie die deutschen Bundesstaaten um Preußen. Die Grundvoraussetzung dieses Plans war aber natürlich eine ungehinderte Landverbindung nach Konstantinopel und damit die Versklavung Serbiens, das den deutschen Vasallenstaat Österreich-Ungarn vom verbündeten Bulgarien trennte. Nicht sosehr die nationalrevolutionären Umtriebe der Serben gegen die Habsburger als die deutschen Mitteleuropa-Mittelasiens-Pläne machten ein „Vorgehen“ der Mittelmächte gegen den renitenten Kleinstaat erforderlich.

Zu den türkischen Plänen zitiert Winterstetten beifällig einen Gesinnungsgenossen: „Das ist kein deutscher Imperialismus; denn hier kann und will Deutschland keine politische Herrschaft erstreben, sondern nur Hand in Hand gehen mit seinen alten Bundesgenossen und mit einer nach Möglichkeit gestärkten Türkei. Man könnte es höchstens einen mitteleuropäischen Staatenbund-Imperialismus nennen, für den uns, die wir das Reich nicht als Einheitsstaat, sondern als Bundesstaat haben entstehen und sich entwickeln sehen,

das Verständnis nicht fehlt, das aber als politisches Hochziel den Köpfen der Masse nicht so leicht und lokkend eingehen wird wie der einheitlichere imperialistische Gedanke in anderen Ländern.“

Rabiat alldeutsch oder demokratisch-föderalistisch verpackt, enthielten alle diese Publikationen des Kaisers Lieblingsideen:

- „Mitteleuropa“, einen kontinental-europäischen Wirtschaftsblock unter deutscher Führung,
- ergänzt durch ein deutsches Protektorat über die islamische Welt und
- eine große zentralafrikanische Kolonie.

Durchzusetzen waren diese Pläne nur durch die Niederwerfung Frankreichs und die Schwächung Rußlands und Englands im Verlauf eines Weltkriegs. Wie Fritz Fischer nachgewiesen hat, erschienen diese Pamphlete nicht zufällig, sondern waren Teil einer von der deutschen Reichsführung systematisch begonnenen Kampagne zur publizistischen und psychologischen Vorbereitung des Krieges.

Als im Winter 1912/13 Österreich-Ungarn gegen eine mögliche Vergrößerung Serbiens zur Adria hin mobilisierte, warnte der deutsche Generalstabschef Moltke seinen zum Präventivkrieg drängenden österreichischen Kollegen Conrad: Er sei „nach wie vor der Ansicht, daß ein europäischer Krieg über kurz oder lang kommen muß, in dem es sich letzten Endes handeln wird um einen Kampf zwischen Germanentum und Slawentum. Sich darauf vorzubereiten, ist die Pflicht aller Staaten, die Bannerträger germanischer Geisteskultur sind. Der Angriff muß aber von den Slawen ausgehen...“

Schon am 8. Dezember 1912 hatte der Kaiser Anweisungen zur „propagandistischen Mobilisierung“ des Volkes für den „Endkampf der Germanen gegen Russo-Gallien“ gegeben.

Und zwar bereitete man sich nicht auf einen traditionellen Kabinettskrieg mit begrenztem Einsatz und begrenzten Zielen vor, sondern auf einen „totalen“ Krieg, der nur mit der völligen Vernichtung des Gegners enden konnte. Bereits vor Ausbruch des Krieges bereitete der deutsche Generalstab die Revolutionierung Rußlands und des britischen Imperiums vor.

Die deutsche Führung schlitterte nicht in einen ungewollten Weltkrieg, sondern sie bereitete ihn mit Rücksicht auf die pazifistische „Verseuchung“ der Sozialdemokratie so vor, daß es aussehen sollte, als ob die anderen angefangen hätten. Diese Propagandalüge wirkt bis heute nach.



Berlin legte die Marschroute fest

# Manipulierter Kriegsbeginn

In der Periode unmittelbar vor dem Kriegsausbruch war der deutsche Imperialismus zusehends in eine Krise geraten, weil die anderen Großmächte auf die deutschen Kraftsprüche reagierten und die deutsche Macht daher relativ gesehen ständig schwächer wurde.

Schon 1912 forderte Ludendorff eine Vermehrung des 622.000 Mann starken deutschen Heeres um 50 Prozent. Im Frühjahr 1913 beschloß der Reichstag mit den Stimmen der Sozialdemokraten eine Vergrößerung des Heeres um 132.000 Mann, von denen die ersten 72.000 am 1. Oktober 1913 eingezogen wurden.

Noch während der Reichstagsberatungen verkündete daraufhin Frankreich die Einführung der dreijährigen Dienstzeit und bekam damit bis 1914 zusätzlich 160.000 Soldaten. Die russische Armee, schon damals mit 1,5 Millionen Mann doppelt so stark wie die deutsche, sollte erst 1916 ihre Höchststärke von mehr als 2 Millionen erreichen.

## Krise des deutschen Imperialismus

Aber nicht nur militärisch, sondern politisch verlor Deutschland an Boden: Im Herbst 1913 mußte es seine in Jahrzehnten aufgebaute Stellung in Rumänien, Griechenland, Serbien und der Türkei weitgehend an Frankreich abtreten, weil es die Kreditwünsche der Balkanstaaten aus Kapitalmangel nicht befriedigen konnte. England bekam den Auftrag zur Modernisierung der türkischen Flotte, und schon begann auch Österreich-Ungarn sich auf westlichen Geldmärkten umzusehen.

Bei der letzten Besprechung Moltkes und Conrads vor Ausbruch des Krieges am 12. Mai 1914 sagte der deutsche Generalstabschef noch einmal deutlich, „daß ein weiteres Zuwarten eine Verminderung unserer Chancen bedeutet“. Wie Conrad von Hötzendorff in seinen Memoiren versichert, war er mit dem deut-

schen Botschafter in Wien einig, daß nur Franz Ferdinand und der feige Wilhelm ein ernsthaftes Hindernis für ein frühzeitiges Losschlagen waren und sich beide „nur gezwungen und einem Fait accompli gegenüber sich zum Kriege entschließen würden, es müßte eine Situation sein, in der man nicht anders kann als losgehen“. Conrad fügt ungeniert hinzu: „Ich meinte, daß am Balkan stets Verwicklungen drohen, die eine solche Lage schaffen könnten.“

## Ein willkommener Vorwand

Der Mord von Sarajevo kam wie auf Bestellung. Conrad, der im Einvernehmen mit Hof- und Militärpolizei, Ungarn und Klerikalen schon immer für eine gewaltsame Lösung des Südslawenproblems gewesen war, wollte sofort nach dem Attentat losschlagen. Der mächtigste Gegner dieser Politik war ja dem Attentat zum Opfer gefallen.

Kaiser Franz Josef, der sich nie mit der morganatischen Ehe Franz Ferdinands mit der „böhmischen“ Gräfin Hohenberg hatte abfinden können, war erleichtert: „Gott hat schließlich doch alles auf den rechten Weg gelenkt. Jetzt kann ich in Frieden sterben.“ Zwar hatte sich der alte Kaiser stets gegen einen Krieg gewandt, aber jetzt war die habsburgische Dynastie direkt betroffen. „Für jeden, der wußte, daß Franz Josef sein Haus für das Höchste auf Erden hielt, ist es verständlich, daß das Geschehnis vom 28. Juni 1914 den greisen Herrscher förmlich zwang, die Kräfte, welche die Mörderhand gegen Mitglieder seines Hauses bewaffnet hatten, sofort rücksichtslos niederzuschlagen, obwohl er in seinem tiefsten Inneren im Verschwinden Franz Ferdinands und Sophie Hohenbergs eine günstige Fügung für die dynastischen Erbfolgeverhältnisse in der Monarchie erblickte“, berichtet der anonyme Chronist.

Glaubt man den offiziellen Dokumenten, so wurden die Mittelmächte widerstrebend zum Kampf gezwungen. Aus den internen Dokumenten aber läßt sich die wahre Geschichte des Kriegsausbruchs rekonstruieren. Als der deutsche Historiker Fritz Fischer dies 1961 zum ersten Mal wagte, erhob sich ein Proteststurm der konservativen Historiker. Freilich, widerlegen haben sie Fritz Fischers Thesen nicht können.

Er und die österreichische Regierung dachten natürlich nur an eine begrenzte Aktion gegen Serbien, nicht an einen Weltkrieg. Doch der deutsche Generalstab drängte zum sofortigen Losschlagen ohne Rücksicht auf die Konsequenzen, „jetzt, wo Rußland noch nicht fertig“ ist. Auch Kaiser Wilhelm, dessen schwache Nerven die Generale fürchteten, entschloß sich innerhalb von drei oder vier Tagen zum Losschlagen. Als der deutsche Botschafter in Wien, Tschirschky, einen zurückhaltenden Bericht nach Berlin schickte, schrieb der Kaiser an den Rand: „Das ist sehr dumm! Geht ihn gar nichts an, da es lediglich Österreichs Sache ist, was es hierauf zu tun gedenkt. Nachher heißt es dann, wenn es schiefliegt, Deutschland hat nicht gewollt!“

## Eine Blankovollmacht

Der österreichisch-ungarische Botschafter in Berlin, Szögyenyi, konnte nach einer Audienz beim Kaiser eine „Blankovollmacht“ nach Wien übermitteln, Wilhelm II. würde es bedauern, wenn wir den jetzigen, für uns so günstigen Moment, unbe-nützt ließen.

Nachdem alles geregelt war, trat der deutsche Kaiser, „um die Welt nicht zu beunruhigen“, auf Anraten seines Kanzlers, eine Nordlandreise an. Am Abend des 6. Juli traf Wilhelm den befreundeten Schwerindustriellen Krupp und betonte, „diesmal würde man sehen, daß er nicht umfalle“. Schließlich hatten die Alldeutschen schon gedroht, ihn beim nächsten Umfaller durch den Kronprinzen zu ersetzen.

Auf Grund der Nachrichten aus Berlin erwog der gemeinsame Österreichisch-Ungarische Ministerrat in seiner Sitzung am 7. Juli bereits „den wahrscheinlichen Verlauf eines europäischen Krieges“.

Inzwischen arbeitete das deutsche Außenamt für eine Lokalisierung des kommenden Konflikts. Der Londoner Botschafter bekam den Auftrag, in diesem Sinne „tunlichst auf die dortige Presse einzuwirken“, aber „sorgfältig alles zu vermeiden, was den Anschein erwecken könnte, als hetzen wir die Österreicher zum Kriege“. „Eine schier unmögliche Aufgabe, denn genau das machte den Kern der deutschen Politik gegenüber Österreich im Juli 1914 aus“, schreibt Fritz Fischer.

### Ein unannehmbares Ultimatum

Inzwischen einigten sich die beiden Regierungen darauf, den Übergabetermin des Ultimatums vom 25. auf den 23. Juli vorzulegen, damit nach der Abreise der französischen Politiker Poincaré und Viviani aus St. Petersburg per Schiff nicht sofortige Gegenbeschlüsse gefaßt werden konnten. Am Abend des 22. Juli bekam Berlin den Text des Ultimatums. Es war so formuliert, „daß ein Staat, der noch etwas selbstbewußt sei und Würde habe, es doch eigentlich unmöglich annehmen könne“, meinte Graf Hoyos, und Berlin stimmte bei.

Das Berliner Außenamt informierte seine Diplomaten am 18. Juli in den Entente-Hauptstädten über die einschlagende Marschroute: „Im Interesse der Lokalisierung des Krieges wird die Reichsleitung sofort nach der Übergabe der österreichischen Note in Belgrad eine diplomatische Aktion bei den Großmächten einleiten. Sie wird mit dem Hinweis darauf, daß der Kaiser auf der Nordlandreise und der Chef des Generalstabs sowie der preußische Kriegsminister auf Urlaub seien, behaupten, durch die Aktion Österreichs genauso überrascht worden zu sein wie die anderen Mächte.“

Die wahren Absichten Berlins standen freilich im diametralen Gegensatz zu dieser für die deutsche und internationale Öffentlichkeit bestimmten Version. Fritz Fischer schreibt: „... das österreichische Ultimatum hatte im deutschen Kalkül die Funktion, den lokalen Krieg zwischen Österreich-Ungarn und Serbien sicher herbeizuführen, um Rußland zu provozieren. Würde der Zar zurückweichen, ergab sich zumindest ein großer diplomatischer Erfolg für Deutschland. Die deutsche Reichsleitung rechnete aber damit, daß Rußland die Provokation annehmen würde. Sie war überzeugt, daß Rußland für Serbien eintreten mußte, wenn es nicht als Großmacht abdanken und die Existenz des Monarchen sowie der Regierung aufs Spiel setzen wollte. Damit aber wäre der Bündnisfall für Deutschland gegeben und der kontinentale Krieg sicher gewesen.“

### Gefährliche Vermittlungsversuche

Nach der Übergabe des Ultimatums teilte Wien seinem Verbündeten auf eine Anfrage aus Berlin mit, daß die Kriegserklärung erst „nach vollendeter Mobilmachung, unmittelbar vor dem Beginn der militärischen Operationen“ erfolgen sollte. Da man in Berlin wußte, daß die Österreicher nicht weniger als 16 Tage für ihre Mobilmachung brauchten, hätte der Krieg an Serbien erst am 10. August erklärt werden können — eine Katastrophe für das deutsche Kalkül, denn das hätte den Vermittlungsaktionen der Großmächte Zeit genug gelassen, um den Krieg gegen Serbien überflüssig zu machen.

Berlin drängte daher darauf, die Österreicher sollten „sofort vorgehen, um die Welt vor ein *Fait accompli* zu stellen“.

Als die österreichisch-ungarische Note am 24. Juli allgemein bekannt wurde und außer in Deutschland und Österreich Bestürzung auslöste, wurde sogleich der Verdacht laut, die Deutschen steckten dahinter. Sofort kabelte das deutsche Außenamt an seine Botschafter in Paris, London und Petersburg, daß Deutschland „keinen Einfluß auf Inhalt der Note“ ausgeübt habe.

Schon am 24. Juli hatte der britische Außenminister Grey dem deutschen Botschafter Fürst Lichnowsky einen Vermittlungsvorschlag übermittelt. Er schlug eine Verlängerung der Frist für das Ultimatum vor und regte an, daß die nicht unmittelbar beteiligten Staaten England, Deutschland, Frankreich und Italien zwischen Österreich und Rußland vermitteln sollten. Diesen Vorschlag gab Berlin so spät nach Wien weiter, daß er erst nach Ablauf des Ultimatums eintreffen konnte.

Am 25. Juli schlug Grey Berlin vor, sich in Wien dafür zu verwenden, daß Österreich sich mit der serbischen Antwort zufriedengebe. Doch am gleichen Tag um 6 Uhr abend verließ der österreichische Botschafter Giesl Belgrad, obwohl die Serben die meisten Forderungen angenommen hatten. Franz Josef unterzeichnete sofort den Mobilmachungsbefehl für acht Armeekorps. Petersburg hatte sich nicht provozieren lassen und erklärte nur, es „könne nicht uninteressiert bleiben“, wenn Österreich serbisches Gebiet annektieren würde.

Berlin drängte auf sofortige Kriegserklärung, die schließlich für den 28. Juli festgesetzt wurde, und lehnte jede mäßigende Einwirkung auf Wien, die von den Ententemächten gefordert wurde, kategorisch ab.

### Wilhelm fällt um

Am 27. Juli kam Wilhelm II. von seiner Nordlandreise zurück, aber erst am Tag darauf wurde ihm die entgegenkommende serbische Antwort-

note gezeigt. Sein erster Kommentar war: „Aber damit fällt jeder Kriegsgrund weg.“ Nach Wilhelms Ansicht sollte Österreich lediglich Belgrad besetzen. Das war der gefürchtete Moment, in dem der nervenschwache Kaiser im letzten Moment vor dem Krieg zurückschreckte. Man entschloß sich, den Monarchen einfach zu überspielen, und gab seinen Vorschlag erst nach der Kriegserklärung und obendrein unvollständig nach Wien weiter.

Am 28. Juli um 11 Uhr erklärte Österreich-Ungarn Serbien den Krieg. Endlich war die „Gefahr“ einer friedlichen Lösung vorbei.

Nun versuchte Berlin, die kompromißbereiten Russen zur Kriegserklärung an Österreich zu provozieren, denn nur dann konnte Deutschland eingreifen, während man sich in London weiterhin friedlich gab, um England zu neutralisieren.

### Der „Überfall“

Am Abend des 30. Juli verkündete Rußland die Gesamtmobilmachung. Berlin hatte den Nervenkrieg gewonnen und konnte dem deutschen Volk vormachen, Opfer eines Überfalls zu sein. Aber noch konnte Deutschland den Krieg nicht beginnen. Es forderte daher in einem am 31. Juli abgeschickten und auf zwölf Stunden befristeten Ultimatum an Petersburg die Zurücknahme der Mobilisierung auch gegen Österreich, das am gleichen Tag die eigene Generalmobilmachung verkündet hatte. Erst am 1. August erfolgte gleichzeitig mit der deutschen Mobilmachung die Kriegserklärung an Rußland.

Gleichzeitig mit dem Ultimatum an Rußland wurde Frankreich in einem Ultimatum aufgefordert, neutral zu bleiben. Aber auch die Franzosen ließen sich nicht provozieren. Fritz Fischer: „Daher mußte die deutsche Reichsleitung erst französische Grenzverletzungen und Bombenwürfe erfinden, um am 3. August einen Anlaß zur Kriegserklärung zu finden.“ Der Bruch der belgischen Neutralität durch den deutschen Einmarsch am 4. August machte es der englischen Regierung möglich, Parlament und Volk für den Krieg zu gewinnen. Erst am 6. August erklärte Österreich-Ungarn auf deutsches Drängen Rußland und den Westmächten den Krieg.

Fritz Fischer schreibt: „Die deutschen Politiker vertraten in der Öffentlichkeit während des Krieges, sowie auch die deutsche Geschichtsschreibung nach dem Kriege, die These, daß der Krieg Deutschland aufgezwungen worden sei. Damit übernahmen die Zeitgenossen und fast alle späteren Betrachter ungeprüft die von der deutschen Reichs-

30 JUNI 27-7-1914

Nr.:

TAG:

leitung systematisch inszenierte Überfallstheorie." In Wirklichkeit benützte Berlin den Mord von Sarajevo als willkommenen Anlaß, um Österreich-Ungarn sicher in den längst geplanten europäischen Krieg hineinzuziehen.

**Das Attentat von Sarajevo war ein fast willkommener Anlaß für die Kriegstreiber (links). Begeistert in den „aufgezwungenen“ Krieg (unten)**



Auch Renner war begeistert

# Mitteeuropäer oder Europäer?

Das Kernstück der Weltherrschaftsideen Kaiser Wilhelms, der Mitteleuropaplan, geistert seit nunmehr acht Jahrzehnten in der europäischen Politik herum. In Friaul gibt es eine mitteleuropäische Bewegung, und auch neudeutsche Neutralisten träumen gelegentlich von einer Staatengruppierung zwischen Ost und West (wie ehemals im Bündnis mit der geeinten islamischen Welt.

## 1915

veröffentlichte der linksliberale deutsche Reichstagsab-

geordnete Friedrich Naumann — bis heute Polit-Guru der FDP — sein Buch „Mitteleuropa“, in dem er dem grobschlächtigen Herrschaftstraum seines Kaisers in sanfte, demokratische Formen kleidete, daß sich sogar der rechte Flügel der deutschen und österreichischen Sozialdemokratie dafür begeistern konnte. Insbesondere Karl Renner, als Genossenschaftsmanager mit großwirtschaftlichem Denken vertraut, trat in der AZ und im „Kampf“ für diesen europäischen Einigungsplan unter deutscher Führung ein.

„Das, wovon ich reden will“, schreibt Naumann, „ist das Zusammenwachsen derjenigen Staaten, die weder zum englisch-französischen Westbund gehören noch zum russischen Reich, vor allem ist es aber ein Zusammenschluß des Deutschen Reiches mit der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie, denn alle weiteren Pläne über mitteleuropäische Völkerverbindungen hängen davon ab, ob es gelingt, zuerst die beiden Zentralstaaten zusammenzufassen.“

### Germanen oder Slawen?

Naumann ist nicht so taktlos offen, wie sein Kaiser: „Die Reichsdeutschen haben sich in ihren Äußerungen über den Krieg nicht immer gegenwärtig gehalten, wie die Hervorhebung rein deutscher Ziele auf die slawischen und madjarischen Mitkämpfer wirken muß. Wenn beispielsweise vom Entscheidungskampf zwischen Germanen und Sla-

wen geredet wurde“ — geredet hat davon natürlich der deutsche Kaiser —, „so war das ein Mißgriff, eine sehr begreifliche, aber doch auch sehr bedenkliche Abweichung vom Bündnisgedanken. Solche Worte klingen in tschechischen, polnischen und slowenischen Ohren natürlich sehr anders als in den unseren... Entweder es ist ein deutscher Krieg, dann dürfen wir uns nicht beschweren, wenn er in Prag und Agram als solcher aufgefaßt wird, oder es ist ein mitteleuropäischer Krieg, dann sollen und müssen wir von ihm mitteleuropäisch reden und dementsprechend handeln.“ Goebbels hat so was später „Sprachregelung“ genannt.

### Zwei ungleiche Partner

Naumann weiß, daß zwischen Deutschland und Österreich Unterschiede existieren: „Österreich-Ungarn ist eine alte Kindheit mit Zerbröckelungsneigungen, das Deutsche Reich ist eine neue Einheit mit noch zunehmender Zentralisation... Österreich-Ungarn ist älter, war längst an Land und Ehren reich, als noch Preußen um Anerkennung seiner Königswürde nachsuchen mußte... Das Deutsche Reich dagegen ist die letzte europäische Großstaatsgründung, ein Eindringling in die hochgekrönte Gesellschaft, weniger ererbt als erstritten, ein Kind des 19. Jahrhunderts. Es ist, als ob man das 18. und das 19. Jahrhundert zusammengießen wollte, wenn man Österreich und Preußen zu einem historischen Metall verarbeiten will.“

Naumann setzt fort: „Das Deutsche Reich ist nördlicher, kälter, eiförmiger, technischer. Österreich-Ungarn ist südlicher, bunter, natur-

wüchsiger, romantischer... Deutschland ist viel kapitalistischer, und darum auch sozialistischer als Österreich-Ungarn...“ ... „Der Rhythmus des Lebens ist verschieden. Es wird bei uns mit mehr Rotation gearbeitet. Wir sind geldwirtschaftlicher, pünktlicher, geschäftlicher, dabei ärmer an schlichterer Behaglichkeit und einfacher in der Kunst des Lebens. Das geht so weit, daß jeder Teil den anderen im stillen etwas mit Mitleid und Nachsicht betrachtet, weil er gerade das nicht hat, was als die eigentliche Kultur anzusehen sei.“

Beträchtliche Gefühlswiderstände und praktische Interessensgegensätze also, „wahrhaftig keine Liebe auf den ersten Blick“. Aber, auch wenn der Demokrat Naumann nichts über die Niederhaltung der Slawen sagt, so ist klar, was er meint: „Der Bund mit Deutschland ist, von Österreich-Ungarn aus betrachtet, weniger eine Gemütspflicht als eine zwingende Notwendigkeit der eigenen Selbsterhaltung.“

Nach einer langen Abhandlung über die Nationalitätenfrage, kommt Naumann mit vielen lobenden Worten auf die österreichische Sozialdemokratie: „Die Anfänge der österreichischen Sozialdemokratie sind reichsdeutschen Ursprungs, und es gab eine Zeit, in der es beinahe richtig war, wenn ein bekanntes deutsches Parteimitglied zu mir sagte: In Österreich sind wir Sozialdemokraten die erfolgreichste germanisierende Macht... Jetzt besteht die Partei aus nationalen Klubs mit sehr lockerem gemeinsamen Oberbau, und auch die Gewerkschaften sind in nationaler Sonderung begriffen... Das Nationale war stärker als das

Proletarische.“

Das zentralisierende Werk der „k. k. Sozialdemokratie“, hat, so Naumann, nicht ausgereicht, im — von Karl Renner verfaßten — Brünnener Nationalitätenprogramm ist nicht einmal mehr eine gemeinsame Staatssprache, sondern nur noch eine Vermittlungssprache vorgesehen, aber dennoch wurde durch die „Betonung des sozialen gesetzgeberischen Gemeinschaftsgeistes“ durch die österreichische Sozialdemokratie „für alle mitteleuropäischen Pläne eine wirksame und erfreuliche Vorarbeit“ geleistet. Denn: „Mitteleuropa wird im Kern deutsch sein, wird von selbst die deutsche Welt- und Vermittlungssprache gebrauchen, muß aber vom ersten Tag an Nachgiebigkeit und Biagsamkeit gegenüber allen mitteiligten Nachbarsprachen zeigen, weil nur so die große Harmonie emporwachsen kann.“

### Eine Wirtschaftsgemeinschaft

Wie stellte Naumann sich die Verwirklichung dieses „Mitteleuropas“ vor? Die Grundlage sollte zuerst eine Zoll- und Wirtschaftsgemeinschaft sein, die er trotz vieler Schwierigkeiten für realisierbar hielt. Diese Wirtschaftsgemeinschaft sollte später durch eine politische Gemeinschaft ergänzt werden. Nach und nach sollten mitteleuropäische Kommissionen oder Oberverwaltungen durch Staatsverträge geschaffen werden, bis sie „zusammen so etwas wie eine mitteleuropäische Zentralverwaltung“ bilden. Vernünftigerweise sollten diese Kommissionen an einem gemeinsamen Ort angesiedelt werden: „Um anzudeuten, wie ich mir

die Verteilung denke, so würde ich als mitteleuropäische Zentralstelle für alle nicht östlich gebundenen Vertragstätigkeiten Prag vorschlagen, dabei aber die Seehandelszentrale nach Hamburg, die Börsenzentrale nach Berlin und die Rechtszentrale nach Wien legen." Unterrichts- und überhaupt alle inneren Angelegenheiten wollte Naumann getrennt lassen. Irgendwann würde auch ein mitteleuropäisches Parlament entstehen. Selbstverständlich gäbe es auch ein gemeinsames Kommando fürs Militär.

Was aber, so könnte man an dieser Stelle eine berechtigte Gegenfrage stellen, war an Naumanns Plan imperialistisch? Entstand nicht fast genauso, wie Naumann sich die Integration Mitteleuropas vorgestellt hat, ein halbes Jahrhundert später die Europäische Gemeinschaft?

Nur, die EWG entstand durch die Übereinkunft gleichstarker und gleichberechtigter Partner. Naumanns Mitteleuropa wäre von der preußisch-deutschen Militär- und Wirtschaftsmacht dominiert worden. Frankreich und Italien wären nur als Besiegte und Unterworfenen in den Bund aufgenommen worden. Naumanns Mitteleuropaplan hätte im Fall eines Sieges der Mittelmächte eine kontinental-europäische Einigung bringen können, aber eine, bei der die kleinen Völker Europas vom übermächtigen Deutschland dominiert und allmählich assimiliert worden wären.

Naumanns Buch fand nach seinem Erscheinen breiten Widerhall, aber auch vehemente Kritik.

### Renner gegen Hilferding

In der Nummer 11/12 1915 des theoretischen Organs der österreichischen Sozialdemokratie „Der Kampf“ schrieb Rudolf Hilferding eine lange ablehnende Besprechung. Titel: „Europäer, nicht Mitteleuropäer!“ Der spätere preußische Finanzminister Hilferding legt sofort den Finger auf den schwachen Punkt des kaiserlich-liberalen Plans: „Es ist eine Verewigung der augenblicklichen politisch-militärischen Situation... Dem obersten militärischen Zweck ordnet Naumann alle anderen unter. Um die Wehrgemeinschaft zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn und dem übrigen, was gegebenenfalls noch drankommt, zu einer dauernden zu machen, sollen beide Staaten zu einer Wirtschaftsgemeinschaft werden. Der Schützengrabengemeinschaft entspricht wirtschaftlich die Schutzzollgemeinschaft... Die Idee ‚Mitteleuropa‘ ist ein Angstprodukt.“

Hilferding setzt fort: „Wenn man also nicht wie Naumann ‚mitteleuropäisch‘ denkt, sondern vernünftig, so erkennt man, daß es für die künftige politische und wirtschaftliche Entwicklung der europäischen Menschheit kaum eine größere Gefahr ge-

ben kann als diese Wahndee eines mitteleuropäischen Schutzbündnisses. Die wirtschaftlichen Vorteile werden – und das gibt Naumann selbst halb und halb zu – weit überboten durch wirtschaftliche Nachteile. Nicht aus wirtschaftlichen, sondern aus machtpolitischen Interessen – um der deutschen Machtpolitik die militärische Kraft der mitteleuropäischen Bevölkerung dauernd zur Verfügung zu stellen – ist der Gedanke geboren.“

Nachdem der austromarxistische Nationalökonom Hilferding ausführlich die wirtschaftlichen Nachteile des Plans erörtert hat, sagt er noch einmal dezidiert: „Mitteleuropa, wie es Naumann und andere sich vorstellen, ist nichts anderes als die Schaffung eines Gebildes, in dem alle Nationen die politischen und wirtschaftlichen Hintersassen der Deutschen würden, das deutsche Volk selbst aber das Instrument einer Politik, deren Inhalt die herrschenden Klassen Deutschlands bestimmen würden... Was Naumann will, das ist die Verewigung des Schützengrabens. Wir aber wollen die Schützengräben auf ewig zuschütten. Wir wollen keine Trennung, sondern die Vereinigung der Völker. Wir wollen nicht Mitteleuropäer, wir wollen, wenn der entsetzliche europäische Bürgerkrieg zu Ende, endlich gute Europäer werden.“

### Kein Imperialist

Schon in der Jännernummer 1916 des „Kampfs“ erschien eine heftige Entgegnung Karl Renners, des späteren Schöpfers des unabhängigen Österreichs. Hilferding habe die politische Idee „Mitteleuropa“ völlig verkannt und mit „vielen richtigen Strichen ein ganz falsches Bild“ gezeichnet. Die westlichen Kolonialmächte, so Renner, hätten bereits „durch Gewalt und List“ den größten Teil der Welt an sich gebracht. „Was heute noch auf der Welt neben diesen fertigen oder werdenden Imperien frei ist, das ist territorial und wirtschaftlich Kleinstaat.“ Im Gegensatz dazu will der Mitteleuropaplan die Zollgrenzen erstmals nicht durch „die Unterwerfung des einen durch den anderen, sondern durch einen freien Bund zweier souveräner Staaten“ herbeiführen. „Anders als die deutschen Imperialisten, mit denen Hilferding ihn vorbehaltlos zusammenwirft“, weist Naumann „den Weg redlicher Auseinandersetzung mit den österreichischen Nationen, den Weg eines Bündnisses mit der Türkei... Naumann ist bürgerlich und bleibt unser Gegner. Aber man muß durch Verärgerung blind sein, um zu erkennen, daß Naumann über die Methode der Eroberungen hinausgeht, daß sein eigenes Werk dort anhebt, wo der Soldat aufgehört hat, daß er einen Friedensbau, ein Verfassungswerk, eine Staaten- und Völkerverbrüderung sich vorsetzt, die eine Erweiterung des Wirtschaftsgebietes mit den Methoden

des Rechts bewirken will.“

Mitteleuropa sei nicht nur ein Plan, meint Renner, sondern eine „geschichtlich gegebene Wirklichkeit, die vorher da war und künftig sein wird...“ In einer Fußnote fügt er hinzu: „Ebenso schafft die tatsächliche Waffengemeinschaft – wie gering sie auch ein Antimilitarist wertet – ein sehr reales Gefühl der Massen, daß man mit Leib und Leben füreinander eingestanden ist wider eine Welt von Feinden.“ Auch im zweiten Kriegsjahr ist Renner noch überzeugt: „Den Krieg von heute, den haben wir leider, aber er wird hoffentlich so enden, daß die Welt weiß, das vereinigte Mitteleuropa wird besser in Ruhe gelassen. Dieser Krieg wird also nicht wiederholt werden. Ein anderer aber... ihn wollen wir verhüten mit allen Kräften – und darum soll die politisch bewährte Konstellation auch wirtschaftlich bleiben.“

### „Übernationale Zusammenschlüsse“

Offenbar glaubte Karl Renner tatsächlich, der Krieg sei den Mittelmächten aufgezwungen worden, und nun müsse man, wie der deutsche sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete es ausdrückte: „Durchhalten – bis in den gegnerischen Ländern die Überzeugung allgemein und allmächtig geworden ist, daß die eiserne Mauer, die das deutsche Volk mit seinen Leibern bildet, sich nicht durchbrechen läßt! Durchhalten bis zu einem ehrenvollen Frieden...“ Oder vielleicht doch noch ein bißchen mehr. Renner war nicht unbedingt gegen eine, im Verlauf des Krieges debattierte, nicht völlig freiwillige Einbeziehung Polens oder Rumäniens in den von ihm während des ganzen Krieges vertretenen „übernationalen Zusammenschluß“.

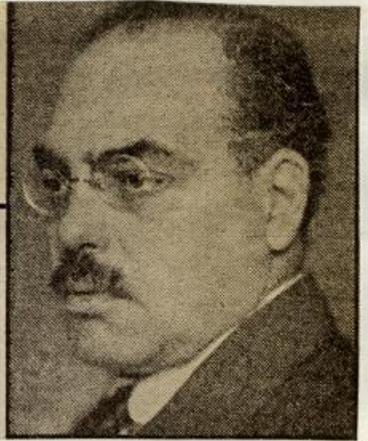
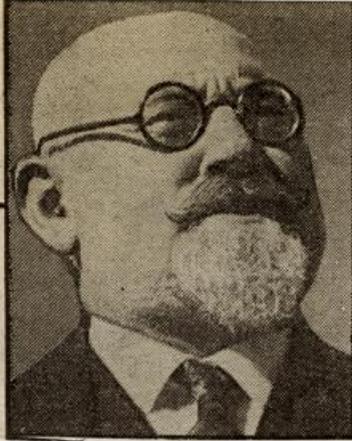
### 1917: Sozialismus, Krieg und Internationale

In seinem Buch „Sozialismus, Krieg und Internationale“, 1917 erschienen, hat er seine Kriegsartikel zusammengefaßt. Darin bekennt er sich, unter Verwendung vieler Otto-Bauer-Zitate, zur Ansicht: „Daß sich in der Geschichte die meisten großen Umwälzungen in blutigem Kampf vollzogen haben...“, und er hoffte, daß durch diesen Krieg ein „Weltstaat“ entstehen werde, eine „Organisation der Welt“, „die imstande ist, die Eigenmacht des Friedensstörers mit der größeren Gesamtmacht der Gemeinschaft niederzuhalten.“ Renner hat insofern recht behalten, als nach dem Ersten Weltkrieg der Völkerbund, nach dem Zweiten die UNO entstanden ist. Doch von dem internationalen Rechtszustand, der Karl Renner vorschwebte, sind wir noch immer weit entfernt: „Solange diese Gesamtmacht nicht besteht, ist die Ordnung der Welt prekär und der Friede nicht zu sichern“, schrieb er 1917.

Nr.:

TAG:

Streit um das, was  
Mitteleuropa sein sollte:  
Friedrich Naumann, Karl  
Renner, Rudolf Hilferding



Wilhelms  
Vorkriegseuropaschwärmerel:  
Eigenhändige Zeichnung des  
Kaisers gegen die „gelbe  
Gefahr“



*Kriegsziele bis zur letzten Stunde*

# Der große Traum vom Länderraub

Sofort nach Kriegsausbruch überlegten sich die deutschen und österreichischen Imperialisten, welche Gebiete sie sich aneignen wollten. Waren die Armeen der Mittelmächte im Verlauf des Krieges erfolgreich, wuchs die Raubgier, nach Niederlagen war man bescheidener, doch ganz ohne Eroberungen wollte man keinesfalls Frieden schließen. Sonst hätte man den Krieg ja gar nicht anfangen brauchen.

**D**ie deutsche Sozialdemokratie war seit 1912 die stärkste Fraktion des Reichstages. Die Führung des deutschen Reiches wußte, daß sie ohne die SPD und ohne die Arbeiterschaft diesen Krieg nicht führen konnte. Vor allem für die Sozialdemokratie hatte man den Kriegsausbruch so inszeniert, daß Deutschland als ein vom russischen Zarismus angegriffenes Land erschien. Als einzige Partei bekam die SPD vor der Abstimmung über die Kriegskredite am 4. August 1914 im Reichstag das Wort. Hugo Haase wollte bei dieser Gelegenheit einen Absatz verlesen, in dem sich die SPD gegen jeden Versuch aussprach, aus dem Konflikt einen Eroberungskrieg zu machen. Die bürgerlichen Parteien protestierten heftig gegen diese Absicht, so daß die Sozialdemokraten schließlich auf diesen Passus ihrer Erklärung verzichteten und auf diese Art die nationale Einheitsfront retteten und dem Reichskanzler ersparten, bereits bei Kriegsausbruch zur Annexionsfrage Stellung zu nehmen.

## Kriegszielprogramm

Dennoch wurden in der Öffentlichkeit im Überschwang der ersten Kriegswochen derart rabiate Eroberungspläne formuliert, daß Kanzler Bethmann-Hollweg Ende 1914 mit Rücksicht auf die Arbeiterschaft und das Ausland verbot, öffentlich Kriegsziele zu erörtern. Dieses Verbot wurde gelegentlich so interpretiert, als hätte der Reichskanzler keine Eroberungsabsicht gehabt, aber das stimmt nicht. Schon am 9. September, als auf dem Höhepunkt der Marneschlacht Frank-

reichs Zusammenbruch unmittelbar bevorzustehen schien, formulierte der Kanzler ein ausgearbeitetes Kriegszielprogramm.

Der Kern dieses Programms war der Mitteleuropa-Plan, der uneingeschränkte Zollanschluß Österreich-Ungarns, den Walter Rathenau nötigenfalls mit Gewalt erzwingen wollte. Die Exponenten der Wirtschaft waren weniger an Annexionen als an der wirtschaftlichen Beherrschung Europas interessiert.

## Zentralafrika

Dieses aus einem vergrößerten Deutschland und den zu Satelliten herabgedrückten Nachbarstaaten bestehende Mitteleuropa sollte durch ein großes Zentralafrikanisches Kolonialreich ergänzt werden. Vom neutralen Portugal wollte man Angola und die Nordhälfte von Mozambique, von Belgien den Kongo mit den Minen Katangas und die französischen Besitzungen bis zum Niger und Tschadsee kassieren. Was man England abnehmen sollte, darüber hatte man sich damals noch nicht geeinigt. In erster Linie dachte man an Nigeria. In Europa wollte der Reichskanzler folgende Gebiete anneklieren: Von Frankreich Belfort, den Westabhang der Vogesen, die Küste von Dünkirchen bis Boulogne, auf jeden Fall aber das Erzbecken von Briey. Von Belgien sollten Lüttich und Veviers zu Preußen und ein Grenzgebiet an Luxemburg. Zweifelhafte war noch, ob man auch Antwerpen mit einer Verbindung nach Lüttich anneklieren sollte. Jedenfalls mußte das durch Französisch-Flandern erweiterte Königreich „wirtschaftlich zu einer deutschen Pro-

vinz werden“. Luxemburg sollte deutscher Bundesstaat werden.

Der mitteleuropäische Wirtschaftsverband sollte Frankreich, Belgien, Holland, Dänemark, Österreich-Ungarn, Polen und eventuell Italien, Schweden und Norwegen umfassen. Holland sollte „äußerlich unabhängig belassen, innerlich aber in Abhängigkeit von uns“ gebracht werden.

Alldeutschen-Chef Claß war das viel zu bescheiden, er wollte auch die Schweiz, Finnland, die baltischen Länder, Rumänien und Bulgarien „anschießen“.

Noch rabiatere war die deutsche Industrie, die vor allem an die deutsche Rohstoffbasis dachte. Eine Denkschrift August Thyssens, die Matthias Erzberger am 9. September 1914 riet, nicht nur einen viel größeren Teil Frankreichs, sondern auch das Dongebiet mit Odessa, der Krim und den Kaukasus zu annektieren, erschien. Nur mit einem mittelasiatischen Reich aus Südrußland, der Türkei und Persien könne man England in Ägypten und Indien entscheidend treffen.

Das Instrument zur Gewinnung der meisten dieser Gebiete sollte die Unterstützung separatistischer und revolutionärer Bewegungen in den Feindstaaten sein. In Belgien, dem Kernstück der Eroberungspläne im Westen, wies der Reichskanzler den Generalgouverneur Generaloberst

von Bissing in einem Schreiben vom 16. Dezember 1914 an, sollten die flämischen Nationalisten zum Instrument der deutschen Pläne werden.

Auch im Osten, wo Polen das Pendant zu Belgien bildete, mobilisierte man sofort nach Kriegsausbruch den Nationalismus gegen die Russen, diskutierte aber sehr bald die Möglichkeit, einen Grenzstreifen entlang der Linie Warthe Narew durch Aussiedlung der Polen und Juden „frei von Menschen“ zu machen. Außerdem sollten in Kongreßpolen preußische Polen angesiedelt werden.

## Khomeini auf Wilhelms Spuren

Sofort nach Kriegsbeginn holte Wilhelm II. seine alte Lieblingsidee von der Revolutionierung der islamischen Welt hervor. Der türkische Sultan, als Kalif geistliches Oberhaupt aller Moslems, erklärte denn auch sehr bald den „heiligen Krieg“ gegen England und Frankreich. Khomeini würde sich sehr wundern, wenn er wüßte, daß er in Fußstapfen des deutschen Kaisers wandelt, der seinem Botschafter in Petersburg am 30. Juli 1914 telegraphierte: „Unsere Konsulin in der Türkei und in Indien, Agenten usw. müssen die ganze mohammedanische Welt gegen dieses verhaßte, verlogene, gewissenlose Krämervolk zum wilden Aufstande entflammen, denn wenn wir auch verlieren sollten, dann soll

**Die Wirklichkeit der Grabenkämpfe zerstörte den Traum vom „heldischen Kampf“ (aus dem Film „Im Westen nichts Neues“)**



England wenigstens Indien verlieren.“

Während des Krieges wurden mehrere Expeditionen ausgesandt, um Persien und Afghanistan in einen Krieg gegen Indien hineinzuziehen, freilich vergeblich. Einen in Ägypten geplanten Aufstand verhinderten die Briten, indem sie die ägyptische Armee in den Sudan verlegten und eine indische Armee nach Ägypten. Den Agentenkrieg um die Araber gewann schließlich Lawrence von Arabien für England, und auch in Nordafrika konnte der erhoffte Aufstand nicht entfacht werden.

Mehr Erfolg hatte die deutsche Reichsleitung mit ihren Bemühungen um die Iren. Iren-Führer Sir Roger Casement wurde mit einem deutschen U-Boot nach Irland gebracht, der Dubliner Ostaufstand von 1916 scheiterte allerdings.

**Pilsudskis polnische Legion in Galizien**

Die größten Ergebnisse zeitigten die deutschen Insurgierungsversuche gegen Rußland. Zwar konnte der vorbereitete Aufstand im Kaukasus wegen des Scheiterns der türkischen Offensive nicht stattfinden. Auch in der Ukraine und in Polen — besetzt von einer Million russischer Soldaten — kam es zunächst nicht zum Aufstand. Doch stellte Pilsudski in Galizien eine polnische Legion auf. Ihren Einsatz als selbständige kriegsführende Macht verhinderten jedoch die Streitigkeiten über die Zukunft Polens; die Legion wurde in die österreichische Armee eingegliedert. Versuche eines Berliner „Komitees zur Befreiung der russischen Juden“, dieses quasi-deutsche Element für die Mittelmächte einzuspannen, verschärften nur die Pogrome.

Erfolgreich verliefen jedoch die Versuche, die revolutionären Sozialisten gegen den Zarismus einzusetzen. Trotz des einstiger Mitarbeiter Parvus-Herphand, als Finanzexperte bei der türkischen Regierung für den Sieg der Mittelmächte tätig, war die Zentralfigur dieser Bemühungen. Herphand bekam erst 2, im Winter 1915/16 20 weitere Millionen Rubel, um eine Untergrundorganisation in Rußland aufzubauen, doch setzte er vorerst vergeblich auf die sozialpatriotischen Menschewiki. Erst nach der russischen Februarrevolution führte die Entsendung Lenins zur Verwirklichung der Kriegsziele im Osten durch den Frieden von Brest-Litowsk.

Damit war spät, aber doch, das deutsche Programm seit dem Scheitern des Blitzkrieges realisiert worden, das einen Sonderfrieden im Osten und einen Siegfrieden im Westen vorgesehen hatte.

Vom November 1915 bis Februar 1916 verhandelte die deutsche Reichsregierung mit dem belgischen König. Sie scheiterten, weil die Belgier auf der Souveränität in Integrität ihres Landes beharrten, die Deutschen aber auf dieses Herzstück ihrer Annexionspläne nicht verzichten wollten. Auch Sonderfriedensverhandlungen mit den französischen Radikalsozialisten konnten wegen der exzessiven deutschen Gebietsforderungen — die deutsche Wirtschaft wollte keinesfalls auf das Erzbecken von Longwy-Briey samt Hinterland verzichten — nicht abgeschlossen werden. Doch vergrößerten die schwindenden Aussichten auf Gewinne im Westen die deutsche Gier im Osten.

Schon im Winter 1915/16 fand die deutsche Reichsregierung, daß man auf Polen, das zuerst österreichisch hätte werden sollen, doch nicht verzichten könne. Schließlich fand Bethmann-Hollweg die Lösung: ein autonomes Polen unter einem österreichischen Erzherzog: „Für Österreich den Erzherzog, für Deutschland das Erz!“

Die Streitigkeiten wegen Polen wirkten sich auch störend auf die im November 1915 in Salzburg beginnenden Mitteleuropa-Verhandlungen aus. Dabei hatte der Vormarsch im September 1915 Litauen und Kurland unter deutsche Herrschaft gebracht, und man begann dort Deutsche anzusiedeln.

Als im Herbst 1916 Friedenshoffnungen auftauchten, war Bethmann-Hollweg bereit, seine Forderungen zurückzuschrauben: „Selbständig-

keit“ Polens, Annexion eines Teiles von Kurland und Litauen, Lüttich, Longwy-Briey gegen einzelne elsässische Gemeinden und ein kompaktes afrikanisches Kolonialreich. Die bescheiden gewordenen Österreicher wollten lediglich ihren alten Besitzstand zurück.

Bei neuerlichen Verhandlungen Anfang 1917 forderte der österreichisch-ungarische Außenminister Czernin jedoch als Kompensation für den deutschen Landgewinn in Polen und im Baltikum einen Teil Rumäniens. Bei einer Kriegszielkonferenz im Mai 1917 wollte Czernin allerdings ganz Rumänien, Serbien, Albanien und Montenegro als österreichische Satellitenstaaten. Die Deutschen waren bereit, Österreich die politische Herrschaft über Rumänien zuzugestehen, sofern ihnen die wirtschaftliche Ausbeutung überlassen bliebe.

**Streit um die Beute**

Nachdem im Frieden von Brest-Litowsk am 3. März 1918 Rußland auf die baltischen Staaten, Finnland und die Ukraine verzichtet hatte, waren die deutschen Kriegsziele im Osten im vollen Umfang erreicht. Im Mai 1918 kam es auch zu einem Frieden mit Rumänien, der die österreichischen Hoffnungen zunichte machte. Seit Ende 1917 hatte man Österreich wieder Polen versprochen. Nun aber machten Ludendorff und die Oberste Heeresleitung solche Schwierigkeiten, daß die Österreicher auf Polen, aber auch auf „Mitteleuropa“ zu verzichten bereit waren. Im Februar 1918 rasten die polnischen Abgeord-

neten im österreichischen Herrenhaus über die Forderungen Deutschlands und warfen Czernin vor, er habe Österreich-Ungarn an den „deutschen Imperialismus verraten“.

Am 12. Mai 1918 sollte der durch die Sixtus-Affäre geschwächte Kaiser Karl in Spa auf Polen verzichten. Es gelang den Österreichern jedoch, den Abschluß der Mitteleuropa-Verträge, mit denen die Deutschen das angeschlagene Österreich-Ungarn „ebenso zu beherrschen“ hofften wie „Rußland und Polen“, von einer endgültigen Lösung der polnischen Frage abhängig zu machen.

Den Sommer hindurch wurde weiterverhandelt, aber obwohl die deutsche Position durch die Niederlagen im Westen schwächer wurde, wollten die Deutschen nicht nachgeben. Sie waren zu einem Anschluß Polens an Österreich nur bereit, wenn ein breiter, von der Bevölkerung evakuierter Grenzstreifen an Deutschland angeschlossen und die wirtschaftliche Vorherrschaft des Reiches in Polen sichergestellt war. Bis Ende September 1918 — beide Kontrahenten standen schon vor dem Zusammenbruch — wurde ohne Einigung über Polen und den davon abhängig gemachten Mitteleuropa-Plan weiterverhandelt.

**Illusionen bis zuletzt**

Es war zwar schon den rabiatesten Siegfriedlern klargeworden, daß von Eroberungen im Westen nicht mehr die Rede sein könne, aber wenigstens die im Osten erreichte Machtstellung wollte man halten. Noch am 27. September 1918 ratifizierte der Hauptausschuß des deutschen Reichstages die letzten Zusatzverträge zum Brest-Litowsker Abkommen. Am 29. September brach Bulgarien zusammen, und am 29. September eröffnete die Oberste Heeresleitung ihrem Kaiser, es müsse sofort ein Friedensangebot gemacht werden. Hindenburg hoffte sogar jetzt noch auf die Annexion von Longwy-Briey, doch die Ostgewinne hofften alle zu retten, bis die Übergabe der Friedensbedingungen in Versailles im Frühsommer 1919 auch diese Illusion zerstörten.

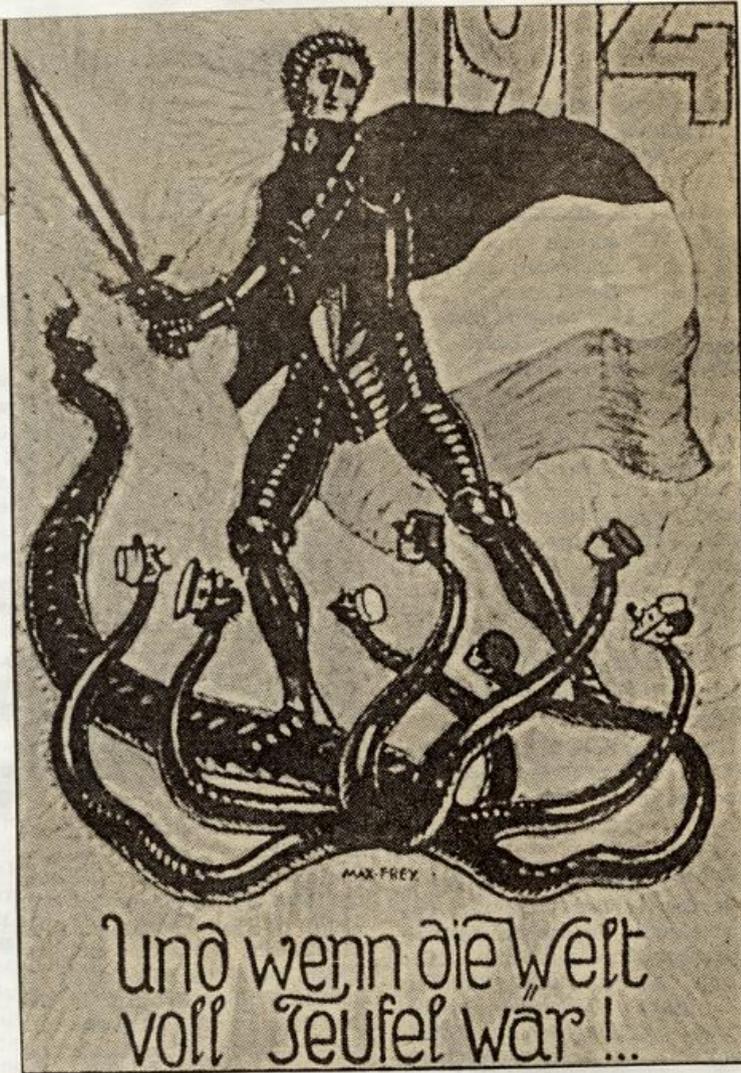
Der Versailler Vertrag ließ Deutschland seine Großmachtstellung; die deutschen Gebietsabtretungen waren im Vergleich zu denen, die Deutschland seinerseits im Falle des Sieges verlangt hätte, bescheiden. Dennoch war der deutsche Nationalismus, immer noch in maßloser Überschätzung der eigenen Kraft, über den „Schandfrieden“ grenzenlos empört.

30 DATUM 25.7.1984

Nr.:

TAG:

Die Propaganda stellte den deutschen Helden im Kampf gegen die ganze Welt in den Mittelpunkt



# Imperialistische Kriegsziele

**D**er Erste Weltkrieg war ein „imperialistischer“ Krieg par excellence. Den daran beteiligten Großmächten ging es um Absatzmärkte, Rohstoffbasen, Einflußgebiete und territorialen Gewinn – in Europa wie in Übersee. Zwar lag 1914 das Hauptinteresse an Machtgewinn und Expansion bei den kriegstreibenden Kräften in Deutschland, wo eine relativ junge Industrie entstanden war, die kraft ihrer Modernität nach Ausweitung ihrer Absatzmärkte suchte und auf die Grenzen stieß, die das bei der imperialistischen Aufteilung der Welt „zu spät gekommene“ deutsche Kaiserreich allenthalben vorfand. Das besagt aber keineswegs, daß nicht auch die anderen Mächte mehr oder weniger weitgesteckte Ziele verfolgten, die nicht zuletzt der Ausschaltung der so rasch gewachsenen deutschen Konkurrenz dienen sollten.

Die Kriegsziele, soweit sie territorialen Zugewinn betrafen, erfuhren (wie zum Teil in diesem „AZ-Thema“ ausführlich dargelegt), mit dem Kriegsverlauf verschiedentlich Änderungen. Im einzelnen lassen sie sich so zusammenfassen:

- Deutsches Reich: Im Westen gehörte die Einverleibung Luxemburgs und eines Grenzstreifens zum Elsaß zu den „engeren“, die Annexion des lothringischen Kohlenbeckens zu den „weiteren“ Kriegszielen. Belgien sollte ein Vasallenstaat werden, Dünkirchen, Calais und Boulogne deutsche Flottenstützpunkte. Die Alldeutschen wollten dazu Nordfrankreich bis zur Somme annektrieren.

Im Osten waren Vasallenstaaten in Polen und Litauen Nahziele. Mit dem Zusammenbruch Rußlands sollten auch Estland-Livland, Finnland, die Ukraine, ein Kosakenstaat und die Kaukasusländer als deutsche Protektorate abgetrennt werden. Auf der Krim wollte man Deutsche ansiedeln.

- Österreich-Ungarn wollte sich Nord-Serbien und Montenegro einverleiben. Albanien sollte Protektorat werden. Rumänien und Polen sollten in Personalunion oder von anderen Habsburgern regiert werden – Pläne, mit denen Wien in Konflikt zu Berlin geriet.

- Bulgarien wollte Mazedonien von Serbien und Griechenland.

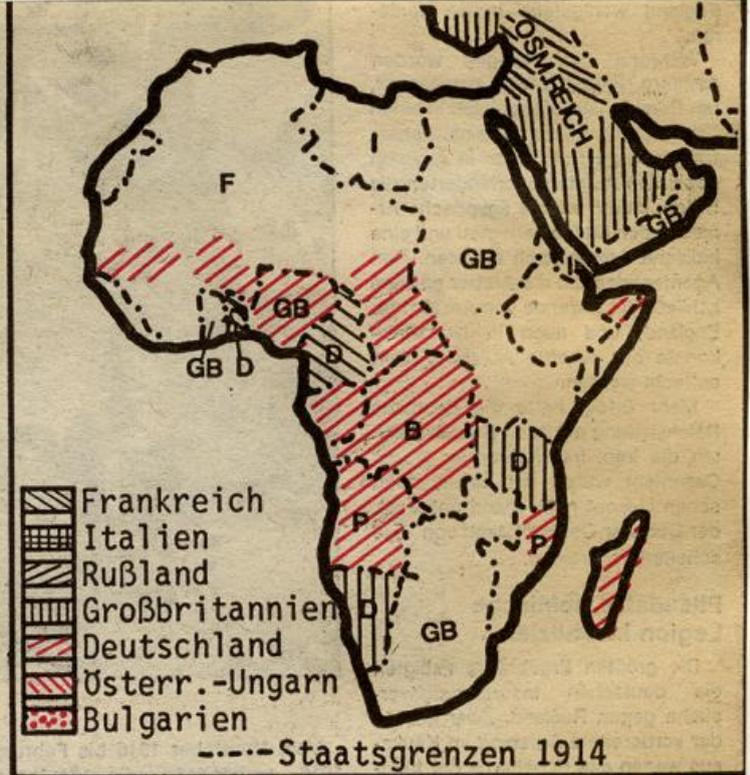
- Die Türkei dachte an eine Vermehrung ihres Einflusses in Aserbeidschan und Turkestan.

- Frankreich wollte Elsaß-Lothringen zurückhaben, dazu gab es Pläne für die Einverleibung des Saarlandes und Bildung eines Vasallenstaats am Rhein. In Afrika verlangte man Togo und Kamerun, von der Türkei Syrien und Kilikien.

- Großbritannien wollte durch den Gewinn von Deutsch-Ostafrika die „Kap-Kairo-Verbindung“ herstellen. Von der Türkei sollten Arabien, Mesopotamien (Irak) und Palästina gewonnen werden.

- Rußland wollte Galizien und – für ein Protektorat Polen – Schlesien. Hannover sollte von Preußen abgetrennt und autonom werden. Weiter wollte der Zar die Dardanellen kontrollieren und ein unabhängiges Armenien. Seine Verbündeten Serbien und Rumänien sollten auf Kosten Österreichs wachsen.

- Italien erwartete sich Südtirol, Triest, Istrien, Dalmatien, dazu die türkische West- und Südküste.



*Komitee für Arbeiterheim Favoriten will Doppelnutzung:*

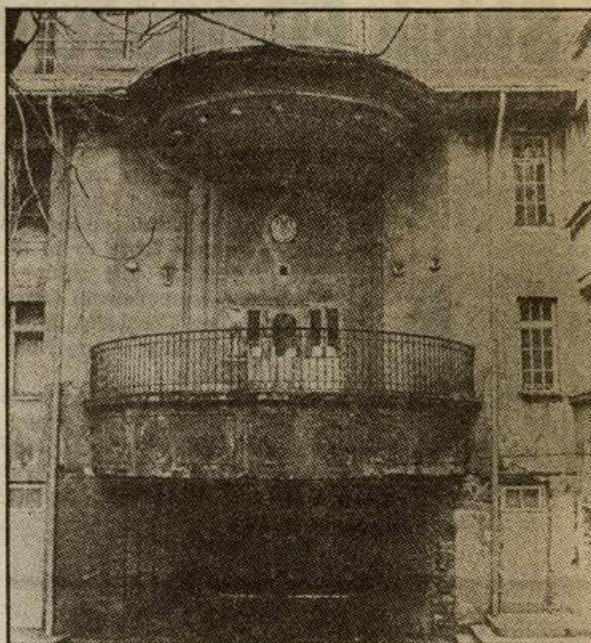
## Mehr als nur Arbeitermuseum

**WIEN (AZ).** Ein Geschichtsjuwel der österreichischen Arbeiterbewegung soll künftig nicht nur als Museum dienen, sondern auch als soziales und kulturelles Zentrum des an Einwohnern größten Wiener Bezirkes: das Arbeiterheim Favoriten.

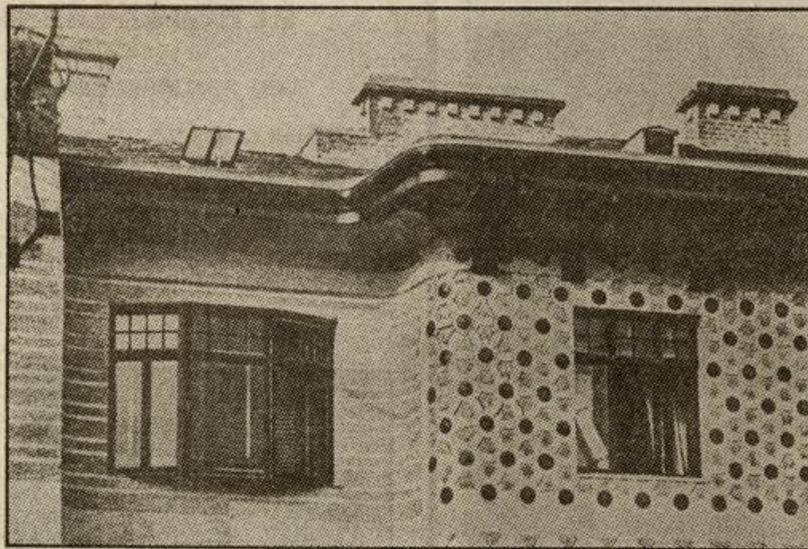
So wollen es zumindest die Angehörigen eines Personenkomitees für die Rettung des Gebäudes in der Laxenburger Straße sowie die JG Wien, die Freitag eine reichbebilderte Broschüre über das Arbeiterheim vorstellten. Nachdem der Abbruch des Gebäudes verhindert werden konnte, will man nun versuchen, in Gesprächen mit Wissenschaftsministerium und Gemeinde eine möglichst weitgehende Belebung des baufälligen Anwesens zu erreichen. Was nach Ansicht der Broschürenverfasser (diese

ist um 60 Schilling über die JG Wien, Löwelstraße 18, zu beziehen) bedeuten würde:

- Ankauf durch die Gemeinde Wien mit Unterstützung des Denkmalamtes.
- Errichtung eines Museums für Arbeiterkultur (andere Varianten dafür wie Messepalast oder Remise seien weniger geeignet oder unrealistisch).
- Nutzung des Restes für ein Bezirkszentrum mit Tageskinderheim, Sozialstellen und Startwohnungen, unter Einbeziehung des großen Saales.



... und im leicht verfallenen heutigen Zustand



Die prächtige Fassade des Arbeiterheimes in historischem Glanz...

Warum die Bemühungen um das Arbeiterheim so bedeutend seien, erläuterten Museumsmannt Dieter Schrage, Architekt Walter Stöckl, Hans Schiller von den Freiheitskämpfern und Christian Cap von der JG: In dem 1902 errichteten Komplex fanden besonders wichtige SP-Parteitage statt, Konferenzen und Theateraufführungen, wurden Victor Adler, Jakob Reumann und Engelbert Pernerstorfer aufgebahrt, gastierten Universitätskurse, Urania-Vorträge und zweimal jährlich die Staatsoper. Im großen Saal hat sich eine „Forsythe Saga der Sozialdemokratie“ abgespielt (Cap), er ist „Kern eines Kernstücks der Arbeiterbewegung“ (Stöckl). Und: „Alle haben in Österreich ihre Museen, die Kirche, die Adligen, die Bauern, nur die Arbeiter noch nicht“ (Schrage).

# Als in Europa die Lichter ausgingen

Vor 70 Jahren begann der erste Weltkrieg — Ein Ultimatum und die Folgen

Nach dem Attentat von Sarajevo am 28. Juni 1914, Ausdruck des unüberbrückbaren Gegensatzes zwischen großserbischem Nationalgedanken und österreichischer Balkanpolitik, herrschte in Wien allgemeine Überzeugung, daß nur noch eine radikale Lösung der serbischen Frage möglich und ein Krieg unvermeidlich sei. Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf forderte einen Überraschungsangriff, um die Großmächte vor vollendete Tatsachen zu stellen. Gleichfalls vom Krieg überzeugt waren Kaiser Franz Joseph, der österreichische Ministerpräsident Graf Stürgkh, Außenminister Graf Berchtold und der gemeinsame Kriegsminister Krobatin, sie wollten aber das Untersuchungsergebnis des Attentats abwarten und die Haltung Deutschlands sondieren, wohl wissend, daß Wien ohne Unterstützung Berlins keinen Schritt tun könne.

So wurde am 5. Juli der Kabinettskanzleichef im Außenministerium, Graf Hoyos, mit einer Denkschrift über die Neukonzipierung der österreichischen Balkanpolitik — Wien wollte Bulgarien für den Dreibund gewinnen, auch auf die Gefahr eines Verlustes Rumäniens als Bündnispartner — nach Berlin geschickt. Er überbrachte auch ein Schreiben Kaiser Franz Josephs an Wilhelm II. über die künftigen Ziele Österreichs gegen Serbien. Diese sahen die Isolierung, Verkleinerung des Landes und seine Ausschaltung als Machtfaktor auf dem Balkan vor. Wilhelm, der die Unterstützung des Reiches für Österreich auch bei einem europäischen Zusammenstoß zusicherte, unterrichtete am 5. und 6. Juli Reichskanzler Theobald von Bethmann-Hollweg und militärische Stellen über die Lage. Kaiser und Kanzler bezeichneten ein Vorgehen Österreichs gegen Serbien im Interesse des Ansehens der Donaumonarchie als notwendig, in den Streit wollte man sich nicht einmischen, ein Eingreifen Rußlands und Frankreichs hielt man für unwahrscheinlich. Bethmann-Hollweg teilte dem österreichisch-ungarischen Botschafter in Berlin, Graf Szögyeny, am 6. Juli das Einverständnis Deutschlands mit Wiens neuer Balkanpolitik mit, der Kaiser werde an Österreichs Seite stehen.

## MINISTERRAT IM PALAIS STRUDLHOF

Bei einem Ministerrat in Wien am 7. Juli unterstrich Berchtold die Notwendigkeit eines Vorgehens gegen Serbien. Ungarns Ministerpräsident Graf Tisza war gegen militärisches Einschreiten ohne vorherige diplomatische Aktionen, weil er ein Eingreifen Rußlands befürchtete.

Ein neuer Ministerrat im Strudlhofpalais Berchtolds in Wien am 19. Juli genehmigte den definitiven Text der

Note an Serbien, es wurde ein 48stündiger Termin für die Antwort und als Übergabetermin 23. Juli, 17 Uhr, beschlossen (später wurde 18 Uhr festgelegt). Bei unbefriedigender Antwort sollten die diplomatischen Beziehungen mit Serbien abgebrochen und der Mobilisierungsbefehl gegen Serbien noch am Abend des 25. Juli ausgegeben werden. Kaiser Franz Joseph meinte bei der Genehmigung des Notenwortlautes, Rußland werde dies unmöglich hinnehmen können.

Die in französischer Sprache abgefaßte Note erinnerte in ihrer Einleitung an eine Erklärung der serbischen Regierung vom März 1909, mit der sie auf ein Ultimatum der Monarchie hin die Annexion Bosnien-Herzegowinas (1908) zur Kenntnis nahm und sich zu einer politischen Haltungsänderung gegenüber Österreich-Ungarn verpflichtete, was nicht geschehen sei. Die Regierung habe die großserbische Bewegung (Narodna Odbrana) geduldet und gefördert, die Folge sei u. a. auch das Attentat vom 28. Juni gewesen. Von der Belgrader Regierung wurde gefordert, die Bewegung zu verurteilen und aufzulösen, ihre Teilnehmer für schuldig zu erklären und eine entsprechende Erklärung durch königlichen Tagesbefehl auch der Armee zur Kenntnis zu bringen. Die weiteren Forderungen in zehn Punkten zusammengefaßt betrafen Verbot jeder gegen die territoriale Unversehrtheit der Monarchie gerichtete Publikation, Auflösung der Narodna Odbrana und jener anderen gegen die Monarchie Propaganda treibenden Organisation, Tilgung jeder gegen Österreich-Ungarn gerichteten Propaganda in Unterricht, Verwaltung und Armee.

## FOLGENSCHWERER PUNKT 5

Punkt 5 enthielt eine Verletzung der serbischen Souveränität: die Serbische Regierung willige ein, daß in Serbien Organe der k. u. k. Regierung bei der Unterdrückung der gegen die territoriale Integrität der Monarchie gerichteten subversiven Bewegung mitwirken, ebenso Punkt 6 mit der Forderung, an den Attentatsvorbereitungen beteiligte Personen ausfindig zu machen und zur Verantwortung zu ziehen, wobei von der k. u. k. Regierung hiezu delegierte Organe an den bezüglichen Erhebungen teilnehmen würden. Ein Zusatzprotokoll faßte die nach Serbien führenden Attentatsspuren zusammen.

Österreichs Gesandter in Belgrad, Baron Giesl, erhielt die Note am 20. Juli mit der Weisung, sie am 23. Juli der serbischen Regierung zur angegebenen Zeit zu überreichen. Wien wies seine Botschafter bzw. Gesandten in Berlin (wo man schon früher über Einzelheiten der Note unterrichtet war), Rom, London, Paris, St. Petersburg, Konstantinopel, Bukarest und anderen Hauptstädten am gleichen Tag an, an dem der Übergabe

folgenden Tag, dem 24. Juli, Kopien offiziell den betreffenden Regierungen zu übergeben. Doch waren in London, St. Petersburg und Rom schon Nachrichten von einem beabsichtigten österreichischen Schritt gegen Serbien durchgesickert, was Rußland als mit der Würde Serbiens für unvereinbar hielt.

Entgegengenommen wurde das österreichische Ultimatum in Belgrad von Finanzminister Pacu, der den auf einer Wahlreise befindlichen Ministerpräsidenten Nikola Pasic vertrat. Pacu unterrichtete den russischen Geschäftsträger über die Note, dieser verständigte unverzüglich St. Petersburg. Am 24. Juli kam Pasic nach Belgrad zurück, berief den Ministerrat ein, der beschloß, italienische Vermittlung in Anspruch zu nehmen, und Zar Nikolaus II. um Hilfe zu bitten. Am 25. Juli nahm Belgrad vermutlich auf Grund russischer und französischer Vorschläge in seiner Antwortnote an Österreich fast alle Punkte an, abgelehnt wurden nur jene, die eine Verletzung der Souveränität Serbiens bedeuten würden. Formuliert war die Note um 11 Uhr. Kurz darauf kamen aus St. Petersburg, wo der russische Ministerrat schon am 24. Juli für den Fall eines militärischen Vorgehens Österreichs gegen Serbien eine russische Teilmobilisierung beschlossen hatte, aufmunternde Meldungen: Serbien solle hart bleiben, Rußland stehe hinter ihm. Zugleich ordnete Rußland an diesem 25. Juli die „Kriegsvorbereitungsperiode“ (Vorstadium zur Mobilmachung) an.

## AN MEINE VÖLKER

Auf Grund der positiven Antwort Rußlands auf das Hilfeersuchen Belgrads wurde dort beschlossen, sich auf militärischen Widerstand vorzubereiten. Um 15 Uhr gab Kronprinz Alexander, der für König Peter die Regentschaft führte, den Mobilmachungsbefehl aus, die Regierung beschloß ihre Verlegung nach Nis. Pasic überbrachte persönlich am 25. Juli fünf Minuten vor 18 Uhr die Antwortnote, die Baron Giesl sofort für unbefriedigend empfand, die diplomatischen Beziehungen Österreichs zu Serbien für abgebrochen erklärte und mit dem Gesandtschaftspersonal mit dem fahrplanmäßigen Zug um 18.30 Uhr Belgrad verließ.

Noch am selben Abend verfügte Österreich die Teilmobilmachung von acht Armeekorps mit Wirksamkeit vom 28. Juli, der serbische Gesandte Jovanovic wurde zum Verlassen Wiens aufgefordert. In den politischen und militärischen Kreisen Wiens hoffte man, in den drei Tagen bis zur Wirksamkeit der Mobilmachung Aufschluß über die Haltung Rußlands zu bekommen. Am 28. Juli teilte Außenminister Berchtold um 11 Uhr über Bukarest in einem in französischer Sprache abgefaßten Telegramm der serbischen Regierung mit, daß sich Österreich-Ungarn mit Serbien im Kriegszustand

28.7.1984

befinde. Die Donauflottille und die Artillerie in Semlin begannen in der folgenden Nacht mit der Beschießung Belgrads, die serbische Kriegsführung ließ sofort die Eisenbahnbrücke von Belgrad nach Semlin über die Save sprengen. Am Morgen des 29. Juli erschien die vom Vortag datierte Proklamation Kaiser Franz Josephs „An meine Völker“.

Noch am 28. Juli hatte Frankreich Rußland für den Fall eines Krieges mit Österreich die Erfüllung der Bündnisverpflichtungen zugesagt. Deutsche und vor allem englische Vermittlungsbemühungen wurden durch die russische Teilmobilmachung (29. Juli) und die am 30. Juli für den Tag darauf beschlossene Generalmobilmachung nutzlos. Der deutsche Generalstabchef Helmuth von Moltke drängte seinen österreichischen Amtskollegen Conrad zur Generalmobilmachung und riet von letzten Vermittlungsversuchen des Reichskanzlers Bethmann-Hollweg ab.

#### KETTENREAKTION

In Österreich erfolgte die Generalmobilmachung am 31. Juli. Berlin verkündete am gleichen Tag den „Zustand drohender Kriegsgefahr“, forderte in einem auf zwölf Stunden befristeten Ultimatum von Rußland die Einstellung der Mobilmachung und in einem weiteren auf 18 Stunden befristeten Ultimatum von Frankreich die Erklärung seiner Neutralität für den Fall eines deutsch-russischen Krieges. Rußland antwortete nicht, darauf erfolgte am 1. August die deutsche Generalmobilmachung und Kriegserklärung an Rußland. Auf die ausweichende Antwort aus Paris antwortete Berlin am 3. August mit der Kriegserklärung an Frankreich. Die am 2. August erhobene deutsche Durchmarschforderung wurde von Belgien abgelehnt, der am 3. August erfolgte Einmarsch Deutschlands in Belgien veranlaßte England, das schon am 1. August seine Flotte mobilisiert und am 2. August ein Schutzversprechen für die französische Nordseeküste ausgegeben hatte, zur Kriegserklärung an Deutschland am 4. August, nachdem ein Ultimatum zur Respektierung der belgischen Neutralität am 3. August um Mitternacht ausgelaufen war.

Trotz seines durch die Irredentapolitik ausgehöhlten Bündnisses mit Österreich erklärte sich Italien am 2. August für neutral.

In rascher Folge kamen Kriegserklärungen: Montenegro an Österreich (5. August), Österreich an Rußland und Serbien an Deutschland (6. August), Montenegro an Deutschland und Österreich an Montenegro (7. August), England an Österreich (12. August), Frankreich an Österreich (13. August), Österreich an Belgien (22. August), Japan an Deutschland (23. August) und Japan an Österreich (25. August). Im Herbst 1914 erklärten die Ententestaaten und Serbien noch der Türkei den Krieg.



Mit Begeisterung fuhren die Truppen 1914 an die Front. Aber bald kam mit den Materialschlachten die große Ernüchterung. Photo APA

# Am Anfang war Jubel und am Ende der Tod

● 1. Weltkrieg  
hat Geburtstag

● Ein Kontinent hat  
sich selbst gemordet



Mit Fanfarenstößen rückten sie in den Krieg und glaubten, bald wieder daheim zu sein. Aber so sah es zwei Jahre später aus

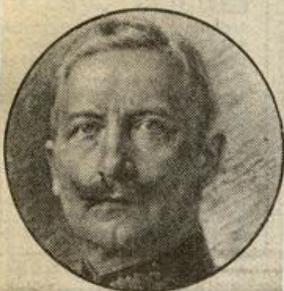
**H**eute vor 70 Jahren lag ganz Europa in Jubel. Endlich, endlich war er da, der langerhoffte, der heißersehnte Krieg. Musikkapellen begleiteten die einrückenden jungen Männer zu den Bahnhöfen. Dort gingen die Züge direkt an die Front, auf den Soldatenkappen leuchteten Blumen und an den Waggonen die handgeschriebenen Parolen: „Jeder Russ' ein Schuß, jeder Franzos' ein Stoß, jeder Brit' ein Tritt. Serbien muß sterben.“

Gestorben sind in diesem Krieg, dem Ersten Weltkrieg, dem ersten industrialisierten Krieg, dem ersten Massenvernichtungskrieg, fast zehn Millionen junge Menschen.

Der Wahn hatte am 28. Juli 1914 mit der österreichisch-ungarischen Kriegserklärung an Serbien begonnen. Der Wahnsinn dauerte bis in die Novembertage des Jahres 1918. Der Sinn dieses Wahnes ist heute noch unbegreiflich.

Am Anfang stand, wie gesagt, Jubel und Siegesgewißheit der Militärs aller beteiligten Länder. Ein serbischer Attentäter erschoss den österreichisch-ungarischen Thronfolger Franz Ferdinand samt Gattin in Sarajewo.

„Aus Sarajewo erreicht uns die Nachricht, daß der Kaf-



Der letzte deutsche Kaiser

feepreis gestiegen ist“, witzelte im kaffeehausverwöhnten Wien der Zyniker Karl Kraus. Bald aber verging Europa das Witzeln vor einem Ereignis, das für die Menschen dieser Tage und auch für uns heutigen unfaßbar war und bleibt.

Glaubte Österreich-Ungarn einen begrenzten Straffeldzug gegen Serbien führen und gewinnen zu können – preußische Kriegstreiber in Berlin griffen ins Rad der Weltgeschichte und drehten es in rasenden Lauf-

Weil Rußland, zunächst eher pro forma, seine Armeen teilmobilisierte, erklärte das deutsche Kaiserreich dem Zarenreich den Krieg. Die Öffentlichkeit wurde belogen: Rußland habe alle seine Streitkräfte mobilisiert, der fast heilige ostpreußische Boden sei bedroht, man müsse sich wehren. Das war am 1. August 1914.

Darauf erklärte, durch einen Bündnisvertrag verpflichtet, Frankreich den Krieg an Deutschland, Österreich an Frankreich, England – weil Deutschland die belgische Neutralität verletzte, hieß die Begründung – trat an die Seite Frankreichs. Japan, Italien, Rumänien und schließlich – kriegsentscheidend – die USA traten an die Seite der späteren Siegermächte (Alliierte). Die Türkei und Bulgarien kämpften gemeinsam mit Deutschland und Österreich (Mittelmächte).

In den Krieg zogen die Soldaten aller Länder mit schmucken Uniformen, blau-gold, hellgelb oder mit roten Röcken. Am Ende des Krieges lagen sie alle feldgrau in ihren Drecklöchern. Was wie eine Dragonerattacke begann, endete als grausamstes Schlachten: Mit Gas wurden die Soldaten in den Schützengräben, der Westfront vor allem, vergiftet; mit Maschinengewehren und von Flugzeugen aus niedergemäht; die ersten Panzerrollten; U-Boote brachten ganz neue Dimensionen in den Seekrieg.

Der Krieg begann, so wie auch der Zweite Weltkrieg, mit glänzenden Erfolgen Deutschlands. Sie währten an der Westfront bis zum 9. September 1914. Im Osten bis zum Ende des Krieges. Für Österreich-Ungarn begann der Krieg so wie er endete: deprimierend. Nach zwei gewonnenen Gefechten (Krasnik und Komarow) ging fast ganz Galizien verloren, und die Serben jagten die beiden dort eingesetzten Armeen wieder über die Donau. Von da an gab es überhaupt nur mehr zwei eigenständige österreichische Kriegsoperationen, die einigermaßen erfolgreich waren: Die Besetzung Montenegros (Jänner 1916) und die Offensive in Südtirol (Mai 1916), die letztlich aber

aus Unfähigkeit des k. u. k. Generalstabs ohne operativen Erfolg blieb.

Alles, was Europa heute ist, ist es wegen des Ersten Welt-

## Gewinn- und Verlustrechnung

Das ist die Verlustrechnung des Ersten Weltkriegs:

Tote, Versehrte, Vermißte und nach dem Krieg an Hunger Verstorbene – 37,5 Millionen Menschen. 22 Millionen davon auf seiten der Alliierten, 15,5 Millionen bei den Mittelmächten.

„Gewonnen“ haben die Alliierten.

kriegs: Ein wirtschaftlich-kultureller Riese ohne politisches Gewicht. St. Petersburg heißt heute Leningrad und durch Berlin geht eine Mauer zwischen amerikanischem und sowjetischem Sektor.

Ausgebrochen war der Krieg in wilhelminisch-bürgerlicher Beschaulichkeit. Am Ende standen Revolutionen in Rußland und ganz Mitteleuropa. Kaiser und Könige, Zar und Pascha wurden gestürzt.

Das Elend der Zwischenkriegszeit und Adolf Hitler – beide wären ohne diesen Ersten Weltkrieg nicht denkbar.

Ein Kontinent hat sich selbst gemordet. Und ein neues Zeitalter, das unsere, wurde geboren.

HERWIG SCHMIDL ■

DATE 30.11.1924

Nr.:

TAG:

**S**o steht der 1. Weltkrieg in den Geschichtsbüchern:

**1914:**

Westfront: Nach erfolgreichen Grenzschlachten zog die deutsche Armee durch Belgien und Nordfrankreich gegen Paris. Die Deutschen waren dabei, die entscheidende Marne-Schlacht zu gewinnen, als der über den Schlachtenverlauf uninformierte Moltke den Rückzug befahl. Danach setzte der „Wettlauf zum Meer“, zur Kanalküste ein. Die Front erstarrte in Stellungen, die sich nur unwesentlich änderten.

Ostfront: Deutscher Sieg bei Tannenberg (Ostpreußen) über die russische 2. Armee. Österreich verlor die Schlacht bei Lemberg und ganz Ostgalizien. Am Dunajec und in den Karpaten verlief die Front.

Südostfront: Nach Anfangserfolgen wurde die k. u. k. Armee aus Serbien geworfen.

**1915:**

Westfront: Blutige Angriffe der Alliierten in der Champagne und im Artois.

## Wie der Erste Weltkrieg verlief



Europa starb auf den Schlachtfeldern dieses Krieges

Ostfront: Mai 1915 Durchbruch bei Tarnow-Gorlice, Russen werden schwer geschlagen. Ganz Galizien wieder fest in deutsch-österreichischer Hand.

Südostfront: Im Herbst wird die serbische Armee geschlagen, Teile retten sich nach Griechenland.

Südfront: Italien erklärt Österreich-Ungarn den Krieg.

**1916:**

Westfront: Schlachten von Verdun und der Somme.

Südfront: K. u. k. Offensiven in den Lessinischen Alpen (Trentino) scheitert. Zum Teil, weil an der

Ostfront die Brussilow-Offensive die österreichischen Stellungen zerschlug und Truppen aus Italien abgezogen wurden.

**1917:**

Revolution in Rußland, Separatfrieden. Kriegseintritt der USA.

**1918:**

Eine Serie deutscher Offensiven im Westen läuft sich fest, die Alliierten gewinnen die zweite Marne-Schlacht und damit den Krieg.

## Mitteleuropa – belastet die Geschichte?

M

Wendelin Ettmayer

Mitteleuropa ist in. Das ist gut so. Es ist gut, daß man sich gerade dort, wo zwei gewaltige, von unterschiedlichen Ideologien getragene Militärböcke aneinander grenzen, auf eine gemeinsame Geschichte und Kultur, ja auf gemeinsame Interessen besinnt.

Bei dieser allgemeinen Zustimmung, derer sich Mitteleuropa erfreut, können aber jene Stimmen nicht überhört werden, die sich durchaus für eine stärkere Zusammenarbeit im Zentrum Europas aussprechen, dem Begriff »Mitteleuropa« jedoch ablehnend gegenüberstehen. Man sollte lieber von »Zentraleuropa« sprechen. So etwa Zoran Konstantinović vom Institut für vergleichende Literaturwissenschaft der Universität Innsbruck.

Derartige Einwände, die auch von anderer Seite geäußert werden, sollte man nicht verdrängen, es geht vielmehr darum, ihre geschichtliche Relevanz zu erkennen, um zu sehen, wie weit sie auch heute berechtigt sind.

Unter den verschiedenen Mitteleuropa-Vorstellungen vor dem Ersten Weltkrieg spielten Pläne zur Schaffung einer mitteleuropäischen Zollvereinigung eine

wichtige Rolle. Die Konzepte reichten von einem Zollbund, bei dem die Zölle zwischen den Mitgliedern nur herabgesetzt würden, bis zur Zollunion. Die Meinungen darüber waren aber durchaus geteilt. Als etwa der Bruder des deutschen Kaisers, Herzog Ernst Günther zu Schleswig-Holstein, 1903 anfragte, ob er den Vorsitz des geplanten »Mitteleuropäischen Wirtschaftsvereins« übernehmen sollte, antwortete das Auswärtige Amt in Berlin mit Zurückhaltung: Der Gedanke habe Bestechendes an sich, sei aber undurchführbar, da die Nationalitäten und Regierungsformen zu unterschiedlich wären. Außerdem sollte das Verhältnis zu Großbritannien nicht belastet werden.

### Mitteleuropa-Pläne und das deutsche Kriegsziel im Ersten Weltkrieg

Diese Bedenken gab es nicht mehr, als der Reichskanzler Bethmann-Hollweg im September 1914 die »Richtlinien über die Politik beim Friedensschluß«, also die Kriegsziele, formulierte: Wesentliches Ziel war die Schaffung eines mitteleuropäischen Wirtschaftsvereines. »Dieser Verband, wohl ohne gemeinsame konstitutionelle Spitze, unter äußerlicher Gleichberechtigung seiner Mitglieder, aber tatsächlich unter deutscher Führung, muß die wirtschaftliche Vorherrschaft Deutschlands über Mitteleuropa stabilisieren.«

Ein Zollverein mit Österreich-Ungarn sollte die Grundlage für eine »Neugestaltung« der wirtschaftlichen Verhältnisse in Mitteleuropa sein. Der Chef des »großen Generalstabes«, Erich von Falkenhayn, wollte schon während des Krieges einen mitteleuropäischen Staatenbund, Bethmann-Hollweg war dagegen, da dadurch in den betroffenen Staaten eine »politische Beunruhigung« hervor-

beziehungsweise 97,1 Prozent von Bulgaren besiedelt, das heißt, sie können geradezu als bulgarische ethnische »Hochburgen« gelten. Weder der überwiegend von Türken besiedelte Kommunalverband Kurdžali-Land, noch Ardino, noch Džebel, noch Haskovo usw. werden von dem Programm erfaßt und erhalten daher auch entgegen W. Oschlies' Vermutung derzeit keine »Privilegien in Millionenhöhe«. Mit anderen Worten: Seine »einzig logische Erklärung für die rätselhaften Vorgänge in Bulgarien« greift in diesem Punkt, seinem Hauptargument, nicht. Und drittens: Daß zwischen Entwicklungsprogrammen wie dem gegenwärtig in der Strandža-Sakar-Region durchgeführten und der neuen Bulgarisierungspolitik gegenüber der türkischen Minderheit kein direkter Zusammenhang vom Typ »Kein Geld für Nicht-Bulgaren!« bestehen kann, hätte W. Oschlies eigentlich relativ einfach aus dem Umstand ableiten können, daß die bulgarische Regierung seit dem Beginn der siebziger Jahre zahlreiche und teure regionale Förderungsprogramme gerade in türkischen Siedlungszentren durchgeführt hat (Beschluß Nr. 13/1970 sowie Verordnungen Nr. 634/1971 und Nr. 207/1972 des Ministerrates). Damals wurde ausdrücklich hervorgehoben, daß diese Förderungsprogramme den bulgarischen Türken den Anschluß an das sozioökonomische Niveau des Landes ermöglichen sollten. Von einer wie auch immer getauften »Rücksichtnahme« der bulgarischen Führung auf die »nationale Empfindlichkeit« der bulgarischen Bevölkerungsmehrheit konnte also damals keine Rede sein, und daher ist nicht einsichtig, wieso in den achtziger Jahren plötzlich ein solches »Feingefühl« das Hauptmotiv für einen grundlegenden Wandel in der Minderheitenpolitik gewesen sein sollte.

W. Oschlies bestreitet die von den Kritikern der bulgarischen Minoritätenpolitik getroffenen Aussagen im Kern nicht, er selektiert und interpretiert nur anders. Dabei setzt er die Schwerpunkte einseitig und zum Teil unkritisch zugunsten Bulgariens, dessen Führung er eine — von ihrer »kollektiven Debilität« offensicht-

lich unbeeinträchtigte — »heute sehr stabile Liberalität« attestiert, ja, sogar so weit geht zu behaupten, das negative Echo im Ausland auf die Kampagne gegen die bulgarischen Türken hätte für die bulgarische Innen- und Außenpolitik durchaus positive Folgen in Form eines »heilsamen Schocks«.

Ich halte es sehr wohl für sinnvoll, zum Zwecke der besseren Nachvollziehbarkeit schwer erklärbarer Entscheidungsfindungsprozesse bestimmte Sachverhalte einmal aus der Perspektive etwa eines Politbüro-Kollektivums zu betrachten; es kann jedoch andererseits nicht die Aufgabe des Zeithistorikers sein, sich darüber hinaus auch noch den Kopf dieses Gremiums dahingehend zu zerbrechen, welche Erklärungen und Rechtfertigungen zum Zwecke der politischen Schadensbegrenzung am zweckmäßigsten nachzuschieben seien.

Zur Methode: W. Oschlies gründet seine obengenannte, wenig überzeugende Argumentation auf »lange, lange Unterhaltungen« mit »mehreren prominenten Sozialwissenschaftlern« aus »kompetenten bulgarischen Kreisen«, auf zwar mitunter »mit leicht gesenkter Stimme«, ansonsten aber »durchwegs sehr offene und ohne jede Furcht geführte Gespräche«, etwa »mit dem prominentesten Demographen Bulgariens«. Den Sinn und den Nutzen solcher Hintergrundgespräche zu bezweifeln steht wohl kein mit der Gegenwartskunde ost- und südosteuropäischer Staaten Befäßer an; als Beleg für eigene Ansichten und Vermutungen können sie jedoch nicht dienen, da sie sich jeglicher Nachprüfung entziehen. Hinzu kommt, daß auch unter vier Augen geäußerte Meinungen nicht immer den privaten Ansichten des Gesprächspartners entsprechen müssen, sondern mitunter im Auftrage übergeordneter Instanzen dezent desinformieren. Gerade bei der Analyse von so widrigen Tatbeständen, wie sie Politbürobeschlüsse und der Prozeß ihres Zustandekommens nun einmal darstellen, ist daher nicht dem gesprochenen Wort, sondern dem gedruckten — auch und gerade dem kleingedruckten — unbedingt der Vorzug zu geben.

mir in diesem Punkt konform.<sup>3</sup> Überdies habe ich ja einen, wie ich meine, eindeutigen Literaturhinweis gegeben, der ebenfalls einer Stellungnahme seitens W. Oschlies' bedurft hätte. Daß ich mit meinem Hinweis auf L. Živkova's Mystizismus ihre unzweifelhaften Verdienste auf dem Felde der Wissenschafts- und Kulturpolitik bestritten hätte, ist eine Behauptung wider besseres Wissen, der ich lediglich mit dem Verweis auf zwei andernorts publizierte einschlägige Äußerungen begegnen möchte.<sup>4</sup>

Die Feststellung W. Oschlies', »als der türkische Staatschef Evren im Februar 1982 in Bulgarien war, kam (unter den bulgarischen Türken) tatsächlich die Furcht vor einer ›Massenaussiedlung‹ (in die Türkei) auf«, gehört ins Reich der Legende, nicht in die *Europäische Rundschau*, da sie in diametralem Gegensatz zum Inhalt der von mir erwähnten anonymen »Bekanntmachung« vom 2. April 1983 im bulgarischen Parteiorgan steht: Dort heißt es, nur in wenigen und ganz speziell gelagerten Ausnahmefällen ist eine Familienzusammenführung von bulgarischen Türken mit ihren in die Türkei übergesiedelten Verwandten ersten Grades noch möglich.

W. Oschlies stellt die Behauptung auf, »Bulgarien franst an den Rändern aus« und »alle grenznahen Bezirke Bulgariens« seien »von einer ›Entvölkerung‹ bedroht«. Hierbei handelt es sich um eine Verabsolutierung der Entwicklung in einzelnen Grenzbezirken, also keineswegs um das Ergebnis einer Analyse der

Trends in allen, ja nicht einmal in der Mehrzahl der grenznahen Bezirke. Denn gerade in den Grenzregionen, in denen die Türken stark vertreten sind, ist eben kein Bevölkerungsrückgang, sondern im Gegenteil eine stabile Situation zu verzeichnen.<sup>5</sup>

W. Oschlies führt in diesem Zusammenhang das in der »Verordnung 22« von ZK und Ministerrat vom 28. Mai 1982 skizzierte Entwicklungsprogramm für grenznahe Gebiete an, dessen Herzstück die forcierte Entwicklung der Region »Strandža-Sakar«, im südöstlichen Grenzgebiet zu Griechenland und zur Türkei gelegen, darstellt. Dieses Programm ist seiner Ansicht nach der Schlüssel zur Wende in der bulgarischen Türkenpolitik vom Ende 1984: »Wäre die bis dahin gültige ›Linie‹ beibehalten worden, dann hätte man die enormen Mittel für Menschen nichtbulgarischer Herkunft vorwiegend auswerfen müssen — und das hätte das Risiko innenpolitischen Unfriedens größeren Ausmaßes in sich getragen.« Diese Ansicht steht nicht nur in krassem Widerspruch zu der von W. Oschlies eingangs konstatierten »Tatsache« einer »beispielhaften rassischen (?) und religiösen Toleranz der Bulgaren«, sondern ist überdies aus drei augenfälligen Gründen irrig: Erstens wird das gesamte türkisch besiedelte Kerngebiet im Nordosten des Landes, und hier gerade auch die an Rumänien grenzenden Bezirke, von dem gegenwärtig durchgeführten Entwicklungsprogramm unberührt gelassen. Zweitens gehören weder die Strandža-Sakar-Region noch die Mehrzahl der von diesem Programm erfaßten südlichen Kommunalverbände zu den Siedlungszentren der türkischen Minderheit. Die Strandža-Sakar-Kommunalverbände Grudovo, Elhovo und Topolovgrad beispielsweise waren 1956 zu 96,5 beziehungsweise 97,9

5 Vgl. zu den Zahlenangaben den detaillierten Überblick von Wolfgang Höpken, »Modernisierung und Nationalismus: Sozialgeschichtliche Aspekte der bulgarischen Minderheitenpolitik gegenüber den Türken«, *Südosteuropa* 35 (1986), S. 437-457, hier besonders S. 447.

3 Yordan Kerov (i. e. Atanas Slavov), »Lyudmila Živkova — Fragments of a Portrait«, *Radio Free Europe Research. Background Report/253* (Bulgaria), 27. Oktober 1980, S. 1-32; Stephen Ashley, »Bulgaria«, in: *Radio Free Europe Research. Background Report/139* (Religious Trends in Eastern Europe), 10. Oktober 1986, S. 14.

4 Stefan Troebst, (Nachruf auf) »Ljudmila Todorova Živkova-Slavkova (26. Juli 1942 bis 21. Juli 1981)«, *Südost-Forschungen* 41 (1982), S. 351-352; derselbe, *Die bulgarisch-jugoslawische Kontroverse um Makedonien 1967-1982*, München 1983, S. 86-88.

---

# Monokausale Erklärung – mit etlichen Denkfehlern<sup>1</sup>

Stefan Troebst

---

Der auf meinen Artikel<sup>2</sup> bezogene Diskussionsbeitrag *Mononationales Bulgarien — mit kleinen Schönheitsfehlern* aus der Feder von Wolf Oschlies besteht aus einer Reihe von konkreten Vorwürfen und aus einem »theoretischen Teil«. Zunächst zu den konkreten Punkten:

W. Oschlies setzt die Übergriffe von bulgarischer Verwaltung, Justiz, Sicherheitskräften und offensichtlich auch Militär auf die türkische Minderheit der Zeit seit 1984 in eindeutig apologetischer Absicht in Beziehung zu »fünf Jahrhunderten ›Türkenjoch‹«. Ich bin weit davon entfernt zu bestreiten, daß das osmanische Erbe in der Volksrepublik Bulgarien nicht noch immer mit Händen zu greifen ist, möchte aber doch zu bedenken geben, daß seitdem nun auch schon wieder ein gutes Jahrhundert ins Land gegangen ist.

W. Oschlies gibt in diesem Zusammenhang des weiteren seiner Meinung Ausdruck, die Lage der Kurden in der Tür-

kei habe einen Großteil der bulgarischen Türken von der Auswanderung in eben dieses Land abgeschreckt. Diese Vermutung erscheint mir zum einen unbegründet, zum anderen unerheblich zu sein; die abschreckenden (und ganz konkret »abhaltenden«) Faktoren waren anderer Art: nämlich die politische, soziale und wirtschaftliche Instabilität der Türkei bis zum Beginn der achtziger Jahre und natürlich die restriktive Handhabung des Aussiedlungsabkommens aus dem Jahre 1968 durch die bulgarischen Behörden. (Der von W. Oschlies verwendete Begriff »Repatriierungsabkommen« ist historisch wie völkerrechtlich irreführend.)

Unter dem Rubrum »Ungereimtheiten« und »Schnellschüsse« versucht W. Oschlies den Eindruck zu erwecken, ich hätte die Ansicht vertreten, die Tatsache der Zwangsislamisierung von Bulgaren unter osmanischer Herrschaft im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit müsse erst noch bewiesen werden. Wie ich jedoch mit der nötigen Deutlichkeit dargelegt zu haben glaube, geht es um ein viel komplizierteres Problem: ob nämlich nach den wiederholten und gänzlich außer Frage stehenden Zwangsislamisierungen auch noch eine systematische Zwangstürkisierung bulgarischer Bevölkerungsteile erfolgt ist. Das eine bezieht sich auf die Konfession, das andere auf die Sprache. Hier liegt der Grund dafür, daß die bulgarische Seite in jüngster Zeit die beiden Kriterien Konfession und Sprache bei der Bestimmung der ethnischen Zugehörigkeit der bulgarischen Türken nicht mehr als zureichend erachtet und in ihrer Beweisnot zwei neue Kriterien eingeführt hat: das der nur vage definierten »folkloristischen Tradition« und das des Rassenmerkmals. Ersteres erscheint mir nicht beweiskräftig, letzteres fatal.

W. Oschlies ist der irrigen Annahme, »noch niemand fiel bislang auch ein, Ljudmila Živkova als mystisch-sozialistische Aktivistin zu sehen«. Dem ist mitnichten so. Sowohl einer der von ihm so geschätzten prominenten bulgarischen Intellektuellen wie einer der derzeit besten Analytiker bulgarischer Politik gehen mit

1 Mit dieser Antwort des Autors betrachten wir die Diskussion über die türkische Minderheit in Bulgarien als abgeschlossen. — *Die Redaktion.*

2 »Partei, Staat und türkische Minderheit in Bulgarien: Kontinuität und Wandel (1956-1986)«, *Europäische Rundschau*, 2/1986.

gerufen würde. Aber noch im August 1918 erklärte Reichskanzler Georg Hertling dem deutschen Kaiser: Die Stärkung und Verankerung des Bündnisses der Mittelmächte würde zu einem mitteleuropäischen Block führen, wie ihn die Weltgeschichte noch nicht gesehen habe.

### Die Mitteleuropa-Vorstellungen von Naumann, Kautsky und Rathenau

Die Mitteleuropa-Konzeption Friedrich Naumanns kann durchaus im Zusammenhang mit den Vorstellungen der Reichsleitung gesehen werden. Naumann befürwortete den Plan des österreichischen Nationalökonomten Eugen von Philippowich über einen mitteleuropäischen Zollverband. Seine in seinem 1915 erschienenen Buch *Mitteleuropa* dargelegten Überlegungen über ein Zusammengehen mit Österreich-Ungarn waren primär politisch motiviert. Naumann war zur Überzeugung gelangt, daß der Krieg nicht mit einem eindeutigen militärischen Sieg der Mittelmächte enden würde. Er wollte deshalb mit Hilfe eines mitteleuropäischen Staatenbundes das deutsche Gewicht bei künftigen Friedensverhandlungen erhöhen. Ein Mitteleuropa unter deutscher Führung könnte dies bewirken.

Karl Kautskys Schrift *Die Vereinigten Staaten Mitteleuropas* war eine direkte Antwort auf Naumanns »Mitteleuropa«. Kautsky jedoch sah in den Mitteleuropa-Bestrebungen eine Art Kolonialpolitik zur Gewinnung von Einflußsphären. Das Streben eines Großstaates nach einem Staatenbund sei nur ein Deckmantel für imperialistische Gelüste, weshalb Kautsky die bürgerlichen Mitteleuropa-Konzepte verurteilte.

Auch für Walther Rathenau, seit 1913 Aufsichtsratsvorsitzender der »Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft« (AEG), war der Krieg zunächst mit dem Ziel verbunden, in Europa eine Zollunion zu erzwingen. Eine mitteleuropäische Zollvereinigung wäre »eine große zivilisatorische Errungenschaft«, Ausgangspunkt für eine politische Machtkonstellation. Mitteleuropa, geeinigt unter deutscher

Führung, gegen England und Amerika einerseits, gegen Rußland andererseits, politisch und wirtschaftlich gefestigt, sollte ein Grundpfeiler für das Gleichgewicht in Europa sein.

Der Begriff »Mitteleuropa« war also tatsächlich in der entscheidenden historischen Phase des Ersten Weltkriegs mit deutschem Expansionismus und deutschem Streben nach Vorherrschaft verbunden. Auch im Zweiten Weltkrieg sollte die »Neuordnung Europas« von einer deutschen Vorherrschaft in Mitteleuropa ausgehen.

### Mitteleuropa ist mehr

Sollte aber der Begriff »Mitteleuropa« deshalb nicht mehr gebraucht werden, weil er zu einer bestimmten Zeit mißbraucht wurde? Sollte man nicht durch ein neues Bekenntnis zu Mitteleuropa aufzeigen, daß man damit auch ganz andere Ziele verbinden kann: friedliche Zusammenarbeit, Ausbau der persönlichen Kontakte, Kulturaustausch und wirtschaftliche Kooperation? Darüber hinaus sind wohl auch folgende Überlegungen zu berücksichtigen:

- Den deutschen Militarismus, in der Vergangenheit so verhängnisvoll, gibt es nicht mehr. Alfred Grosser, mit 15 Jahren aus Frankfurt am Main emigriert, stellt dies in seinem Buch *L'Allemagne en Occident* genauso fest, wie der nach 1933 nach Frankreich gekommene Joseph Rovin in seiner Broschüre *L'Allemagne n'est pas ce que vous croyez*, wo er von der Notwendigkeit der Verständigung und der Zusammenarbeit mit Deutschland spricht.
- Die positive Tradition des Begriffs Mitteleuropa: Der Begriff »Mitteleuropa« war jahrhundertlang durchaus positiv besetzt. So heißt es etwa im sechsten Band der 1906 erschienenen Helmolt-Weltgeschichte: »Mit dem Worte »Mitteleuropa« wollen wir einen nicht allzu fernliegenden Begriff verbinden, der nicht nur ein Gegenstück zu »Osteuropa«, sondern

namentlich auch eine Art von Gegensatz zum Begriff ›Westeuropa‹ darstellen soll. Wir meinen damit die kaum bestrittene Tatsache, daß man von einer westeuropäischen Kultur im eigentlichen Sinne erst nach dem Aufhören der Kreuzzüge reden kann. Was sich vorher aus Keimen, die teilweise noch das klassische Altertum belegt hatte, entfaltet hat, das bezeichnet man nicht uneben als ›mitteleuropäisch‹... Was also nach dem Untergang der Kelten in gemeinsamer Arbeit der Romanen, Germanen und Slawen im Herzen Europas aufgebaut worden ist, das begreifen wir unter ›Mitteleuropa‹ im historischen Sinne.«

- Mitteleuropa als Ausdruck einer neuen Dimension internationaler Beziehungen: Wenn in der Vergangenheit internationale Beziehungen fast ausschließlich auf Beziehungen zwischen

Staaten gegründet waren, die sich ihrerseits wiederum von der Staatsraison leiten ließen, so eröffnet heute eine Zusammenarbeit in Mitteleuropa ganz neue Perspektiven: Nicht das, was den Staaten nützt, soll Gegenstand der Zusammenarbeit sein, sondern die Verbesserung der Lebensbedingungen der Bürger; Erleichterungen im Reiseverkehr, Kulturaustausch auch auf kommunaler Ebene, Informationsfreiheit und wirtschaftliche Zusammenarbeit.

Mitteleuropa eröffnet also neue Chancen, vor allem auch die Chance, daß dieser Gedanke von breiten Kreisen der Bevölkerung getragen wird. Daß Ressentiments aus der Vergangenheit überwunden werden können, zeigt nicht zuletzt jener Trinkspruch, den der tschechische Botschafter auf »Mitteleuropa« ausgesprochen hat.

# DIE GEPFLANTE KATASTROPHE

Als Franz Ferdinand in Sarajewo ermordet wurde, lagen die fertigen Kriegspläne bereits in den Schubladen der deutschen Militärs. Der Weg in den Ersten Weltkrieg vor 80 Jahren lief nach einem Drehbuch ab, das die Berliner Strategen verfaßt hatten. Alles hatten sie vorausgeplant — außer der Niederlage.

Eric Frey

**E**s war 11 Uhr vormittag am 8. Dezember 1912, als Kaiser Wilhelm II. seine wichtigsten militärischen Berater zu einer „militärpolitischen Lagebesprechung“ rief. In Europa lag Krieg in der Luft. Kurz zuvor hatte Serbien im ersten Balkankrieg seine militärische Stellung am Balkan massiv gestärkt. Österreich-Ungarn und Rußland steuerten auf eine Konfrontation zu. Würde Berlin seinem Wiener Verbündeten zu Hilfe kommen, auch wenn das Krieg mit Rußland, Frankreich und England bedeutet?

Im Kreise seiner Militärs — Reichskanzler Bethmann Hollweg und andere Zivilisten waren gar nicht eingeladen — drängte der Kaiser darauf, den Krieg sofort vom Zaun zu brechen. Generalstabchef von Moltke bestärkte ihn. „Ich halte den Krieg für unvermeidbar ... je eher, desto besser!“ Nur Marinechef Admiral Alfred von Tirpitz widersprach: Man müsse warten, bis die Erweiterung des Kaiser-Wilhelm-Kanals zwischen Nord- und Ostsee abgeschlossen sei. Dann erst könnten die riesigen Schlachtschiffe, Deutschlands größter Stolz, ihre volle militärische Wirkung entfalten.

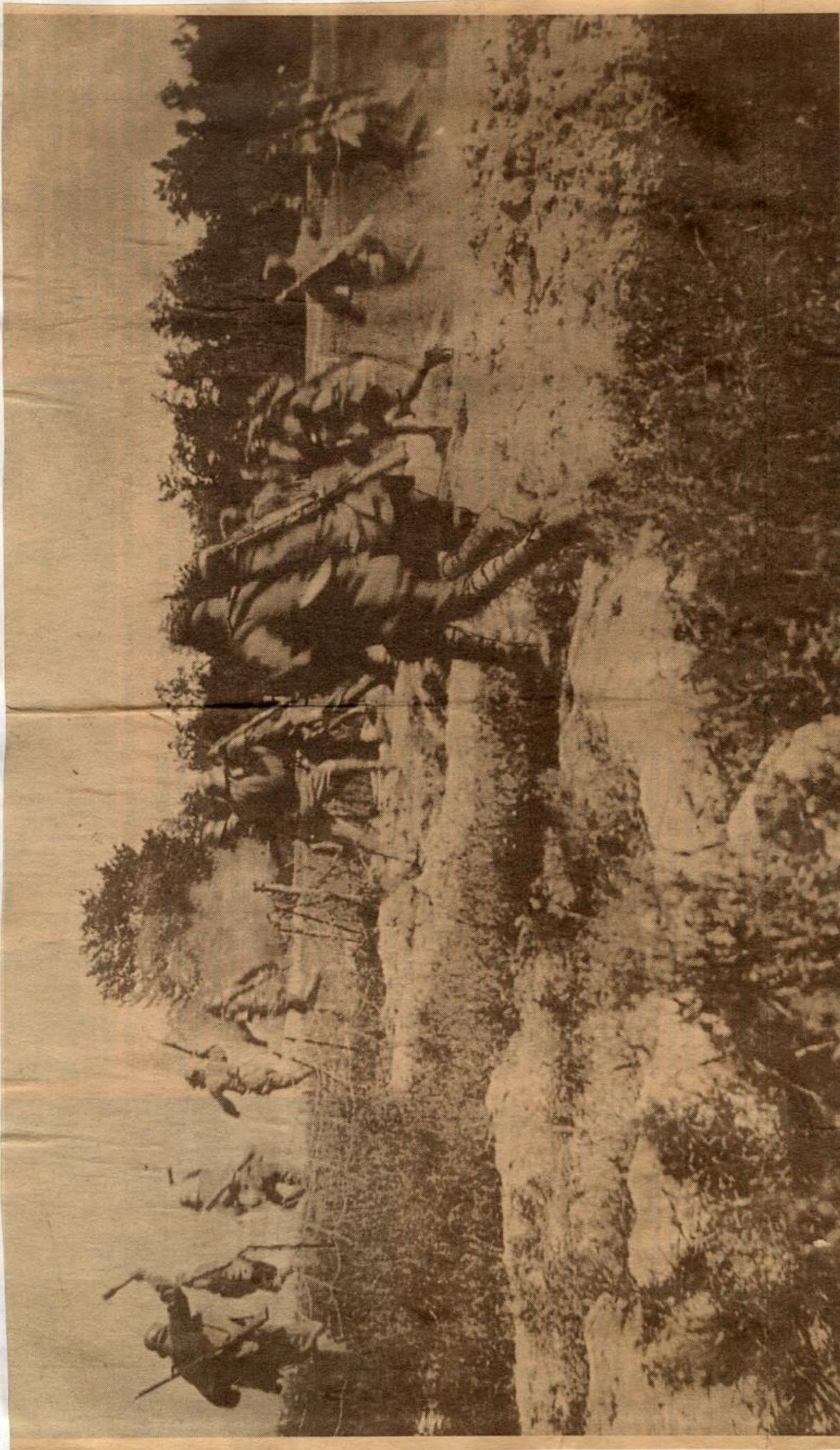
Widerwillig stimmte der Kaiser einer Verschiebung zu. Die Kriegsvorbereitungen aber

müßten in der Zwischenzeit weitergehen — das Heer vergrößert, die Rüstung modernisiert werden.

Zwischen Brunsbüttel und Kiel wurde mit Hochdruck am Kanal gearbeitet. Nach achtzehn Monaten war die Erweiterung fertig, und am 24. Juni 1914 eröffnete der Kaiser das Bauwerk. Deutschland glaubte sich für den großen Krieg gerüstet. Vier Tage später erschloß Gavrilu Princip den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand in Sarajewo.

Jahrzehntelang wurde die Juli-Krise meist als eine Verkettung unglücklicher Umstände beschrieben, durch die die europäischen Großmächte in den Weltkrieg hineinschlitterten. Die Zerstörung des alten Europas sei durch die Dummheit der Politiker ausgelöst worden, durch die Kriegslust der Generäle und die Leichtgläubigkeit der Bürger. Aber den großen Krieg, so wurde in den Schulbüchern gelehrt, wollten sie alle nicht.

Eine Fülle von Dokumenten, die seit den sechziger Jahren in Wiener und Berliner Archiven gefunden wurde, zeigt ein anderes Bild vom Marsch in den Krieg. Daß das Attentat von Sarajewo in einen gesamteuropäischen Krieg mündete, wurde vom deutschen Kaiserreich bewußt gesteuert und von der Habsburger-Monarchie tatkräftig unterstützt. Die ▷



Angriff eines k. u. k. Infanterieregiments an der russischen Front im Herbst 1914: Der „Kult der Offensive“ beherrschte bei Kriegsausbruch das militärische Denken in ganz Europa. Foto: Verlag Edition S

# MARSCH IN DEN WELTKRIEG

▷ Kriegserklärung Österreichs an Serbien am 28. Juli 1914 war genauso ein Teil des deutschen Wunschscenarios wie die Mobilisierung in Rußland und die Kriegshysterie in Frankreich. Bloß der Kriegseintritt Englands auf der Seite der Entente war nicht geplant – aber selbst darauf hatte sich der deutsche Generalstab eingestellt.

Als erstes wurde in Wien der Krieg geschürt. Der österreichische Generalstab hatte schon seit 1912 einen Präventivschlag gegen die aufstrebende Regionalmacht Serbien geplant, die die Doppelmonarchie am Balkan immer stärker bedrängte. Schon wenige Tage nach dem Attentat von Sarajewo war man in Wien entschlossen, den Thronfolgemord als Anlaß für einen entschlossenen Schlag gegen Belgrad zu verwenden. Ein Erfolg der seit 50 Jahren sieglosen k.-&k.-Armee würde den Niedergang des Habsburger-Reiches aufhalten und ihm neue Zukunftsperspektiven geben.

Das Bündnis mit Deutschland, so hoffte man in Wien, würde Rußland in Schach halten. Denn für einen Krieg mit der zaristischen Armee war Österreich nicht gerüstet.

Ganz anders liefen die Überlegungen in Berlin. Auch dort wollte man einen Krieg – aber nicht ein Scharmützel am Balkan, sondern die große Auseinandersetzung mit Rußland und Frankreich, die als unvermeidbar galt. Seit 1905 hatte sich der Kaiser durch Großmauligkeit und Unberechenbarkeit überall Feinde geschaffen. Frankreich, Rußland und England rückten immer enger aneinander; als einziger Verbündeter blieb das kränkelnde Habsburger-Reich.

Diese selbstverschuldete Isolation wurde in Berlin als Einkreisung empfunden, die nur durch einen Befreiungsschlag beendet werden konnte. Besonders Rußland, das wirtschaftlich schnell wuchs und militärisch aufrüstete, wurde als Bedrohung gesehen. In einigen Jahren könnte die französisch-russische Allianz den Achsenmächten überlegen sein. Der Krieg müsse einer solchen Entwicklung zuvorkommen. Militärplaner sprachen Anfang 1914 von einer kurzen Gelegenheit, die rasch wieder verlorengehen würde.

Deutschlands Kriegsziele waren aber nicht nur defensiv. In seinem aufsehenerregenden Buch *Der Griff nach der Weltmacht* hat der



Franz Joseph und Wilhelm – die Kaiser wußten nicht, was die Militärs taten. Foto: Verlag Edition S

deutsche Historiker Fritz Fischer die deutschen Hegemoniepläne im Osten beschrieben, die frappant an Hitlers Lebensraum-Thesen erinnern: germanische Kolonialisierung, wirtschaftliche Ausbeutung der Slawen und die Errichtung von Vasallenstaaten.

Das Attentat von Sarajewo kam für Deutschland nicht nur zum richtigen Zeitpunkt, es war auch ein idealer Kriegsanaß. Es sicherte Österreichs Teilnahme am Krieg; bei einem Streit um ferne Kolonien wäre Wien vielleicht abgesprungen. Und den Prinzenmord, so hoffte man, würden auch die Briten als Motiv akzeptieren und würden daher neutral bleiben.

**Ö**sterreich brauchte im Juli 1914 nicht viel Ermutigung aus Berlin, um einen Feldzug gegen Serbien vorzubereiten. Aber in Wien verstand man nicht, daß Deutschland einen ganz anderen Krieg plante. Für den Militärhistoriker Manfred Rauchensteiner (*Der Tod des Doppeladlers*) lag die „tragische Rolle des Deutschen Reichs in der Julikrise . . . darin, daß es in einer Parallellaktion den drohenden Krieg von vornherein mit den Dimensionen eines Weltkriegs ausstattete“.

Es wäre nicht schwer gewesen, die deutschen Kriegspläne herauszufinden. Sie waren in ganz Europa als „Schlieffen-Plan“ bekannt. Der frühere deutsche Generalstabchef von Schlieffen hatte um 1900 eine Strategie für einen Zweifrontenkrieg gegen Frankreich und Rußland ausgearbeitet, die zu Recht als gefährlichste Militärdoktrin in der europäischen Geschichte bezeichnet wird.

Schlieffens Überlegung war einfach: Deutschland sollte nicht gleichzeitig an beiden Fronten kämpfen. Da die riesige Zarenarmee vom Mobilisierungsbefehl rund zwei Monate brauchte, um ihre volle Stärke zu erreichen, könnten die deutschen Truppen in dieser Zeit Frankreich niederringen und inzwischen an der Ostfront die Stellung halten. Nach dem Erfolg im Westen würden die siegreichen Divisionen im Osten die Sache beenden.

Der Plan bedeutete, daß Kriegsvorbereitungen im Osten automatisch einen Blitzangriff im Westen auslösen müßten. Für Politiker blieb damit kaum Zeit, im Falle einer Krise zu vermitteln. Denn jede Verzögerung gefährdete den Zeitplan der Generäle.

Den Nachfolgern Schlieffens gelang es, den fatalen Zeitdruck noch weiter zu erhöhen. Um nicht gegen die starken Verteidigungslinien vor Elsaß-Lothringen anrennen zu müssen, hatte bereits Schlieffen eine riesige Flügelbewegung durch das neutrale Belgien vorgeschlagen. Für ein solches Manöver benötigten die Deutschen aber das belgisch-französische Eisenbahnnetz. Der Schlüssel dafür war der Bahnknotenpunkt von Liège (Lüttich), der unbeschädigt in deutsche Hände fallen mußte – durch einen handstreichartigen Überfall zu Beginn der Mobilisierung, der tatsächlich am 4. August erfolgte. „Mobilisierung bedeutet Krieg“ war die riskante Devise der kaiserlichen Militärs, die nach den ersten Schritten keinen Weg zurück offen ließ.

Was jeder deutsche Offizier wußte, wurde von der Regierung nicht verstanden. Der Kaiser und seine Minister dachten tatsächlich,

In den spannungsreichen Tagen nach der österreichischen Kriegserklärung an Serbien versuchten zwei Männer, das Rad der Geschichte zurückzudrehen. Kaiser Wilhelm II. und Zar Nikolaus II. waren – wie die meisten gekrönten Häupter Europas – miteinander verschwägert und korrespondierten miteinander auf Englisch. Sie unterzeichneten ihre Botschaften mit „Nicky“ und „Willy“.

In ihrem Telegrammwechsel vom 27. Juli bis 1. August wollte Wilhelm den Zaren zur Rücknahme des Mobilisierungsbefehls bewegen, während Nikolaus seinen Verwandten zu überzeugen suchte, daß dieser Schritt nicht gegen Deutschland gerichtet sei.

Die Korrespondenz, die Elisabeth Heresch in ihrer Biographie *Nikolaus II.* dokumentiert, illustriert die Abgehobenheit der Monarchen von den tatsächlichen Entwicklungen. Nikolaus scheint auf den Friedenswillen des deutschen Kaisers zu setzen, der in Europa als

# NICKY UND WILLY WOLLTEN DEN FRIEDEN RETTEN

Kriegstreiber bekannt war. Im ersten Telegramm, das Wilhelm nach seiner Rückkehr von einer Segelregatta erhält, schreibt Nikolaus von „einem schändlichen Krieg“ gegen ein schwaches Land und dem ungeheueren Druck, unter dem er stehe. „Ich berufe mich auf unsere alte Freundschaft und bitte Dich, Deinen Bundesgenossen davor zurückzuhalten, daß er zu weit geht.“

Wilhelm reagiert freundlich, aber unverbindlich. In einer Depesche vom 30. Juli

schlägt der Zar dem Kaiser vor, den serbisch-österreichischen Streit ans Haager Schiedsgericht zu verweisen. Wilhelms Reaktion: „All das sind Phrasen; was für Unsinn.“

In den nächsten zwei Tagen drehen sich die beiden Monarchen argumentativ weiterhin im Kreis. Nikolaus verspricht, daß seine Truppen vorerst keine feindlichen Handlungen setzen werden. „Darauf gebe ich Dir feierlich mein Wort“ (li.). Wilhelm fordert erneut die Rücknahme des Mobilisierungsbefehls.

Bis in die Nacht vom 1. zum 2. August setzen sie ihre Korrespondenz fort. Wilhelms letztes Telegramm (re.), wo er noch einmal eine „sofortige, klare und eindeutige Antwort“ einfordert, kommt in St. Petersburg sieben Stunden nach der Kriegserklärung an. (ef)

Elisabeth Heresch: *Nikolaus II. – Feigheit, Lüge und Verrat*, Langen Müller, erscheint demnächst im Ullstein-Verlag als Taschenbuch.

*Получена после объявления войны.*



ИМПЕРАТОРСКІЙ Телеграфъ въ *Петербургъ*  
 Телеграмма № *3085*

„119“ СЛОВО  
 Подала въ *Вену* *11/27 1914 г. 12.15 м. по пр.*  
 Получена въ *Стокгольмъ* *12/1 1914 г. 1.15 м. по пр.*

HIS MAJESTY THE CZAR

THANKS FOR YOUR TELEGRAM I YESTERDAY POINTED OUT TO YOUR GOVERNMENT THE WAY BY WHICH ALONE WAR MAY BE AVOIDED ALTHOUGH I REQUESTED AN ANSWER FOR NOON TO DAY NO TELEGRAM FROM MY AMBASSADOR CONVEYING AN ANSWER FROM YOUR GOVERNMENT HAS REACHED ME AS YET I THEREFORE HAVE BEEN OBLIGED TO MOBILIZE MY ARMY IMMEDIATE AFFIRMATIVE CLEAR AND UNMISTAKABLE ANSWER FROM YOUR GOVERNMENT IS THE ONLY WAY TO AVOID ENDLESS MISERY UNTIL HAVE RECEIVED THIS ANSWER ALAS I AM UNABLE TO DISCUSS THE SUBJECT OF YOUR TELEGRAM AS A MATTER OF FACT I MUST REQUEST YOU TO IMMEDIATELY ORDER YOUR TROOPS ON NO ACCOUNT TO COMMIT THE SLIGHTEST ACT OF TRESPASSING OVER OUR FRONTIERS

WILLY

*N.Y. 1495 vom 31. Juli 1914 g. u.*



Telegraphie des Deutschen Reichs.  
 Berlin C. Schloß-Telegraphenamtl.

abgenommen den *31.7*  
 189  
 abgeben in *Petersburg Palais des 101* den *31.7* um *14 11/5 5* Min. mit

*La Majesté l'Empereur* *Neus Palais des 101*  
 I thank You heartily for Your mediation which begins to give me hope that all may yet end peacefully. It is technically impossible to stop our military preparation which were obligatory owing to Austria's mobilisation. We are far from wishing war. As long as the negotiation with Austria on Serbia's account are taking place my troops shall not make any provocative action. I give You my solemn word for this I put all my trust in God's mercy and hope in Your successful mediation in Vienna for the welfare of our countries and for the peace of Europe

*Your affectionate Nicky*

D 847241



Zar Nikolaus II. gab einen Mobilisierungsbefehl, der undurchführbar war. Foto: Langen Müller

daß sie Kriegsdrohungen als Mittel der Diplomatie und zur Einschüchterung anderer Staaten einsetzen konnten. Doch diesen Spielraum wurde durch die Heerespläne beseitigt.

Die fehlende Absprache zwischen Zivilisten und Militärs war eine der größten Schwächen des deutschen Kaiserreiches. Das beste Beispiel dafür war der Schlieffen-Plan selbst. Er war als Antwort auf die Einkreisung Deutschlands gedacht, verstärkte aber genau diese Einkreisung, indem er Frankreich und Rußland gleichzeitig bedrohte und noch fester aneinanderschmiedete. England wiederum fühlte sich durch den Durchmarsch durch Belgien bedroht. Die deutsche Militärdoktrin nahm so den Politikern die letzte Hoffnung, die Entente in einem Krisenfall zu spalten.

**A**ber auch auf der anderen Seite gab es allzu viele Mißverständnisse zwischen der militärischen und der politischen Führung. In Rußland hatte der Generalstab nur einen Mobilisierungsplan – für eine Totalmobilisierung an allen Fronten. Dennoch gab Zar Nikolaus II. am 29. Juli den Befehl für eine Teilmobilisierung am südwestlichen Frontabschnitt. Selbst wenn nur ein Teil des russischen Heers zur Front marschiert wäre, hätte es dasselbe Signal an Berlin gesendet – Rußland mobilisiert, und Deutschland muß rasch im Westen angreifen.

Die Kriegstaktik auf beiden Seiten war vom „Kult der Offensive“ geprägt – vom Glauben aller Militärs, daß neue Technologien wie Schnellfeuerartillerie oder Maschinengewehre dem Angreifer einen unüberwindbaren Vorteil gegenüber dem Verteidiger geben.

Das Primat der Offensive entsprach dem darwinistischen Überlebensdenken, das nicht nur in Deutschland zu Beginn des Jahrhunderts vorherrschte. Und es unterstrich auch den Glauben an die reinigende Kraft des Krieges, der soziale Schranken überwinde und eine Nation zusammenschweiße. Auch französische und russische Militärs waren vom Offensivkult gefangen. In Deutschland und Österreich wurde er zur politischen Maxime erklärt.

Die ersten Kriegswochen schienen den Verfechtern der Offensive recht zu geben. Der Krieg verlief nach Schlieffens Drehbuch: der erfolgreiche *Coup de Main* bei Liege, Vormarsch durch Belgien, Verteidigung im Osten. Daß Österreichs Truppen gegen Serbien und Rußland wenig Erfolg hatten, spielte kaum eine Rolle.

Aber dann kam alles anders: Die deutsche Offensive im Westen blieb an der Marne stecken, und statt der Entscheidung vor Weihnachten folgte ein vierjähriger blutiger Stellungskrieg, der das Gesicht Europas tiefgreifend veränderte. Deutschlands Kriegsschuld wurde zwar in den Versailler Verträgen festgeschrieben, von den Deutschen aber nicht akzeptiert. Erst mußten sie einen zweiten Weltkrieg entfesseln und verlieren, bevor sie ihre Welteroberungspläne endgültig begruben.

Manfried Rauchensteiner: *Der Tod des Doppeladlers – Österreich-Ungarn und der Erste Weltkrieg*, Verlag Styria 1993, 718 S.